Dutens Lebensbeschreibung

oder

Memoiren eines Gereiseten,

der ausruht.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Johann Friedrich von Meyer.

Erster Band.

Amsterdam, 1807.

Im Kunst- und Industrie-Comtoir.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Verzeichniß der Capitel.

Erſtes Capitel.

Duchillons Geburt, Erziehung und Anlagen. S. 4

Zweytes Capitel.

Erſter Ausflug. Duchillon's Reiſe nach Paris 10

Drittes Capitel.

Erſter eben nicht ſehr erfreulicher Auftritt eines jungen Schriftſtellers 19

Viertes Capitel.

Duchillon ſetzt ſich den Gefahren des Müßiggangs aus 23

Fünftes Capitel.

Rückkehr zu meinen Eltern. Comiſche Herausforderung und lächerliches Quidpromo. 28

Sechstes Capitel.

Duchillon ſtiftet Bekanntſchaft mit zwey engliſchen Frauenzimmern, und entſchließt ſich nach England überzugehen. . . . . Seite 34

Siebentes Capitel.

Duchillon's Aufnahme in England. Charakter ſeines Onkels und ſeiner Tante 42

Achtes Capitel.

Duchillon lernt Herrn Pitt kennen. Wie es mit dieſer Bekanntſchaft für ihn ablief 46

Neuntes Capitel.

Duchillon überſetzt engliſche Comödien. — Betrachtungen über die Schauſpiele der Engländer. — Rückkehr nach Frankreich. — Eine dem Verfaſſer heilſam gewordene Krankheit. 51

Zehntes Capitel.

Zweyte glücklichere Reiſe Duchillon's nach London. — Er wird Hofmeiſter bey einem jungen Engländer. — Charakter des Herrn Wyche und ſeiner Familie. 61

Eilftes Capitel.

Duchillon verliert ſeinen Zögling. Sein Gram darüber. 73

Zwölftes Capitel.

Duchillon unternimmt, eine Taubſtumme Reden, Leſen und Schreiben zu lehren. 80

Dreyzehntes Capitel.

Verfolg von Duchillon's Unternehmung. Beobachtungen. Die Umſtände fangen an, für ihn eine andere Geſtalt zu gewinnen. 87

Duchillon wird Secretair des außerordentlichen groß-
brittanischen Gesandten am Turiner Hofe. Ueber Lord
Bute und dessen Bruder. Reise nach Italien. Seite 100

Vierzehntes Capitel.

Schilderung des Hofes von Turin. — Ueber den König
und dessen Minister. — Merkwürdige Anecdoten. 108

Funfzehntes Capitel.

Duchillon's Aufführung und Gesinnungen in seiner
neuen Lage. 121

Sechszehntes Capitel.

Duchillon's Verbindung mit Madame Martin. 127

Siebzehntes Capitel.

Politische Anecdoten. 131

Achtzehntes Capitel.

Herr von Pré. Aufführung einiger jungen reisenden
Engländer in Turin. 13

Neunzehntes Capitel.

Sonderbarer Auftritt zwischen Herrn Pitt und dem Her-
zog von Newcastle. Es werden Duchillon die
Geschäfte des Königs von England in Turin anvertraut. 15

Zwanzigstes Capitel.

Der Herzog und die Herzoginn von Grafton kommen nach
Turin. 1:

Ein und zwanzigstes Capitel.

Charakter der Piemonteser — Duchillon verläßt den
Turiner Hof. 1

Zwey und zwanzigſtes Capitel.

Der Bailly von Solar. — Sterne; ein lächerliches Quidproquo. — Madame de Bouffleurs. — Der Prinz von Conti. — Rückkehr nach England. — Geſchichte des Lieutenants Campbell. — Der Friede wird geſchloſſen. . . . . Seite 175

Drey und zwanzigſtes Capitel.

Unglück der Mylady Mokeswarth und ihrer Familie. 193

Vier und zwanzigſtes Capitel.

Duchillon macht Anſtalten nach Turin zurückzukehren. — Engliſche Straßenräuber. 200

Fünf und zwanzigſtes Capitel.

Duchillon beſucht ſeinen Vater, und kommt in Turin an. Streitigkeiten Herrn Pitts mit ſeiner Gemahlin. Seltſame Präſentation. 214

Sechs und zwanzigſtes Capitel.

Der Marquis de Breille. — Der Graf von Bley wird Staatsminiſter in Turin. 221

Sieben und zwanzigſtes Capitel.

Literariſche Arbeiten. — Der Herzog von Crillon, Herzog von Savoyen. — Duchillon wird abgerufen, und nimmt Abſchied vom Könige von Sardinien. 233

Acht und zwanzigſtes Capitel.

Duchillon macht die Bekanntſchaft des Herzogs von Northumberland, und geht nach Paris. — Was ihm mit einer Unbekannten widerfährt, die er im Schauſpiele antrifft. 246

Neun und zwanzigſtes Capitel.

Duchillon reiſet mit dem Sohne des Herzogs von Northumberland nach ſeiner Vaterſtadt ab. — Sie kehren

nach London zurück, wo Duchillon dem Lord Bute vorgestellt wird. . . . . Seite 251

Dreyßigſtes Capitel.

Abfahrt von London, um die Reiſe durch Europa zu machen. Luſtige Repartie des Ritters de la Borde. — Die Marquiſinn Walbey in Genua. — Florenz. 261

Ein und dreyßigſtes Capitel.

Rom. — Zeitvertreib daſelbſt. — Der Graf Schuwalof. — Project zu neuem Vertrage mit dem Papſte. 275

Zwey und dreyßigſtes Capitel.

Neapel. — Ueber den König, die Herzoginn und den Marquis Tanucci. 291

Drey und dreyßigſtes Capitel.

Rückkehr nach Rom, den Kaiſer zu ſehen. — Charakter dieſes Fürſten und Anecdoten bey dieſer Gelegenheit. 307

Vier und dreyßigſtes Capitel.

Mayland. — Der Marquis von Parabere. — Das Rhinoceros. 315

Fünf und dreyßigſtes Capitel.

Abgeſtatteter Beſuch bey Voltaire und Brucker. — Reiſe nach Deutſchland. 325

Sechs und dreyßigſtes Capitel.

Aufenthalt in Wien. — Beſchreibung des Hofes daſelbſt. 336

Sieben und dreyßigſtes Capitel.

Ueber den Fürſten Kaunitz und einige andere Perſonen des Wiener Hofes. 346

Acht und dreyßigſtes Capitel.

Preßburg. — Kempels Schachmaſchine. — Prag. Dresden, Leipzig. 360

Neun und dreyßigſtes Capitel.

Duchillon erhält eine Audienz beym Könige von Preußen. — Anecdoten, den preußiſchen Hof betreffend. 370

Vierzigſtes Capitel.

Milord Mareſchall. — Der Graf Hodiz. — Der Baron Pöllnitz. 386

Ein und vierzigſtes Capitel.

Braunſchweig. — Der König von Schweden. Gemälde dieſes Herrn. — Geſchichte des Baron Trenk. 393

Memoiren

eines Gereiſeten,

der ausruht.

Erſter Band.

Erſtes Capitel.

Duchillon's Geburt, Erziehung und Anlagen *).

Meine Familie reicht in das höchſte Alterthum hinaus; nur Schade, daß man ihren älteſten Urſprung nicht kennt. Mein Name, wie der der Montmorency's, verliert ſich in die Dunkelheit der Zeiten. Moreri erwähnt eines Dutens, der Stallmeiſter bey Carl dem Groſſen geweſen iſt, und dreyhundert und ſechszig Jahr alt geworden ſeyn ſoll. Ein anderer, eben dieſes Namens, befand ſich mit bey der Belagerung von Rochelle unter Heinrich IV. und ſtand dem dabey gebrauchten Ingenieur-Corps vor.

*) Duchillon iſt der Name eines kleinen Landgutes meiner Familie, der immer den Jünaern daraus beygelegt ward. Es war derjenige, den man mir in meiner Jugend gab, und den ich in dieſem Buche annehme; ob ich mich gleich immer bey meinem gewöhnlichen Familiennamen genannt habe.

D'Aubigne erwähnt deſſelben in ſeiner allgemeinen Geſchichte, und erzählt ſogar von einem Wunder, das der Himmel dieſem zu Gunſten gethan haben ſoll. Wir halten uns aber nicht weiter bey Wundern auf; ich will nur noch hinzuſetzen, daß Bernier, in ſeiner Geſchichte von Blois, meine Vorfahren aus Mer, einem kleinen, vier Lieuen von jener Stadt gelegenen Flekken, abſtammen läßt.

Meine Vorfahren waren Proteſtanten; Moreri führt an: daß Einer von ihnen den Reformator Calvin bey ſeiner Glaubensverbeſſerung kräftig unterſtützt habe. Mein Vater, der der Religion, in welcher er erzogen worden, ſehr lebhaft anhing, begab ſich nach England, ſich dort niederzulaſſen, ſah ſich aber, da er das Clima ſeiner Geſundheit nicht zuträglich fand, genöthiget, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Bald darauf verheirathete er ſich in Paris, und zog ſich nach der Provinz zurück, wo er auf die Erziehung ſeiner ziemlich zahlreichen Familie alle mögliche Sorgfalt verwandte.

Jedermann weiß, wie ſchwer es für Proteſtanten in Frankreich iſt, mit irgend einiger Annehmlichkeit zu leben; jeder Zugang zu Ehrenſtellen und Glücke iſt ihnen verſperrt; in keinen Unternehmungen werden ſie aufgemuntert; kaum

baldet man ſie *). Ungeachtet dieſer Schwierigkeiten indeß, führte mein Vater, deſſen ſanfter Charakter und Rechtſchoſſenheit ihn überall beliebt machten, und Hochachtung erwarben, ein ziemlich frohes ruhiges Leben, und fand ſein Glück in dem Schooße ſeiner Familie. Die Zärtlichkeit und Aufmerkſamkeit einer vortrefflichen Gattin, die Gelehrigkeit und guten Anlagen ſeiner ſieben Kinder, die er herzlich liebte, genügten ſeiner redlichen und von allem Ehrgeize freyen Seele. Unſere Erziehung machte den Hauptgegenſtand ſeiner Sorge aus; und das Gelingen des Fleißes, den ſeine Vaterzärtlichkeit auf mich insbeſondere verwandte, erfüllten ihn mit heitern, ſein Herz erfreuenden Hoffnungen. Ich war kaum zehn Jahre alt, als ich mich ſchon daran wagte, Luſtſpiele zu verfertigen, die, wie man ſich leicht denken kann, kein weiteres Verdienſt hatten, als daß ſie meinem Vater Vergnügen machten; auch dichtete ich wohl Räthſel für den Mercur; Madrigale, in denen ich meine Nachbarinnen beſang, und machte Epigramme auf die Begebenheiten der Zeit, ſo, daß ich ſchon, noch ehe ich mein zwölftes Jahr erreicht, im Rufe eines

*) Man bittet Ein für allemal den Leſer, nie zu vergeſſen, daß dieſe Memoiren in den Jahren 1775 bis 1805 geſchrieben worden ſind.

ſchönen Geiſtes in meinem Städtchen ſtand. Unterdeſſen hatte doch keine mir von den Freunden meines Vaters ertheilte Lobeserhebung mich aufgeblaſen gemacht, oder mir den Kopf verrückt; eine gewiſſe natürliche Schüchternheit und Beſcheidenheit bewahrten mich vor den übeln Folgen, die eine zu große Elternnachſicht und Vorliebe zu den Kindern gewöhnlich zu haben pflegt; ich ſagte mirs, daß ich viel von der allzugünſtigen Meynung, die Andere von meinen zunehmenden kleinen Gaben hegten, abrechnen müßte. Es ſchmeichelte mir indeſſen doch, wenn die Leute von meinen Fortſchritten gut dachten; mein brennender Eifer zum Lernen fand dadurch ſich aufs Aeußerſte gereizt, und ich brachte ganze Nächte damit zu, wo möglich, zu verdienen, daß dasjenige, was man von mir Vortheilhaftes ſagte, auch wirklich wahr werden möchte. Unglücklicherweiſe waren die Bücher, die ich las, nicht aufs beſte gewählt, mein Herz und meinen Geiſt zu bilden; die Amadiſſe, die Ritter von der Tafelrunde, die Helden der Durfe und Calprenedens machten verſchiedene Jahre lang meine Lieblingslectüre aus. Man hatte mich zu einem Abbé in die Schule gethan, der viel Zuneigung gegen mich gefaßt, und mich über ſeine ganze Bibliothek nach Herzensluſt ſchalten und walten

ließ. Ich hatte darin die vollſtändigſte Sammlung der beſten franzöſiſchen Romane und Dichter angetroffen, und füllte mir mit ihren Arbeiten ſo lebhaft den Kopf an, daß ich beynahe auf die romantiſchſten Ausſchweifungen verfallen wäre. Mein Vorgeſetzter, außer anderm mir ertheilten Unterrichte, lehrte mich auch das Schachſpiel und machte gern eine Parthie mit mir; ich merkte ihm aber bald ab, daß er die Schwäche hatte, durchaus nicht vertragen zu können, an mich zu verlieren; meine über ihn erhaltenen Siege pflegten dann nicht blos für meinen, ſondern auch wohl meiner Schulgefährten Rücken, durch die üble Laune, in die ſie ihn verſetzten, die ſchmerzlichſten Folgen nach ſich zu ziehen. Sehr bald lehrte mich die Klugheit, ganz demüthig ihn die meiſten Male lieber das Spiel gewinnen zu laſſen. Dieſe Politik wurde mir überdem ſogar auch eine ganz einträgliche Sache, weil meine Mitſchüler mich für dieſe freywilligen Niederlagen bezahlten; ſo daß ich dadurch ein Mittel aufgefunden hatte, eine Art von Kopfgeld über ſie zu erheben.

Meine Lehrbegierde hatte mich bald mit allen Romanen und Hauptdichtern zu Ende kommen laſſen; glücklicherweiſe verfiel ich jetzt aufs Leſen der Geſchichte und ernſterer Werke aus dem

Fache der Moral und Philoſophie, die der Seele eine nahrhaftere Koſt gewähren. So gelangte ich bis an jenes Alter, wo das Herz der Jünglinge ſich einer andern Gattung ihnen ſelbſt anfangs unerklärbarer Gefühle aufſchließt, und ſie bitterſüße Weben und Vergnügen kennen lehrt. Mit einem Worte, ich verliebte mich, anfangs nur als ein ſchüchternes Kind, das ſich nicht zu erklären wagt, und dem ſogar vor dem Erathenwerden äußerſt bange iſt. Ich trieb dieſe Blödigkeit beynahe bis zum Lächerlichen; und obgleich meine Dulcinee nicht von einem Range war, vor dem ich hätte zurückſchrecken können, (denn ihr Vater war ein Schulmeiſter,) erinnere ich mich doch noch wohl, daß ich mehr als ein ganzes Jahr lang mich daran genügen ließ, alle Tage ein Paarmal vor ihrer Thür vorbeyzugehen, und ihr meine Anbetung nicht anders als durch einige tiefe Verbeugungen und Reverenze kund zu machen. Endlich that ſich eine glückliche Gelegenheit auf: Einen jungen Mann meiner Verwandtſchaft aus einer entfernten Provinz brachte ſein Vater nach unſerm Städtchen, ihn durch den Vater meiner Schöne erziehen zu laſſen. Von dem Augenblicke an ward dieſer der Liebling meines Herzens; ich beſuchte ihn alle Tage, und genoß dadurch der Seligkeit, meine Angebetete

von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen. Ich liebte ſie bis zum Närriſchwerden; ſie ihrerſeits, die dies ſehr bald gewahr wurde, ſah ſchnell, daß ſie einen Neuling in mir vor ſich hätte, und ſäumte daher nicht, bald gegen mich mit dem für junge Herzen nicht ungewöhnlichen Vorſchlage, ſie zu heirathen, herauszurücken.

Ihr Wunſch befremdete mich nicht, und ihm Folge zu leiſten, wäre mir ſogar ganz recht geweſen, wenn die Sache nur heimlich hätte zu Stande kommen können. Aber ich fürchtete zu ſehr, mich dem Unwillen meines Vaters auszuſetzen, der gar nicht der Mann war, eine ſolche frühe Verplemperung gut zu heißen. Mein Zögern indeß gefiel meiner Geliebten ganz und gar nicht; ſie ließ mir keine Ruhe, bis ich ihr endlich verſprach, ich wollte meinen Vater dahin zu bringen ſuchen, daß er ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung gäbe. Kaum hatte ich den Fehler begangen, als ich ſchon merkte, ich hätte mich übereilt, und dieſe Uebereilung zu bereuen anfing. Ich ſuchte alſo allerley Vorwand auf, die Entſcheidung auf die lange Bank zu ſchieben; aber es half nichts; ich mußte mich entſchließen, den Schritt entweder zu thun, oder es aufzugeben, meine Schöne zu beſuchen; ein Gedanke, den ich nicht

aushalten konnte! Ich faßte demnach ein Herz, und ergriff eines Tages die Gelegenheit, an einem kühlen Sommerabende, wo mein Vater in den Garten gegangen war, frische Luft zu schöpfen, ihm nachzuschleichen, unter der umschattenden Dunkelheit einer Allee mein jugendliches Herz ihm zu eröffnen, und ein Geständniß zu thun, das indeß hier meine Liebe mit aller ihrer Beredsamkeit nicht gehörig unterstützte. Denn kaum hatte ich zitternd den Vortrag zu Ende gebracht, als die Antwort darauf mir mit einer so derben Ohrfeige ertheilt ward, daß ich nur allzudeutlich empfand, wie wenig mein Vorschlag nach dem Geschmacke desjenigen war, an den ich ihn herausstammelte.

Zweytes Capitel.

Erster Ausflug. Duchillon's Reise nach Paris.

Der Aerger darüber, einen solchen Schimpf erfahren haben zu müssen; meine Schaam über die Schmach, jetzt mit so übler Bothschaft vor meiner Geliebten zu erscheinen, brachten mich zu dem

Entſchluſſe, das väterliche Haus zu verlaſſen. Ich packte heimlich meine Siebenſächelchen zuſammen, ſchickte meinen Coffer ganz in der Stille der Nacht mit einem Fuhrmann nach Angers ab, und machte mich hierauf um vier Uhr Morgens, ziemlich ſchlecht mit Geld verſehen, auf, einige Meilen vor der Stadt mit meinem neuen Geleiter zuſammenzutreffen. Sobald mein Vater meine Flucht inne ward, und durch einen meiner jüngern Brüder erfuhr, welches Weges ich gezogen wäre, gerieth er in lebhaften Zorn; ſein erſter Gedanke war, nach der Meſſagerie zu gehen, meinen Coffer dort anzuhalten, und mich ſo für meine Narrheit büßen zu laſſen. Indeß legte ſich denn doch ſchon auf dem Wege dahin ſeine Erbitterung, und Vaterzärtlichkeit trat an deren Stelle. Anſtatt mich der Gefahr gänzlicher Entblößung von Allem auszuſetzen, in die ich mich aus Mangel an Erfahrung jetzt zu ſtürzen im Begriff war, gab er vielmehr der Poſt Geld für mich, und einen Brief an einen ſeiner Freunde in Angers mit, den er darin bat, mich in ſein Haus bis weiter aufzunehmen. —

Dieſe Güte meines Vaters rührte mich äuſſerſt, und erregte aufs lebhafteſte den Vorſatz in mir, aller Liebesthorheit zu entſagen, und mich ernſthaft auf Studien zu legen, die mich geſchickt

machen könnten, in der Welt es zu Etwas zu bringen. Allein eine junge Schweſter des Freundes meines Vaters, bey dem ich in Angers abgetreten war, machte plötzlich einen ſolchen Eindruck auf mein Herz, daß ich nun weiter nichts als den Wunſch, ihr zu gefallen, denken konnte. Sie war ein wenig einfältig, und dabey nicht wenig fromm, ſo daß die Vorſtellungen ihres Beichtvaters, Herrn Coſſins, gegen die Sträflichkeit eines Herzensverſtändniſſes mit einem fremden Religionsverwandten, mir in der Zuneigung, die ſie ſonſt gegen mich hätte faſſen können, keinen kleinen Stein in den Weg legten. Sie ſetzte mir indeſſen ſo lange über dieſen Punkt zu, bis ich ihr verſprach, mich mit Herrn Coſſin über meinen Seelenzuſtand zu unterhalten. Sie hoffte, das Lied vom Ende dieſer Unterhaltungen würde ſeyn, eine Veränderung in mir hervorzubringen, die mich ihrer würdiger machen könnte. Ihr mein gegebenes Wort zu erfüllen, ging ich alſo jetzt alle Tage zu dem Gottesmann, mir von ihm durch Controverſen die Zeit verkürzen zu laſſen, wobey ich mich ſtellte, als ob ich durch ſeine Beweisgründe wohl erſchüttert und in die Hürden der Kirche zurückgeführt werden könnte. Nicht lange aber währte dieß, als mein Vater, von der Gefahr, die ich liefe, benachrichtiget, nach Angers ſchickte,

mich wieder zu ſich nach Hauſe abholen zu laſſen. Er that mich hierauf nach Nantes in das Haus eines Kaufmanns, bey dieſem den Handel zu erlernen. Ich fand an dieſem Stande nichts weniger als Geſchmack; da ich aber keinen beſſern Ausweg vor mir ſah, reiſte ich nach dem Orte meiner neuen Beſtimmung ab.

Es hatte allen Anſchein, mein Verhängniß wolle, daß ich mich in einem fort verlieben ſollte. Es war nicht ſo bald ein Fieberanfall vorbey, als ſchon ein anderer neuer mich wieder anfocht. In Nantes ſtieg ich bey einem rechtſchaffenen Einwohner der Stadt ab, der zwey Kinder hatte; eine außerordentlich hübſche Tochter und einen Sohn, mit dem ich bald nähere Freundſchaft ſtiftete. Auf das Mädchen, die einem alten und reichen, ihr ſehr widerlichen, Manne beſtimmt war, hatte ein junger Menſch, ihr Nachbar, einen ſtarken Eindruck gemacht; beyde liebten einander ſehr feurig; ſie ſuchte daher Gelegenheit, mich in ihr Intereſſe zu ziehen, welches ſie auch bald dadurch bewerkſtelligte, daß ſie mich gleichfalls in ein Herzensverſtändniß mit einer ihrer Verwandtinnen verwickelte. Jetzt ſchloſſen wir uns dann ſchnell eben ſo feſt an einander, als es nur ein Paar Hofleute können, die etwa gemeinſchaftliche Sache machen, einem Miniſter ein Bein un-

terzuſchlagen; allein, nachdem ſie ihren Zweck erreicht hatte, dauerte unſer gutes Vernehmen auch nicht viel länger, als eine ſolche Hofverbindung zu thun pflegt. Da damals die ganze Stadt voll von den Vorbereitungen war, die in Paris zur Feyer des Friedens von 1748 getroffen wurden, faßte ich endlich plötzlich den Entſchluß, unverzüglich nach dieſer Hauptſtadt abzureiſen.

Ich that dieß am Aſchermittwoch in einer von mir gemietheten Chaiſe, ohne es mir nur einmal einfallen zu laſſen, daß ich nicht Geld genug bey mir führte, auch nur den vierten Theil des Weges, zum Ziel meiner Wanderſchaft hin, zurückzulegen. Es war ein äußerſt kalter Tag. In einem guten warmen Mantel eingehüllt, nahm ich mir vor, mich in der Chaiſe für den Schlaf zu entſchädigen, den ich mir die Nacht vorher durch den Tanz auf einem Balle in der Stadt abgebrochen, als mir ein junger Kaufmann von Rheims begegnete, der zu Pferde in der Bretagne in ſeinen Geſchäften herumtrabte. Er ließ ſich mit mir in ein Geſpräch ein. Wir unterhielten uns über das Carnevalsvergnügen in Nantes, von denen er ſeinen gehörigen Theil genoſſen hatte; und endlich ließ er ſichs nicht undeutlich merken, ich würde ihm, da er ſo ermüdet wäre, einen ſehr großen Gefallen thun, wenn

ich ihm einen Platz in meinem Wagen einräumte, daß er ein wenig im Fahren ausruhen und ſich erholen könnte. Da mein Wagen ein einſitziger war, gab ich ihm zur Antwort: ich wollte ihm meine Stelle gern nach Tiſche abtreten; er möchte ſich nur noch ein Paar Stunden gedulden! Luſtig ritt er hierauf voraus, das Mittagsmahl zu beſtellen. Nachdem wir zuſammen gegeſſen und getrunken, ſtieg er in meine Chaiſe ein. Ich ſetzte mich dagegen auf ſein junges raſches Pferd, auf dem ich ſehr bald mein Fuhrwerk aus dem Geſichte verlor. Nicht lange nachher bekam ich Gelegenheit, mir ein doppeltes Verdienſt um meinen jungen Begleiter zu erwerben; denn es überfiel mich ein ſo heftiges Sturm- und Schneeflockenwetter, daß, da ich nicht länger den Froſt aushalten konnte, und weder Haus noch Wald nahe war, mir Dach und Fach zu geben, ich mich abzuſteigen genöthigt ſah, um mich unter dem Bauche des Pferdes ein wenig vor dem Toben des Windes zu bergen. Ich konnte es nur mit ſehr groſſer Mühe zum Stillſtehen bringen. Mittlerweile langte die Chaiſe an; mein Geſellſchafter, da er ſah, wie ich litt, wollte ausſteigen, und mir meinen Platz wieder einräumen; aber ich gab dieß nicht zu; naß war ich ſchon einmal; ich

bat ihn alſo, nur, bis wir nach Rennes kämen, in dem Wagen ſitzen zu bleiben. Dieſe meine Gefälligkeit bezauberte ihn, und ich durfte auch nicht lange auf die Belohnung dafür warten. Als ich die Rechnung mit meinem Fuhrmanne abgemacht, befand ich mich ohne Heller, und bey der traurigen Ausſicht, daß ich in Rennes keinen Bekannten hatte, fühlte ich mich in nicht geringer Verlegenheit. Der junge Menſch las es auf meinem Geſichte, und ſetzte mir ſtark mit Fragen zu. Ich konnte nicht umhin, ihm zu entdecken: daß ich die Thorheit begangen, nach Paris ohne Geld reiſen zu wollen, und nun in Rennes bleiben müßte, bis ich nach Hauſe geſchrieben, mir welches von daher kommen zu laſſen. Der junge Mann bot mir großmüthigſt ſeinen Beutel an, und drang in mich, die Poſt mit ihm zu nehmen. Die Umſtände, in die mich meine Unvorſichtigkeit gebracht, waren zu kitzlich, als daß ich von dieſem Glücksfalle nicht Gebrauch hätte machen ſollen; alſo nahm ich ſein Anerbieten natürlicherweiſe mit großem Danke an.

Wir ſetzten unſere Reiſe mit Courierpferden fort; allein einer ſo ſtarken Leibesbewegung nicht gewohnt, fand ich mich, nach funfzehn bis zwanzig zurückgelegten Poſten, außer Stande, weiter zu kommen. Der junge Mann aus Rheims

wollte

wollte indeß ſein gutes Werk nicht halb nur vollendet haben; er war alſo ſo gefällig, zwey Plätze in der Deligence für uns zu nehmen und zu bezahlen. Unſere Reiſegefährten darin waren ein Ludwigsritter, ein Kaufmann, ein Bernhardinermönch und ein Freudenmädchen. Der Kaufmann ging nach Paris, dort ein Zeugniß in der bekannten Sache Herrn de la Bourdonnaye's abzulegen; der Ludwigsritter, um eine Penſion anzuhalten; der Bernhardiner, ein Werk drucken zu laſſen, von dem er ſich eine erſtaunliche in der Denkweiſe des achtzehnten Jahrhunderts zu bewirkende Revolution verſprach; das Mädchen endlich, auf eine vortheilhaftere Weiſe ihre Reitze in der Hauptſtadt anzulegen, als es ihr in der Provinz bisher möglich geweſen war. Der Ludwigsritter und Bernhardiner ſtritten ſich unterwegs unaufhörlich über Religionspunkte. Erſterer war einer der neuern Schöngeiſter, die, um nichts mit dem Volke gemein zu haben, ſich das Anſehn geben, keinen Gott zu glauben. Er hatte in Paris viel mit der Claſſe von Männern, die ſich Philoſophen nennen, gelebt, und gab ſich eine gewaltige Wichtigkeit mit der Bekanntſchaft, die er unter ihnen zu beſitzen ſich rühmte. Seinen Reden nach hätte man denken ſollen: die Philoſophie theile ſich wie eine Art magnetiſcher Kraft

mit, und man brauche dazu nur ſich ein wenig an den Magneten zu reiben. Uebrigens beſtand ſeine ganze Geſchicklichkeit darin: daß er in dem verächtlichen und unduldſamen ſteifen Tone aller ſeiner Brüder ſeine Sätze vortrug; er hatte nichts weniger als Verſtand genug, die Behauptungen der Schule gegen den Bernhardiner zu verfechten, dem er gleichwohl immer mit Neckereyen zuſetzte; dieſer ſeinerſeits floß von jener Art Witz, Wärme und homiletiſcher Beredſamkeit über, die die kirchlichen Waffen ausmacht: er war in beſtändiger Verzuckung und predigte unaufhaltſam mit einer unendlich feurigen, mehr der Kanzel als der Unterhaltung in einer Poſtkutſche angemeſſenen Salbung. So jung ich war, ward ich hier doch überzeugt, wie unnütz alles Streiten über Glaubenslehren ſey. Bis wir die Barrieren von Paris erreichten, blieb jeder von den Interlocutoren feſt und ſteif bey ſeiner Meynung. Wir verließen uns einander ohne das geringſte Leidweſen und Intereſſe, um allerſeits unſeren verſchiedenen Beſtimmungen nachzugehen.

Drittes Capitel.

Erster eben nicht sehr erfreulicher Auftritt eines jungen Schriftstellers.

Unsere Straße führte uns durch die Allee der Königin (Cours de la Reine) nach den Tuillerien. Die Schönheit und Pracht der Gärten und der Gebäude setzten mich in nicht geringes Erstaunen; aber nichts wirkte stärker auf mich, als das Geräusch und die Verwirrung auf den pariser Straßen. Wir kamen an einem Dienstage, um fünf Uhr Nachmittags, an, und nachdem wir über den Carousselplatz und die Straße St. Thomas du Louvre gefahren waren, befand ich mich sogleich auf dem Platze des Palais Royal, der Oper gegenüber. Die Volksmenge und das Gedräng der Wagen betäubten mich so sehr, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf stand; unterdeß fand ich mich bald zurecht, und stieg bey einem Freunde meines Vaters ab, der mir Geld gab, meinem verbindlichen Freunde aus Rheims die für mich gemachten Auslagen wieder zu erstat-

ten. Er hatte ſo viel Güte für mich bewieſen, daß ich nicht wußte, wie ich ihm genug dafür danken ſollte.

Sehr bald gewöhnte ich mich an das pariſer Leben; ich beſuchte häufig die franzöſiſche Comödie, und zog ſie allen andern Schauſpielen vor. Ich ließ mirs ſogar einfallen, ein Trauerſpiel ſchreiben zu wollen, und wählte dazu Ulyſſes Rückkehr nach Ithaka. In weniger als drey Monaten wurde es fertig, und ich brachte es nun, ohne irgend jemand um Rath zu fragen, dem Schauſpieler la Noue, mit der Bitte, gefälligſt zu veranſtalten, daß es bey der Bühne angenommen würde. Er gab mir ſehr höflich zur Antwort: er würde es erſt leſen, ehe er es der Geſellſchaft vorlegte, und mir dann aufrichtig ſeine Meynung darüber mittheilen. Als ich ihn wieder beſuchte, gab er mir den ernſtlichen Rath, noch ein Paar Monate daran zu arbeiten; hat mich zu bedenken, daß ich noch ſehr jung wäre und alſo wohl daran thun würde, erſt die guten Muſter zu ſtudieren, ehe ich mich dem groſſen Tageslichte ausſetzte. Ich war damals noch nicht in dem Alter, wo man gern weiſen Rath annimmt; ich machte noch einige andere Verſuche, mein Trauerſpiel anzubringen; aber es lief mit ihnen eben ſo übel ab, als mit jenem erſtern. In

der festen Ueberzeugung indeß, es könne nur bey der Vorstellung gewinnen, reiſete ich nach Orleans, mein Heil bey der dortigen Schauſpielergeſellſchaft zu verſuchen. Der Director derſelben war ein gewiſſer Herr d'Orville, und ich war glücklich genug, daß er es annahm. Es wurde vor einem zahlreichen Hauſe aufgeführt, und ich erhielt ſo ſtarken Beyfall von dem dortigen Parterre, daß mich wohl ein wenig Eitelkeit hätte anwandeln können, wofern ich wirklich im Grunde eine höhere Meynung von meinem Geſchmacke und meinen Gaben gehabt hätte. Allein ich ſah noch ſo viele Fehler in meinem Machwerke; die ganze Fabel des Stücks ſchien mir ſo übel zuſammengeſetzt, und die Verſification kam mir ſo ſeicht vor, daß ich von dem Augenblicke an einer Arbeit entſagte, die nicht nur die ausgezeichneteſten Talente, ſondern vornehmlich auch eine Anſtrengung und Mühe erfordert, womit ſich die Lebhaftigkeit meines Geiſtes nicht vertragen konnte. Ich kehrte mit einem Theile der Geſellſchaft, die mein Stück geſpielt hatte, nach Paris zurück; Penelope, Ulyſſes, die Prinzeſſin-Liebhaberinn Telemachs und einer der herrlichen Freyer Penelope's, ſaßen mit mir im Wagen; auch machte der Pfarrer eines gewiſſen Dorfes, Toury, der nach ſeiner

Heymath zurückkehrte, die Reiſe bis dahin mit, und war nicht der Unaufgeweckteſte in dieſer luſtigen Geſellſchaft. Es wurde von dem neuen in Orleans gegebenen Trauerſpiele geſprochen; es war ihm ein außerordentliches Vergnügen, mit dem Verfaſſer deſſelben Bekanntſchaft zu machen, und er drang dergeſtalt in mich, es ihm, während daß das Abendeſſen fertig würde, vorzuleſen, daß ich, trotz meiner etwas geſunkenen guten Meynung von meinem Ulyſſes, dem Bitten des guten Mannes nicht widerſtehen konnte. Er hörte mit einem ganz neuen Intereſſe und einer beſondern Aufmerkſamkeit zu. Es war das erſte Trauerſpiel, das er je in ſeinem Leben geleſen oder gehört hatte. Es machte einen Eindruck, wie eine wahre Geſchichte, wie etwa die Erzählung einer wirklichen Verſchwörung, auf ihn; abwechſelnd rührte es ihn, oder ſetzte ihn in Angſt, in Entzücken u. ſ. w. Er klatſchte mir oft ſeinen Beyfall zu, umarmte mich feurigſt, wenn die Handlung den Gang nahm, wie er wünſchte; kurz, er empfand ſo ſtark, daß, wenn auch die Art des Beyfalls mir nicht ganz gefiel, ich dieſe Vorleſung doch nicht endigte, ohne daß ich ein wenig zufriedner mit mir ſelbſt geworden wäre.

Viertes Capitel.

Ducbillon ſetzt ſich den Gefahren des Müßiggangs aus.

Ich kehrte alſo nach Paris zurück, aber freylich mit etwas minder guter Meynung von meinen theatraliſchen Talenten; indeſſen entſagte ich doch nicht gänzlich der Poeſie. Ich beſuchte oft einen meiner Verwandten, einen reichen Finanzier, der zwey ſehr angenehme und reizende Töchter hatte. Ihr Reichthum und ihre Schönheit lockten viele Bewerber um ſie in das Haus, die jedes nur mögliche Mittel zu gefallen ausſtudierten, und dieſe Geſellſchaft wirklich zu einem Wohnplatze immerwährenden Vergnügens machten. Meine Couſinen, ſehr lebhafte und den Ergötzlichkeiten ergebene Mädchen, bey denen aber alle dieſe ihre Bewunderer eben nicht viel galten, begegneten ihnen mit Höflichkeit, aber ohne Coquetterie und ohne ihnen Hoffnungen zu machen. Alle Tage fanden ſich bey ihnen Beſuche von Freundinnen

ein. Es herrſchte in dem Hauſe viel Geſchmack, Anſtand und Ordnung, und es glich auf gewiſſe Weiſe einem Hofe, an dem Ehrenſtellen ausgetheilt werden. Mir war das Loos zugefallen, einen zum Scherz von der Geſellſchaft aufgeſetzten Codex der Regeln ihrer Lebensweiſe in Verſe zu bringen, und man ertheilte mir das Lob: ich hätte meinem Auftrage nicht übel Genüge geleiſtet.

Der Schauſpieler Dufrêne beſuchte oft das Haus meiner Couſinen, und beläſtigte uns ſehr durch ſeinen prunkvollen theatraliſchen Ton, den er keinen Augenblick ablegte. Er ſagte eines Tages zu mir: „Man hält mich für glücklich; „Thorheit! Thorheit! ich tauſchte gern meinen „Zuſtand mit dem eines armen Landjunkers, „wenn ich nur in meiner alten Ritterburg einige zwölftauſend Livres zu verzehren hätte.“

Die Vermiſchung aller Claſſen der Geſellſchaft, die in unſern Aſſembleen vielleicht mehr als in irgend einer andern von Paris herrſchte, veranlaßte ſehr ſonderbare Contraſte, und gab oft zu angenehmen Scenen Gelegenheit; es wimmelte von Bonmots darin; alle kleinen Talente im Erzählen, in der Declamation, im Tanz, in der Muſik, fanden Gelegenheit ſich zu zeigen, und füllten jeden müſſigen Augenblick.

Der Tod des guten Finanziers machte indeſſen dieſem vergnügten Leben nicht lange darauf ein Ende. Meine Penſionen begaben ſich zu einer alten Tante, einige Zeit lang bey ihr zu bleiben. Zum Unglück für ſie, da ſie reich und Proteſtantinnen waren, fanden ſich dienſtfertige Geiſter, die, unter dem Vorwande von Religionseifer, Mittel und Wege fanden, ſie in ein Kloſter einſperren zu laſſen, aus dem ſie nicht eher wieder herauskamen, bis ſie die catholiſche Religion angenommen hatten, und ſich nun verheiratheten. Die Aelteſte bekam einen Grafen von Dionne zum Mann, und ging mit ihm nach Lyon, wo ich ſie einige Jahre nachher wieder geſehen habe. Die Jüngſte ward an einen Herrn Vicmenil, einem verdienſtvollen Officier in der franzöſiſchen Armee, verheirathet. Er iſt 1792, am 10ten Auguſt, bey dem Thuillerieſturme mit umgekommen.

Ein junger Menſch aus unſerer Geſellſchaft nahm mich bisweilen mit ſich zu einem Beſuche bey ſeiner Schweſter, die in der Straße des Bourbonnais in Penſion lebte. Ich fand oft bey ihr ein junges Frauenzimmer aus Sedan, die einzige Erbin eines ſehr reichen Mannes, und es währte nicht lange, daß ich mich in ſie verliebte. Sie erwiederte meine Leidenſchaft; ich

trug ihr an, ſie zu heirathen; die Schöne willigte ein. Es glückte uns ſogar, die Dame, bey welcher ſie in Penſion lebte, in unſre Intereſſe zu ziehen, ſo, daß ſie ſelbſt mein Geſuch in einem Briefe von mir an den Vater durch ihre Empfehlung unterſtützen half. Leider war dieſes Schreiben aber mehr voll von Beredſamkeitsblumen, als guter Gründe, den Alten zu einer mir gefälligen Antwort zu beſtimmen. Wir erwarteten dieſe mit einer leicht begreiflichen Ungeduld, und fingen ſchon an, uns über ihr Ausbleiben zu härmen, als plötzlich eines Morgens der Alte mit der Poſt ankam, und, ohne nur einmal abſteigen zu wollen, die Tochter rufen ließ. Sie flog herunter, von ihrer nicht wenig über die plötzliche Erſcheinung des Vaters betroffenen Hofmeiſterinn begleitet, und dieſer, ohne ſich in lange Unterſuchungen oder auf Vorwürfe einzulaſſen, packt das Mädchen ohne weitere Umſtände in den Wagen, fährt mit ihr ſogleich nach Sedan zurück, und überläßt der Duegna die Sorge, mir dieſe ſeine ſtumme Antwort auf meine Freyerey zu überbringen. Ich war damals gerade im Hauſe, und hätte über die unerwartete Neuigkeit beynahe den Verſtand verloren. Sie wurde mir in Gegenwart von fünf oder ſechs jungen Mädchen der Penſion zu wiſſen ge-

than. Meiner Leidenſchaft Ehre zu machen, konnte ich nicht gut umhin, mich vor ihren Augen mit dem Kopfe an die Wand zu rennen; mit dem erſten Anlaufe war es auch wirklich ganz ernſtlich gemeint; der zweyte aber wäre ſchon weniger ſtark geweſen und mir nicht ſo ganz vom Herzen gegangen, wenn die jungen Schönen mich auch nicht davon zurückgehalten hätten. Allein die armen Dinger waren ſo erſchrocken über das Leid, das ich mir anthun wollte, daß ſie jede nur mögliche Hülfe und Troſt an mich verſchwendeten. Man ſchickte endlich nach einem guten Freunde von mir, der für mich ſorgen ſollte, bis man gewiß ſeyn könnte, daß ich nichts Schreckliches gegen mich unternehmen würde. Ich verließ dies Haus, begleitet vom höchſten Mitleiden und Bewunderung der jungen Nymphen, die eine ſolche Zärtlichkeit und Leidenſchaftsſchmerz bisher nur in Romanen möglich geglaubt hatten.

Fünftes Capitel.

Rückkehr zu meinen Eltern. Comische Herausforderung und lächerliches Quidproquo.

Man sieht, daß ich in meinen Freyereyen eben nicht sehr glücklich war; unterdessen tröstete ich mich bald darüber: allein Geldmangel nöthigte mich, wieder zu meinen Eltern zurückzukehren. Hier fing ich endlich an, ernsthaftere Betrachtungen über die Wege anzustellen, die ich einschlagen müßte, einer mir nützlich werden könnenden Bestimmung zu folgen. Ich sah weiter nichts als den Handel, die Advocatur, oder Kriegsdienste vor mir, wodurch ich mir eine Aussicht auf künftiges Fortkommen eröffnen könnte. Ersteres war ganz und gar meinem Geschmacke zuwider, und die letzteren beyden Berufe sind den Protestanten in Frankreich versperrt; man kann theils der strengen Gesetze wegen, theils weil man ein gar zu mächtig herrschendes Vorurtheil dar-

über wider ſich hat, niemals in dieſen Ständen zu den dem Verdienſte gebührenden Unterſcheidungen gelangen *). Ich weiß gar wohl, daß gegenwärtig über jenen mit minderer Schärfe gehalten wird, und daß der klügere Theil der Nation dieſer jetzt weniger als ſonſt zugethan iſt; allein das war nicht zu der Zeit, von der ich rede, der Fall, und in meiner eigenen Familie hatte ich ein Beyſpiel davon erlebt. Der Erzbiſchof des Kirchſprengels nämlich, zu dem wir gehörten, ließ aus den Armen meines Vaters ſelbſt eine junge zwölfjährige Schweſter von mir wegholen, ſie in ein Kloſter bringen zu laſſen. Weder Thränen noch Vorſtellungen, noch die dringendſten Verwendungen Anderer für einen ſo in ſeiner innerſten Häuslichkeit gekränkten Mann, konnten von dem Prälaten etwas erhalten; meine Schweſter mußte in das Kloſter wandern, wo ſie nachher auch wirklich im zwölften Jahre den Schleyer angenommen hat. Dieſe Begebenheit entſchied mich, Frankreich zu verlaſſen; ich machte Anſtalt, nach England überzugehen. Dort hatte ich einen reichen Onkel, der ſich ſchon lange in London niedergelaſſen. Ich war jung und ſah keine Schwierigkeit in meinem Unternehmen. Ich

*) Dieß wurde 1743 geſchrieben.

hatte von ein Paar Engländern gehört, die ſich zu Chatelleraul aufhalten ſollten; ich ritt alſo dahin, mit dieſen Bekanntſchaft zu ſtiften, und ſie um Briefe nach ihrem Vaterlande anzuſprechen. Ich machte dieſe Reiſe mit dem Chevalier de la Barde, einem kleinen, ſehr angenehmen geiſtvollen Mann, der von Witz, Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit überfloß. Er war ein großer Liebhaber von Ritterbüchern, und vor allen Dingen vom Don Quixote, den er faſt auswendig wußte, und bisweilen den Thorheiten des Helden deſſelben nachzuäffen ſich beluſtigte. Unterwegens hielt er jeden uns Begegnenden an: Bauern, Mönche, Kaufleute, Reiſende von allen Ständen ſetzte er in Erſtaunen, ſich auf eine ſo außerordentliche Weiſe, wovon ſie keine Sylbe verſtanden, apoſtrophirt und in der Sprache der Amadiſſe eingeladen zu hören, ſeiner Dulcinee ihre Huldigung darzubringen. Aber das war noch nicht das Außerordentlichſte, was uns auf dem Wege begegnete. Als wir in Montbaſon ankamen, ſchlug de la Barde mir vor, dort ſtill zu halten, und bey einem ſeiner Freunde das Mittagsmahl einzunehmen. Wir fanden bey dieſem, der ſich eben verheirathet hatte, große Geſellſchaft; man empfing uns mit vieler Herzlichkeit und Innigkeit. Die Mahlzeit war ein we-

nig lärmend, aber wohl beſtellt und luſtig, un
die Gäſte in der beſten Laune von der Welt, al
ein plötzlicher Zufall die allgemeine Freude z
ſtören drohte: Man ſprach von Neuigkeiten, di
ſich kürzlich in der Provinz zugetragen, un
ein Officier erzählte, wie ein gewiſſer Baro
von C**, Herr von St. Maure, ſich neulich ſeh
lächerlich dadurch gemacht, daß er ſeine Fra
wieder aus einem Kloſter geholt, wohin er ſi
drey Jahre vorher, Untreue halber, hatte ein
ſperren laſſen. Ein in der Geſellſchaft ſich be
findender Edelmann aus Cohors nahm hieran
das Wort und ſagte: „Mein Herr, Sie ir
„ren ſich, ich weiß die Geſchichte beſſer;“ un
erzählte ſie hierauf nach ſeiner Weiſe, aber nu
mit ſo weniger Verſchiedenheit, daß dieß nich
der Mühe zu verlohnen ſchien, einem Officie
darüber einen Verweiß gegeben zu haben. Dieſe
nahm den Widerſpruch alſo höchſtübel auf, un
wandte ſich (ſey es, daß er ſich wirklich beleidig
fühlte, oder es auch nur ſcheinen wollte) a
den Mann aus Cohors mit den Worten: „Ich
„finde Sie ſehr keck, mein Herr, daß Sie ſich
„unterſtehen, mich ſo Lügen zu ſtrafen; ſäße ich
„Ihnen näher, ſo gäbe ich Ihnen eine Ohrfei-
„ge, Sie Lebensart zu lehren; nehmen Sie ſie
„nur als ſich gegeben an.“ Die ganze Geſell-

ſchaft zitterte vor den Folgen eines ſolchen Compliments; allein der Gascogner, weit entfernt unruhig oder aus der Faſſung gebracht zu ſcheinen, ſtand mit einem ernſthaft-feyerlichen Ton auf: „Und ich, mein Herr, Sie für Ihre Inſolenz zu züchtigen, bohre Ihnen hiermit von „hier aus meinen Degen durch den Leib; nehmen Sie ſich alſo nur für todt an!“ Die Sonderbarkeit dieſer Antwort und die nageneue Manier, ſich wegen einer Ohrfeige zu rächen, überraſchte die Geſellſchaft eben ſo ſehr, als ſie ſie ergötzte. Der Officier ging ſelbſt auf den Scherz ein, und es wurde veranſtaltet, daß ſich die beyden Gegner umarmen mußten. Nach Beendigung dieſes Mittagsmahls begaben wir uns wieder auf den Weg. Die Nacht brach ein; wir wurden genöthigt zu St. Maure unſer Quartier zu nehmen. Hier that ſich ein neues Abentheuer für uns auf. Es war an dieſem Orte nur ein ſehr mittelmäßiges Wirthshaus, und wir ſahen bald, daß wir Gefahr liefen, eine jämmerliche Abendmahlzeit halten zu müſſen. Dieß brachte meinen Begleiter auf den Einfall, nach einem ſeiner dortigen Freunde zu ſchicken, und ſich bey ihm, wenn er zu Hauſe wäre, einzuladen. Wir wurden angenommen. Nach Tiſche ſprach man von Neuigkeiten. Um

die

die bis dahin ziemlich stille Gesellschaft ein wenig zu erheitern, erzählte ich die Begebenheit des Baron von C** mit alle dem Scherze, der über die Liebesgeschichte der Frau und die Schwäche, die der Mann gehabt, sie wieder aus dem Kloster zu nehmen, vorgebracht worden war. So lustig ich sie auch vortrug, wollte doch keiner von den Anwesenden das Gesicht nur zu der geringsten Mine von Lachen verziehen. Dies ärgerte mich; ich setzte aufs neue an, als ich mich auf den Fuß treten fühlte. Es war de la Barde, der mich dadurch zurückhalten wollte, in meinem Wortstrome fortzufahren; aber ich, die Erinnerung nicht begreifend, stand auf und bat ihn, sich in Acht zu nehmen, er habe mir beynahe das Bein geschunden! Das konnte er nicht länger aushalten; er brach plötzlich das Gespräch ab, sagte, es sey schon spät; und als wir kaum hinaus waren, rief er: „Was Teufel haben Sie gethan? „Haben Sie den Verstand verloren? Der Mann, „bey dem Sie gegessen, ist gerade der arme Ba„ron C** selbst, und die Dame, die nicht lachen „wollte, die Heldinn des Romans. Wo hatten „Sie denn die Augen, daß Sie alle die Zeichen „nicht sahen, die ich Ihnen zuwinkte, als Sie „Ihre Geschichte zu erzählen anfingen?“ — Es

war mir nicht leid, den von mir geſchoſſenen Bock nicht eher zu erfahren, als bis wir das Haus unſers Wirths verlaſſen hatten; jetzt mußte ich über meinen Mißgriff herzlich lachen. Zehn Jahre nachher, da ich wieder nach Frankreich kam, und die Falunieren in der Tourraine beſuchen wollte, hatte ich mir einen Brief an den Herrn des Landgutes, auf dem ſie befindlich ſind, erbeten; allein, wie ich die Addreſſe näher anſah, fand ſichs, es ſey eben dieſer Baron von C**. Ich fürchtete, er möchte ſich meiner und meiner Erzählungsgabe wieder erinnern, und hielt es alſo für rathſam, die Falunieren zu beſehen, ohne dem Herrn des Ortes einen Beſuch abzuſtatten.

Sechstes Capitel.

Duchillon ſtiftet Bekanntſchaft mit zwey engliſchen Frauenzimmern, und entſchließt ſich nach England überzugehen.

Ich fand die beyden Engländer nicht in Chatellerault, die ich dort hatte kennen lernen wollen, und verließ alſo dieſe Stadt, um nach Hauſe zurückzukehren. Unterweges wollte ich mein Pferd

zu Ingrande tränken, und ritt es zu dem Ende ein wenig in die Vienne hinein. Das Thier aber wollte ſich nicht eher legen, als bis es das Waſſer bis an den Bauch hatte; ich ließ ihm alſo ſeinen Willen, und trieb es ziemlich tief in den Fluß hinein. Zum Unglück hatte der Stallburſche vergeſſen, den Schwanzriemen anzumachen, und das Thier, das nun in vollen Zügen trank, ſchwellte ſich ſo mit dem Waſſer an, daß eine ſchlechte Schnalle am Gurte aufging. Ich machte unterdeſſen Calender, als ich plötzlich merkte, daß ich mit dem Sattel ganz leiſe dem Thiere über den Hals wegglitſchte. Noch begreife ich nicht, wie ich nicht vorwärts oder auf die Seite geſchoſſen bin; indeſſen ſey dem wie ihm wolle, ich behielt noch das Gleichgewicht; allein mein Gaul wußte ſich ſo geſchickt zu drehen, daß es ihm, ſeinen Reiter abzuſtreifen, gelang, und ich bis an die Bruſt, den Sattel zwiſchen den Beinen, in dem Strome zu ſtehen kam. Da ich, im Augenblicke des Lockerwerdens des Gurts, den Zaum hatte fahren laſſen, war mein Träger nicht faul, ohne mich das Ufer zu erreichen zu ſuchen und Reißaus zu nehmen. Ich ſah mich alſo genöthigt, mit dem Sattel auf den Schultern, zur großen Beluſtigung einiger zwanzig Bauerjungen, ihm nachzulaufen, die mich mit

lautem Juchhey und Händeklatschen verfolgten. Mir war gar nicht lächerlich dabey zu Muthe; indessen fühlte ich doch, es sey am besten, mitzulaufen. Und so gelang es mir denn endlich, die Spottvögel in so fern für mich zu interessiren, daß sie mir halfen, meinen Flüchtling wieder einzuholen. Ich trocknete mich zu Ingrande so gut ich konnte, und ritt meiner Straße weiter nach Hause. Hier erfuhr ich, daß den Abend vorher zwey junge Engländerinnen von Stande angekommen wären, die eine Mannsperson eben dieser Nation begleite. Ich ließ mich durch meinen Banquier zu ihnen führen, und bot ihnen meine Dienste an. Beyde Damen empfingen mich sehr freundschaftlich, und schienen nicht ungeneigt mein Anerbieten anzunehmen, von dem sie wohl sahen, daß es aufrichtig gemeint sey. Ich hatte das Glück, ihnen auch wirklich nützlich zu werden, und wir schickten uns so gut zusammen, daß ich bald nachher vom Morgen bis zum Abend sie nicht mehr verließ.

Das älteste dieser Frauenzimmer war Miß Betty Pitt, Schwester des berühmten Ministers dieses Namens, nachmaligen Grafens Chatham. Sie war zart von Bau und sehr hübsch, von einem höchstfeinen Wuchse, wie die meisten Eng-

länderinnen ſind; ihre Phyſiognomie verrieth viel Geiſt und Stolz. Uebrigens ſprach ſie ziemlich gut franzöſiſch, und, wenn ſie auch dann und wann Anglicismen mit unterlaufen ließ, ertheilte ihnen ihre naive Grazie ſogar eine Art von Reiz. Sie mochte ungefähr dreyßig Jahr alt ſeyn, und beſuchte das ſüdliche Frankreich, um ihre Geſundheit, durch Veränderung der Luft, wieder herzuſtellen. —

Ihre Begleiterinn hieß Miß Taylor. Dieſe war ein Frauenzimmer von einer blendenden Schönheit, das zugleich Ernſt, ſanfter Charakter und zartes Gefühl äußerſt intereſſant machten. Dieß wirkte auf mein Wohlgefallen, wie es wohl mußte. Auch ich mißfiel ihr nicht; allein ſie bat mich nachher, da wir beſſer und genugſam mit einander bekannt wurden, daß ſie mir ihr Zutrauen ſchenken konnte, den ihr von mir gegebenen Vorzug doch ja vor ihrer Freundinn nicht ſichtbar werden zu laſſen. Ich folgte ihrem Rathe, und befand mich wohl dabey. Wir wurden faſt alle von einander unzertrennlich. Miß Pitt ſagte mir viel von dem Credite, in dem ihr Bruder in England ſtände, und ließ ſichs nicht undeutlich merken, wie wichtig ein Brief, den ſie mir an ihn zu geben verſprach, mir dort werden könnte. Ich merkte das auch wohl, da ich nicht

ſelten Engländer bey ihr traf, die ſich ſehr bemühten, dem Schutze dieſes ihres Bruders von ihr empfohlen zu werden. Unter den ſie Beſuchenden lernte ich auch einen Chevalier d'Induſtrie ihres Landes kennen, der ſich beſonders ſtark durch das Prahlen mit ſeiner Geiſtesgegenwart auszeichnete; worüber folgende Anekdote, wenn ich auch nicht ihre Wahrheit ſeinerſeits verbürgen möchte, mir wenigſtens des Anführens wohl werth ſcheint.

Er ſpottete einmal ganz unbarmherzig über die Leute, die in Geldverlegenheiten keinen Ausweg zu finden verſtänden. „Das ſey," ſagte er, „immer die Schuld deſſen, der in dieſen „Fall käme, und keinen glücklichen Augenblick „wahrzunehmen wüßte." Man fragte ihn: was er unter dem „glücklichen Augenblicke" denn meyne? — Sogleich hatte er ein Erläuterungsexempel aus ſeiner eigenen Erfahrung bey der Hand: „Mir," ſagte er, „war alles Geld ein„mal ausgegangen. Indem ich ſo in meiner Noth „herumwandelte, wurde ich auf einer der londo„ner Straßen einen wohlgekleideten Mann ge„wahr, den der Schlagfluß gerührt hatte, und „um den ſich eine große Menge Volks herum„drängte. Ich ſah, daß er eine Uhr in der Ta„ſche und einen reichen Degen an der Seite hat-

„ſe, ſchloß daraus auf das Uebrige, und ſtürzte „auf den Todten los. Gott im Himmel! was „ſehe ich? Mein Bruder! mein armer Bruder! — „Ich warf mich dem Liegenden auf den Leib, „und ſagte zu den Umſtehenden: Meine Herren! „um Gotteswillen! geſchwind! helfen Sie mir! „Iſt hier nicht ein Chirurgus in der Nähe? „Augenblicklich einen Wagen her!“ — Man kann ſich den Reſt der Geſchichte leicht denken. Der Wagen kommt; der Todte wird hineingebracht; der falſche Bruder ſteigt mit ein, und führt ſich unterwegs die Uhr und die Börſe des Mannes zu Gemüthe. Sie langen beym Wundarzte an, und der angebliche Bruder iſt in der äußerſten Verzweiflung; muß aber augenblicklich eine Reiſe antreten. Er trägt alſo dem Wundarzte auf, ſein Beſtes zu thun, um den vom Schlagfluſſe Gerührten wieder zum Leben zu bringen, empfiehlt ſich, und macht ſich aus dem Staube. —

Zur nämlichen Zeit befanden ſich auch Herr de Bourgoyne und ſeine Gemahlinn Lady Charlotte in unſerer Stadt. Ich ſah ſie bey Miß Pitt. Lady Charlotte war äußerſt melancholiſchen Anſehens, und, auf meine Anfrage nach der Urſache ihrer Krankheit, erhielt ich von Miß Pitt zur Antwort: dieſe Dame plage ſich ſelbſt ganz beſonders mit einer Furcht vor dem

Todè, die noch durch folgenden Umstand sehr vermehrt worden wäre: Ein schottischer Bedienter, den sie aus England mitgebracht, hätte ihr heimlich entdeckt, er sey aus einer Gegend in Schottland, wo gewisse Familien die Gabe besäßen, die Zukunft durch eine Art von Wahrsagerey zu enträthseln, die dort the second sight genannt wird. Er gehöre, erzählte er, zu einer dieser Familien; und da er vorhergesehen, daß die Lady nicht mehr vierzehn Tage zu leben habe, fühle er sich in seinem Gewissen gedrungen, sie davon zu benachrichtigen, damit sie ihr Haus bestellen möchte. Diese Weißagung hatte die arme Dame so stark ergriffen, daß sie die Gewißheit, bald zu sterben, sich nicht mehr aus den Gedanken hatte bringen können. Als ihr Mann diese Traurigkeit bemerkte, fragte er sie nach deren Ursache; und nachdem er die Geschichte mit dem Bedienten erfahren, jagte er diesen Schwärmer mit Stockprügeln aus dem Hause, war aber bey alle dem nicht im Stande gewesen, seiner Gattinn die Angst auszureden. — Wir waren alle sehr ungeduldig, den vorher verkündeten Termin zu Ende laufen zu sehen. Endlich erschien der Tag, und Lady Charlotte blieb, wie man es leicht denken kann, am Leben. Sie ist auch erst fünf und zwanzig Jahre nachher gestorben.

Hätte unglücklicherweiſe die Furcht ſie getödtet, wie ſolche Fälle wohl möglich ſind, ſo würde die Prophezeihung bewundert worden, und der Prophet in Ruf gekommen ſeyn.

Meine Ungeduld, nach London zu gehen, war indeſſ ſo lebhaft, daß mich ſelbſt das Vergnügen, welches ich in dieſer Frauenzimmergeſellſchaft genoß, nicht abhielt, meine Vorkehrungen dazu zu treffen. Ich drang in Miß Pitt, daß ſie mir die verſprochenen Briefe an ihren Bruder und ihre Freunde mitgeben möchte. Sie that, was ſie nur konnte, mich noch länger zurückzuhalten; allein ich entſchuldigte mich, und wandte vor, ich hätte bereits von meinem Vater und meinen Freunden Abſchied genommen, und könnte alſo keinen Vorwand eines längern Aufenthalts angeben. Sie bat mich zwar, vorgeben zu laſſen, ich ſey abgereiſet, und dann heimlich bey ihnen zu bleiben. Unterdeſſen gab ich allen dieſen Verführungen nicht nach, und blieb bey meinem Vorſatze. Wir nahmen alſo Abſchied von einander. Sie erfüllte ihr Verſprechen. Mit jenem Empfehlungsſchreiben und einem andern an den Lord Barrington von ihr verſehen, reiſte ich mit der Deligence von Mons nach Diepe ab, um mich von dort nach England einzuſchiffen.

Siebentes Capitel.

Duchiffon's Aufnahme in England. Charakter ſeines Onkels und ſeiner Tante.

Unglücklicherweiſe erhob ſich nach meiner Abreiſe ein Miſſverſtändniß zwiſchen Miß Pitt, meinem Vater und meiner Schweſter, das mich mit ſehr nachtheiligen Folgen drohte. Ich will mich über dieſe Begebenheiten in keine umſtändlichere Erzählung einlaſſen, da ich mir vorgenommen habe, die ganze Geſchichte nach Möglichkeit lieber aus meinem Gedächtniſſe zu verbannen. Nur ſo viel ſage ich davon: daß es zu einem mir ſehr unangenehmen Bruche zwiſchen den Engländerinnen und meinen Verwandten dadurch kam.

Alles dieſes trug ſich zu, ohne daß ich die geringſte Ahndung davon hatte. Ich weidete mich unterdeſſen an den ſchönſten Hoffnungen auf die Wirkung der Briefe, die ich mit mir nach

England gebracht. Ich ging von Diepe zu Schiffe gerade nach London. Unſere Ueberfahrt dauerte drey Tage, und dieſe kamen mir wie drey Jahrhunderte vor, ſo ſehr litt ich an der Seekrankheit. Endlich ſtiegen wir einige engliſche Meilen vor London ans Land. Ich ging zu Fuß bis nach Whitechapel, einer der Vorſtädte Londons, mit einem Reiſegefährten, der mir als Wegweiſer und Dollmetſcher diente; denn ich verſtand noch nicht Engliſch. London war damals noch ſo äußerſt ſchlecht gepflaſtert und ſchmutzig, als es jetzt das Gegentheil hiervon iſt. Unbekannt mit der Sitte und Weiſe des Landes, hatte ich mich, ehe ich das Schiff verließ, nach unſerer pariſer Mode angezogen. Ich mußte durch das pöbelvollſte Quartier der Stadt in meinem kurzen ſeidenen Röckchen, weißen Strümpfen, Steinſchnallen und dem Uebrigen im nämlichen Geſchmacke, von einem Träger begleitet, der mir meinen Coffer nachbrachte, hindurch. Dem Londner Troſſe kam der Aufzug ſehr burlesk vor. Bald ſah ich mich von einer Menge Straßenjungen verfolgt und begleitet, die neben mir hertrabten, mich über und über mit Koth zu beſpritzen. Kaum hatte ich hundert Schritte gethan, als ich mich dergeſtalt zugerichtet fand, (vom Gelächter, das ich obendrein im Kauf mit-

nehmen mußte, nicht zu reden), daß ich meinen Reisegefährten bey allen Göttern beschwor, mir aus dem verzweifelten Gedränge herauszuhelfen. Wir traten in eine Schenke, in der ich mich vom Kopf bis auf die Füße umkleiden mußte; worauf ich denn eine Kutsche holen ließ, um mich nach meinem Oheim in Leicesterfields führen zu lassen, bey dem ich sehr unerwartet erschien.

Er war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, sehr belebt, thätig, fröhlichen Geistes und von einer unverdrossenen Arbeitsamkeit. Er hatte sich im Handel ein Vermögen von achtzehnmalhunderttausend Livres erworben, und war deshalb gleichwohl nicht eitel geworden. Er liebte noch immer die Arbeit, verkannte seine alten Freunde nicht, so arm sie auch seyn mochten, that ihnen Gutes und fand sein größtes Vergnügen an solcher Wohlthätigkeit. Seine Gemüthsart war äußerst liebenswürdig, sehr cholerisch zwar, doch ohne Galle, die etwas nachzutragen im Stande gewesen wäre; vielmehr konnte man als auf das sicherste Mittel, etwas von ihm zu erhalten, rechnen, wenn man seine natürliche Ungeduld benutzte, ihn über etwas in Harnisch zu bringen: denn es ward ihm den Augenblick nachher leid, und er that alsdann alles Mögliche, seine Aufwallung wieder gut zu machen. Er hatte

eine Irländerinn geheirathet, die an Laune von ihm sehr verschieden war; allein seine äußerste Gutmüthigkeit machte, daß, einige dann und wann vorfallende kleine Streitigkeiten abgerechnet, beyde Ehegatten sehr gut mit einander lebten. Wenn sie ihm die Hölle zu heiß machte, erhob er wohl die Stimme, warf sich ins Zeug und sagte: er wollte Herr im Hause seyn; dann aber wußte seine Dame diese Anmaßungen mit einem so schnöden Wesen zurückzutreiben, daß er bald nachgab und es für das Sicherste hielt, ihr das Feld zu räumen. Indessen schrit sie ihm bey wichtigen Gelegenheiten zu diesem kräftigen Mittel, bewies ihm übrigens viel Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, und that ihm bey hundert kleinen Gelegenheiten seinen Willen; behielt sich aber das Recht in Fällen vor, wo es ihr darauf ankam, den ihrigen durchzusetzen. Im Ganzen genommen, war sie bey alle dem ein Frauenzimmer von vielen höchstschätzbaren Eigenschaften, eine treffliche Mutter, gute Gattinn, wohlthätige Freundinn der Armen, und hat in einem sehr späten Alter ein mit allen die Menschheit ehrenden Tugenden geschmücktes Leben beschlossen.

Achtes Capitel.

Pechilton lernt Herrn Pitt kennen. Wie es mit dieſer Bekanntſchaft für ihn abläuft.

Ich trat in das Haus meines Verwandten als ein Mann, der ſein Glück zu machen ſucht. Mein Oheim war anfangs etwas verlegen, wie er mich bey ſeiner Gattinn einführen ſollte. Er glaubte ſie vorher von meiner Ankunft benachrichtigen zu müſſen, und ich errieth aus der Art, wie ſie mich aufnahm, diejenige, die ich ohne ſolche Vorſicht zu erwarten gehabt hätte. Meine Anverwandten hatten ſechs Kinder, vom Alter von zwey Jahren an, bis zu dem von funfzehn. Dieſe benahmen ſich einige Tage lang ganz fremd gegen mich, um ihr nachheriges Betragen nach der Aufnahme zu beſtimmen, die mir von meiner Tante wiederfahren würde. Wirklich merkten ſie auch kaum, daß dieſe dem Vetter eben nicht ſehr gewogen ſey, als ſie ſich vollkommen

nach ihr richteten, so, daß sich keine Art von Neckereyen und kleinen Streichen denken läßt, die mir in diesem Hause nicht gespielt wurden. Trat ich einmal in das Zimmer, wo sich das jüngste Kind befand, so kniff es die Wärterinn, daß es zu schreyen anfing; das arme Würmchen mußte mich nun nicht ausstehen können, was denn nicht unterblieb, dem Onkel als ein übles Zeichen gegen mich wieder erzählt zu werden. Vergeblich that der Mann alles Mögliche, meine Partey zu nehmen; die ganze Gesippschaft war einmal gegen mich verschworen. Er bat mich, Geduld zu haben, und es an keiner Aufmerksamkeit gegen seine Frau fehlen zu lassen; unterdessen wolle er in aller Stille daran arbeiten, meine Lage zu verbessern.

Ich gab meine Briefe an Herrn Pitt und Lord Barrington ab, fand sie aber nicht zu Hause; doch besuchte mich Herr Pitt noch an demselben Tage. Er bezeigte sehr viel Verlangen, mir nützlich seyn zu können. Er lud mich zu sich auf sein Landgut Hayes hinaus, und sagte ausdrücklich: ich möchte ihm so viele Zeit dort schenken, als ich nur immer entübrigen könnte: denn nie würde er meine einer ihm so theuern Schwester erzeigten Aufmerksamkeiten mir vergelten können. Er bedauerte sehr, daß ich

nicht früher gekommen wäre; er würde in mich gedrungen haben, auf einer Reise dem Lord Spencer Gesellschaft zu leisten. Dieß wäre vielleicht ein vortheilhaftes Mittel für mich gewesen, mich in der großen Welt einzuführen; allein er wolle suchen, mich für diese versäumte Gelegenheit zu entschädigen, ich sollte nur fest auf ihn rechnen. Mein Onkel war über diesen Besuch sehr erfreut. Außer der Hoffnung, die er sich daraus machte, mich befördert zu sehen, betrachtete er ihn als einen Umstand, der mich in seinen Hause in Ansehn bringen, und den Aufenthalt darin mir angenehm machen würde. Herr Pitt spielte damals in England die allergrößte Rolle. Schon längst bekleidete er die Oberstelle im Hause der Gemeinen, und da dieses sehr lange sich den Absichten des Königs widersetzt hatte, stand zu erwarten, man würde sich endlich genöthigt sehen, dem Hauptsprecher, um ihm den Mund zu stopfen, eine der einträglichsten Stellen des Landes zu geben. Er würde also auch wirklich zum Oberzahlmeister der Armeen ernannt; ein Amt, das ihm mehr als dreymalhunderttausend Livres jährlicher Einkünfte in Friedens-, und das Doppelte dieser Summe in Kriegszeiten eintrug. Seit dieser Zeit sprach er im Parlamente selten und wenig; dessen ungeachtet aber blieb sein Credit

bey

bey der Nation immer ſehr groß, indem die dem Hofe entgegengeſetzte Partey alles Mögliche that, ihn auf ihre Seite zu ziehen, und der Hof auf der andern ebenfalls ſich alle Mühe gab, ihn für ſich zu erhalten. Ich beſuchte ihn oft, und er fuhr fort, mich aufs beſte aufzunehmen. Er fragte nach meinen poetiſchen Arbeiten, wünſchte Alles zu ſehen, was ich gemacht hätte, theilte mir Verſchiedenes mit, was er ſelbſt in dieſer Art geſchrieben; kurz, er intereſſirte ſich ſo ſehr für mich, wie es nur mein Onkel hätte thun können; als plötzlich mitten unter dieſen Freundſchafts- und Wohlwollensbezeugungen ſein Pförtner mir eines Tages ſagte: er habe Befehl, mich nicht weiter einzulaſſen. Ich bat dieſen, mir nur noch einmal wenigſtens Zutritt zu ſeinem Herrn zu verſchaffen, und ermangelte nicht, dieſe Bitte mit einer halben Guinee zu unterſtützen. Es wurde mir verſprochen, man wolle ſein Möglichſtes thun; da aber der Pförtner vielleicht wußte, daß er nicht vermögend ſey, meinen Wunſch zu erfüllen, ſo hat er wahrſcheinlich keinen Verſuch dazu gewagt. Als ich mich endlich wieder meldete, erhielt ich zur Antwort: es wäre nichts in der Sache zu thun geweſen. — Ich ſchrieb darauf an den hohen Gönner, aber es erfolgte keine Antwort. Endlich erfuhr ich den Zuſammenhang der Sache, was

ſich nach meiner Abreiſe zugetragen: daß Miß Pitt ihrem Bruder ungünſtige Berichte von mir ertheilt, und als Grund für ihre plötzliche Umſtimmung angegeben, ſie habe mich vorher nicht recht gekannt. Ich ließ Andere mit Herrn Pitt für mich reden und ihm vorſtellen, daß ich gar keinen Antheil an dem zwiſchen ſeiner Schweſter und meiner Familie vorgefallenen Zwiſte hätte, worauf er zwar antwortete, daß er es wohl glaube; er brach aber doch alle Verbindungen mit mir ab. Ich dachte dabey an eine gewiſſe Scene aus dem Arlequin Courrier. Hanswurſt kommt darin auf die Bühne mit einer Brieftaſche auf dem Rücken, und einer auf der Bruſt. „Wohin, Freund?“ wird gefragt. — „Nach der Armee!“ — „Und was haſt du denn da in der Taſche vorn?“ — „Ordres!“ — „Und in der hintern?“ — „Gegenordres!“ — Miß Pitts Gegenordres machten meiner Bekanntſchaft mit ihrem Bruder ein Ende; und da ich mir es wohl denken konnte, ſie würde in eben dieſem Sinne auch an Lord Barrington geſchrieben haben, ſo gab ich mir auch weiter nicht die Mühe, ihm wieder aufzuwarten.

Neuntes Capitel.

Duchillon überſetzt engliſche Comödien. — Betrachtungen über die Schauſpiele der Engländer. — Rückkehr nach Frankreich. — Eine dem Verfaſſer heilſam gewordene Krankheit.

Unterdeſſen war Miß Taylor nach England zurückgekehrt, weil ſie ihre Mutter herüber geholt hatte. Ich beſuchte ſie ſogleich nach ihrer Ankunft, und erfuhr von ihr alle oberwähnte Umſtände. Ich fand tauſend neue Reize an dieſem höchſtangenehmen Mädchen, und wurde ſterblich in ſie verliebt; ihrerſeits erwiederte ſie meine Neigung. Den größten Theil meiner Zeit brachte ich bey ihr zu, und erlernte aus ihrem Umgange beſonders die engliſche Sprache, welche mir allmählig ſo geläufig wurde wie die franzöſiſche. Ich überſetzte engliſche Luſtſpiele, um mich ſowohl in der Sprache zu üben, als auch vielleicht künftig einen Verſuch zu machen, was ſie auf franzöſiſche Zuhörer für Wirkung thun

würden, wenn man ſie auf unſern Grund und Boden verpflanzte.

Zu dem Ende ſuchte ich unter den engliſchen Stücken ſolche aus, die mir noch am meiſten Uebereinſtimmung mit den unſrigen zu haben ſchienen; ſah aber dennoch bald in ihrer durchaus von einander abweichenden Verſchiedenheit, wie erſtaunlich ſtark der Contraſt ſeyn müſſe, in dem dieſe beyden Nationen ſelbſt gegen einander ſtehen. Ich habe öfters nachher bemerkt, es ſey, um zur Kenntniß der Sitten und Gebräuche einer Nation zu gelangen, das kürzeſte und ſicherſte Mittel, ſich in ihren Luſtſpielen und Romanen umzuſehen. Viel beſſer wird man durch dieſe in den Nationalcharakter und das Nationalcoſtüme Einſicht bekommen, als durch die unvollſtändigen Beſchreibungen und lächerlichen Beobachtungen neuerer Reiſebeſchreiber, die, oft von einer geringen Herkunft, welche ihnen die feinern Zirkel verſchließt, und ohne die gehörigen Mittel, in die gute Geſellſchaft des Landes ſich einzuführen, das ſie nur flüchtig durchlaufen, Alles ſchief ſehen, und auch eben ſo ſchief wiedergeben.

Ich habe einen ſolchen dieſer ſubalternen Reiſebeſchreiber kennen gelernt, der ſich etwa drey Tage in einer Hauptſtadt aufgehalten, und doch Materialien genug eingeſammelt hatte, daß er

einen ganzen halben Band damit anſchwellen konnte, in dem er von der Kriegsmacht, den Finanzen, den Hülfsquellen des Staates, der Politik, der Regierung, den Geſetzen, den Gebräuchen, und ſogar der Lebensweiſe des Adels und der Bürgerſchaft ſprach, ob er gleich niemals nur mit einem Fuße in einem guten Hauſe geweſen war. Eben ſo habe ich ein Paar ſolcher Reiſenden in England und drey andere in Italien angetroffen, die ſich alle nachher zu Schriftſtellern aufwarfen, über deren Marktſchreyerey, Unverſchämtheit und Thorheiten ich mich nicht genug wundern konnte. Solche Herren verallgemeinen immer alles, glauben eine Nation nach einem Zuge richten zu können, den ſie auf der Straße aufraffen; geben ſich nicht die Mühe, ſich gehörig zu erkundigen, oder wenden ſich auch an die unrechten Perſonen, und wähnen ſich dann im Stande, über die Urſachen aller Gebräuche, die ſie beobachten, ein abſprechendes Urtheil zu fällen. Dazu kommt auch noch die Selbſtgenügſamkeit, und das nicht blos bey dem groſſen Haufen der Reiſenden, ſondern ſogar wohl bey Manchem aus einer höhern Claſſe. So weiß ich, daß einmal ein franzöſiſcher Ambaſſadeur in Italien, der nur einige Tage in London zugebracht hatte, ſich einer ſolchen unbegreiflichen

Voreiligkeit ſchuldig machte: Da wir einmal bey dem engliſchen Miniſter zu Neapel miteinander aßen, wurde eine Frage über einen der verwickeltſten Punkte der engliſchen Verfaſſung aufs Tapet gebracht. Der Londoner Miniſter nahm das Wort, die Geſellſchaft darüber zu belehren; aber ſogleich unterbrach ihn der Franzoſe: „Erlauben Sie mir, Herr Ritter, ich bin eilf Tage „in London geweſen, und will Ihnen die ganze „Sache erklären.“ Umgekehrt iſt mir ebenfalls in Italien ein junger aufgeblaſener pohlniſcher Herr aufgeſtoßen, der in einer Unterredung mit Herrn Clermont, franzöſiſchem Ambaſſadeur zu Neapel, verſchiedene irrige Sätze über eine gewiſſe Jurisdiction in Paris (wo er nicht einmal geweſen war) aufſtellte. Der Ambaſſadeur wollte ihn zurechtweiſen, und that es auf die allerfeinſte Art: „Herr Ambaſſadeur!“ fiel der Pohle ihm, ſeine Hand auf die Bruſt legend, ins Wort, „erlauben Sie mir, daß ich dieſe Sache ein wenig zu verſtehen glaube!“

Unter den engliſchen Luſtſpielen fand ich keines, das mir mehr nach den Regeln der franzöſiſchen Bühne bearbeitet vorgekommen wäre, als Congreven's The Wag of the Worlet. Ich überſetzte es unter dem Titel: Le Monde comme il va. Es war zwar wenig Natur, aber viel ſu-

dierter Geiſt, reichliche und ſeltſame Vergleichungen, jedoch zugleich auch ſo ergkomiſche Situationen ſo ſehr beſtimmt gezeichnete Charaktere, und ein ſo gut angelegter und durchgeführter Plan darin, daß ich von dieſem wenigſtens glaubte, es würde in Paris außerordentliche Wirkung thun; ich gab mir alſo ſehr viel Mühe damit. Noch ein anderes Stück: The lying Varlet, von Garrik, gefiel mir über die Maßen. Alles ſchien mir darin ſo ſehr im franzöſiſchen Geiſte zu ſeyn, daß ich auf den Gedanken kam, es möchte wohl aus irgend einem unſerer Luſtſpiele geborgt ſeyn. Ich wandte mich alſo, ehe ich mich daran machte, an den Verfaſſer ſelbſt, um mich darüber zu erkundigen. Er antwortete mir höflich und verſicherte mich in ſeinem Briefe: er hätte es nicht allein nicht aus dem Franzöſiſchen genommen, ſondern er kenne auch kein ſolches meiner Nation, das im Plane, in den Ideen, oder im Inhalt irgend etwas mit dem ſeinigen gemein hätte. Ungeachtet dieſer Verſicherung wurde es mir indeß, da ich es nach meiner Zurückkunft in Paris den Schauſpielern, als ein neues Stück, anbot, mit der Erklärung zurückgegeben: es ſey nur das umgearbeitete Le Souper mal apprêté von Haute-Roche; was ich dann auch wirklich nach-

her wahr fand. Da ich beym Monde comme il va nicht geſagt hatte, woher ich es genommen, wollten die Schauſpieler beym Vorleſen vor Verwunderung ſich kreuzigen und ſegnen, und konnten nicht begreifen, was für ein ſeltſames Original von Heiligen ſolch ausſchweifendes tolles Zeug zuſammenquirlen konnte. Ich lernte daraus, daß man durchaus Engländer ſeyn, oder die Engländer wenigſtens kennen muß, um ihr Theater zu würdigen und Geſchmack daran zu finden, und nicht eine unendliche Menge Schönheiten und luſtiger Züge ſich verloren gehen zu laſſen. Während ich mich ſo beſchäftigte, gab ſich mein Oheim alle mögliche Mühe, für mich irgend eine vortheilhafte Gelegenheit zu einer Beförderung aufzuſuchen. Er glaubte, nichts könnte mir dazu behülflicher ſeyn, als wenn ich mit dem Sohne irgend eines großen oder reichen Engländers, deſſen Freundſchaft mir hernach nützen könnte, auf Reiſen ginge. Unter denen, mit welchen er mir Bekanntſchaft zu verſchaffen ſuchte, war der Enkel Lord Granvilles, Lord Huntingtaur, derjenige, auf den er am meiſten baute. Er führte mich bey Lord Granville ein. Nachdem dieſer mich wohl geprüft hatte, ſchien er mit mir zufrieden zu ſeyn und ſagte: ich ſollte nur zu ſeiner Tochter, Mylady Dyſart, mich

verfügen. Mein Oheim ſtellte mich dieſer Dame mit großen Lobeserhebungen, beſonders in Rückſicht meiner Moralität und guten Grundſätze, vor. — „Ach, mein Herr!“ fiel ſie ihm ſogleich ins Wort, „wir denken aus unſerm Sohne keinen Heiligen zu machen,“ und ließ uns ſo ziemlich beſchämt ablaufen. Nachher erfuhr ich, man habe dem jungen Herrn einen Schweitzer zum Hofmeiſter gegeben, der ihn in der Rechtswiſſenſchaft unterrichten ſollte; allein der junge Herr habe ſo wenig Fortſchritte in dieſem Studio gemacht, daß er eines Tages mit ſeinem Führer, als ſie mit einander reiſeten, Zank geſucht, ihn aus der Chaiſe zu ſteigen gebeten, ſodann davon gefahren ſey, und den über eine ſo rechtswidrige Handlung nicht wenig erſtaunten Mentor auf der Landſtraße gelaſſen habe.

Mein Onkel ließ ſich indeſſen nichts anfechten oder verdrießen, und machte noch verſchiedene andere Verſuche, die aber alle nicht beſſer ausſchlugen. Höchſt unmuthig darüber bat er mich, Geduld zu faſſen. Nichts war für mich leichter. Ich beſuchte alle Tage Miß Taylor, deren Zärtlichkeit gegen mich immer zunahm. Leider aber war ſie nicht reich, und ich eben ſo wenig. Die Mutter ahndete aus einer ſolchen Verbindung üble Folgen für ihre Tochter, daher ſuchte

ſie uns darüber die Augen zu öffnen; wir ſahen aber nichts Schwieriges vor uns, und redeten von nichts Anderm, als wie wir uns aus der Welt zurückziehen und vor Liebe in einer Wüſte zuſammen ſterben wollten. Am Ende brachte es die Mutter denn doch dahin, daß wir uns vornahmen, noch ein Jahr zu warten; ſie beredete mich aber unterdeſſen, meiner Geſundheit wegen, die zu leiden anfing, eine Reiſe nach Frankreich zu thun, während welcher Zeit ſich, wie ſie meynte, vielleicht etwas in England für mich ereignen könnte.

Die Unannehmlichkeiten, die mir in meines Oheims Hauſe widerfuhren — (man ließ es nicht fehlen, mir ſolche in Menge empfinden zu laſſen,) — bewogen mich, obigem guten Rathe zu folgen. Ich reiſete ab, und kam wohlbehalten in Paris an. Da ich mir vorgenommen hatte, mich, ehe ich nach der Provinz ginge, einige Zeit dort aufzuhalten, ſo ließ ich mich in das Haus des holländiſchen Geſandtſchaftspredigers einführen, das, bey dem freyen luſtigen Leben, welches ſeine Frau, Töchter und Nichten führten, zu einem der intereſſanteſten der Stadt gehörte. Beſuchende aus allen möglichen Nationen: Pohlen, Ruſſen, Schweden, Holländer, Engländer, Franzoſen, ſtrömten darin zuſammen;

es war ein Stelldichein von jungen Coquetten, alten Spröden, Personen aus dem Banquierstande, aus der Robe, Mousquetairen; man spielte, lachte, aß und trank darin, stiftete Heyrathen, zankte und schlug sich wohl gar. Nie habe ich irgend wo anders ein so buntes Wesen erlebt. Endlich gingen dem geistlichen Herrn über diese Wüstheiten die Augen auf. Er erfuhr, wie seine werthe Ehehälfte mit dem Hofmeister eines gewissen darin eingeführten jungen Herrn in sehr inniger Bekanntschaft lebe, und dieser nach der gebildeten feinen Lebensart einer seiner Töchter den Hof machte. Der Alte starb nicht lange darauf vor Gram, und damit hörten die Freuden dieses Hauses auf. Die Zugvögel verloren sich, die Nichte ward verheirathet, und die Mutter und Töchter sahen sich genöthigt, bey schmäler gewordenen Umständen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und auf ein stilles Leben einzuschränken.

Ich begab mich darauf wieder zu meinen Eltern, und verfiel bald nach meiner Ankunft in ein sehr gefährliches Entzündungsfieber, an dessen Folgen ich beynahe umgekommen wäre, wenn nicht die äußerste Sorgfalt einer meiner Schwestern, die mich Tag und Nacht in einem Zustande nicht verließ, in welchem mir acht und zwanzig-

mal in fünf Wochen die Ader geſchlagen wurde, mir das Leben gerettet hätte.

Lange Krankheiten bringen bisweilen in der Seele des Menſchen ſehr heilſame Revolutionen hervor, und dieß war auch bey mir der Fall. Ich hatte Zeit, ernſthafte Betrachtungen über mein vergangenes zu leidenſchaftliches und zu zerſtreutes Leben anzuſtellen, und fand, daß ich die Fragen: Wer biſt du? Woher kommſt du? Wohin gehſt du? an mich zu thun, nur allzuſehr verabſäumt hätte. Ich fühlte mit Pascal, daß das keine unbedeutenden Punkte ſind, die man, nur Launen und ſeiner Grille folgend, zu erörtern unterlaſſen könne. Heilſamer Ernſt lehrte mich, wider meine Leidenſchaften mehr auf der Hut zu ſeyn. Mich gegen ihre Rückkehr zu waffnen, ſtärkte ich mich mit den höhern Motiven der Tugend und Religion. Es ging alſo dadurch für mich eine ſehr glückliche Veränderung in meinem ganzen innern Ich vor; und eben jene meine, höchſt vernünftige, und von der tiefſten Ehrfurcht gegen die Lehren der Offenbarung durchdrungene Schweſter leiſtete mir auch noch den Dienſt, daß ſie mich auf meine Pflichten gegen den Urheber meines Daſeyns aufmerkſamer machte. Sie that dieß zugleich mit ſo viel Ei-

ſer und Liebe, daß ich Alles, was ich ihr ſchuldig bin, niemals dankbar genug habe erkennen können.

Zehntes Capitel.

Zweyte glücklichere Reiſe Duchlitens nach London. — Er wird Hofmeiſter bey einem jungen Engländer. — Charakter des Herrn Wyche und ſeiner Familie.

Während ich an meinem wahren Glücke durch Verbeſſerung meiner Seele arbeitete, erhielt ich Briefe von meinem Onkel aus London, worin er in mich drang, wieder dahin zu kommen. Ein reicher und ſehr edelmüthiger junger Engländer hatte ſich deshalb an ihn gewandt. Dieſer Mann hatte das Unglück gehabt, die Urſache des Todes einer von ihm zärtlich geliebten jungen Frau zu ſeyn, die er in einem Phaeton bey einer Fahrt, wobey er ſelbſt den Kutſcher machte, umgeworfen. Sie war an den Folgen des Falles geſtorben. Troſtlos über dieſen Verluſt, wollte er ſich anfangs das Leben nehmen, wäre es ſeinem Freunde nicht gelungen, ihn wieder zu be-

künftigen; aber eine tiefe Schwermuth blieb in ſeiner Seele zurück. Seine Verwandten drangen nun in ihn, wegen Herſtellung ſeiner Ruhe eine Reiſe zu machen, und einer von ihnen, der mich als einen muntern Geſellſchafter kannte, ſchlug mich als Begleiter vor. Ich nahm dieſes Anerbieten an, und als ich in dieſer Abſicht nach London kam, unterblieb die vorgehabte Reiſe. Kaum war ich in dem Hauſe vorgeſtellt worden, als mein trübſinniger Trauernder mit einem jungen Frauenzimmer, das oft bey einer ſeiner Verwandtinnen zum Beſuche kam, Bekanntſchaft machte, die auch ſo glücklich war, ſich ſeines Herzens zu bemächtigen. Es währte daher nicht lange, daß er mir ſeinen veränderten Entſchluß und ſeine bevorſtehende zweyte Heyrath ankündigte. Um mich aber zu entſchädigen (ſagte er zu mir), habe er mich einem ſeiner Freunde zum Hofmeiſter für deſſen Sohn vorgeſchlagen, bey dem ich es ſehr gut haben würde. Bald darauf vermählte er ſich mit ſeiner Schöne, und war die erſten Flitterwochen der Heyrath hindurch mit ſeinem Schickſale überaus wohl zufrieden. Allmählig aber verſchwanden die Reize der verführeriſchen jungen Wittwe; er fand an ihr ein grillichtes, rechthaberiſches, des Tags zehnmal andere Geſtalten annehmendes Geſchöpf. Bald

konnte er es nicht länger mit ihr aushalten, verfiel wieder in die tiefste Melancholie, hütete das Bett, ohne krank zu seyn, und starb, nach Verlauf zweyer Jahre, als ein Opfer seiner allzureizbaren und getäuschten Phantasie.

Herr Wyche, der obgenannte Freund desselben, bey welchem er mich angebracht hatte, war ein Mann von ungefähr acht und dreyßig bis vierzig Jahren, von einem einfachen, sich immer gleich bleibenden Wesen, der wenig, aber sehr gut sprach, und an dem ich, als ich vertrauter mit ihm ward, die rechtschaffensten Gesinnungen kennen lernte. Er besaß treffliche Einsichten in die Chemie und Mathematik, verstand vollkommen Griechisch, Lateinisch und Französisch. Sein Lieblingsstudium war die Algebra, mit der er sich so emsig beschäftigte, daß das Nachdenken auf Aufgabenlösungen ihn oft in gesellschaftlichen Vergnügungen selbst zerstreut machte. Uebrigens sanft und gut, bisweilen sogar lustig und von dem gefälligsten Umgange, sich in Unterredungen stets der Meynung Anderer fügend, um sich die Mühe des Widersprechens zu ersparen. Hatte er seine Meynung herausgesagt, und man war von einer entgegengesetzten, so gab er kürzlich seine Gründe an; ließ man diese gelten, gut! wo nicht, so verfiel er sogleich ins Grübeln; und

wenn man ihn, bey ſeiner anſcheinenden Aufmerkſamkeit, weitläufig das Gegentheil des von ihm Behaupteten aus einander ſetzen wollte, bekam man auch wohl zur Antwort: „Die Quadrat„wurzel der oder jener Gleichung ſey die oder „die Zahl,“ was er unterdeſſen zu ſeiner groſſen Zufriedenheit ſich ausgegrübelt hatte.

Man überließ es mir in dieſem Hauſe, den ganzen Plan der Erziehung des Sohnes zu beſtimmen, und ihn, was ich für gut befinden würde, zu lehren. Ich ſah mich jetzt genöthigt, ſelbſt eine genaue Durchſicht und Muſterung meines Wiſſens vorzunehmen, und fand nicht wenig Urſache, mit der Unzulänglichkeit deſſelben mißvergnügt zu ſeyn. Ich war zwar in der Geſchichte, Dichtkunſt und den Romanen ſo ziemlich bewandert; allein es fehlte mir gar zu ſehr noch an gründlichen und weſentlichen Einſichten: ſogar auch im Lateiniſchen war ich nur ſchwach. Indeß, da ich Eifer und Lernluſt in mir fühlte und jung war, verlor ich nicht den Muth und beruhigte mich durch die Vorſtellung, mein erſt zwölf Jahr alter Zögling würde nicht im Stande ſeyn, meine Blöſſen zu entdecken, indem ich alle Tage, bis ich meine fürs erſte zureichende Wiſſenſchaft an ihm erſchöpft, nachlernen könnte. Ich ſuchte zuerſt wieder des Lateiniſchen mächtig

zu

zu werden, und lernte ſelbſt darin durch Lehren. Gern hätte es der Vater geſehen, daß ich dem Knaben auch im Griechiſchen und der Mathematik Stunden gäbe; ich verzögerte es zwar durch allerley Vorwände, mußte aber doch zuletzt mit dem Bekenntniſſe meiner Unfähigkeit dazu herausrücken. Ich hatte Mißfallen zu erwecken erwartet, allein Herr Wyche ſprach mit ſehr vieler gutherzigen Liebe mir Muth zu. „Laſſen Sie ſich es nicht leid ſeyn,“ ſagte er zu mir, „ich wollte erſt ſelbſt meinem Sohne in dieſem Fache Unterricht geben; allein die jungen „Leute ſind bisweilen ſchwer zu lehren, es wird „mir alſo leichter werden, Sie zu lehren, was „ich weiß, und Sie können es dann dem Knaben wieder beybringen. Es wird mir ein Vergnügen ſeyn, die claſſiſchen Autoren mit Ihnen „durchzuleſen; laſſen Sie uns gleich morgen früh „den Anfang damit machen.“ Er hatte auch wirklich die Geduld, mit mir verſchiedene Griechen und Römer durchzugehen, die er mit einer bewundernswürdigen Deutlichkeit zu erklären verſtand. Meine Fortſchritte machten ihm ſo viel Vergnügen, als ob ich ſein Sohn ſelbſt geweſen wäre. Nebenher legte ich mich auch noch auf das Hebräiſche, lernte Italieniſch, und machte mich, durch Lord Oxford's Rath veranlaßt,

auch ans Spaniſche. Dieſer Herr war leidenſchäftlich in den Don Quixote verliebt, und hatte ſogar eine prächtige Edition des Originals zu London in drey Quartbänden veranſtaltet. Als er eine Stelle im Miniſterio bekleidete, plagte ihn einſt ein Parlamentsmitglied ſehr, etwas für ſeinen Sohn zu thun. „Verſteht der junge Menſch „Spaniſch?“ frägte dieſen der Lord. — „Nein! „aber er ſoll es lernen, ſobald Sie es befehlen.“ — „Gut, laſſen Sie ihn das thun; es wird ihn „nicht gereuen.“ — Der Vater ſchickt augenblicklich den Knaben nach Spanien. Ein Jahr darauf läßt er ihn wieder zurück kommen, und ſtellt ihn dem Lord vor. „Mylord, hier iſt mein „Sohn; er hat jetzt das Spaniſche vollkommen „inne. Erlauben Sie mir, daß ich mir jetzt von „Ihnen Ihre Güte für ihn ...“ „Sehr wohl,“ erwiederte Lord Oxford, „warten Sie einen Augenblick; ich komme gleich wieder.“ Er geht darauf in ſein Cabinett und kehrt mit einem Exemplare des Don Quixote zurück, das er dem jungen Menſchen ſchenkt: „Da, mein Herr, „leſen Sie das Buch im Originale; ich kann „Sie verſichern, Sie werden die Zeit nicht bereuen, die Sie darauf verwenden werden, es „verſtehn zu lernen.“ — Der Spaß war zwar ein wenig ſtark, aber den Zug kann man, den

te ich, wohl einen wahrhaftig ächt-englischen nennen.

Ich brachte so einige Jahre mit großer Fleißanstrengung zu, und mein Beyspiel hatte meinen Zögling, wie ich wohl sagen darf, eine solche Lernbegierde eingeflößt, daß ich meinem Berufe zur großen Zufriedenheit des Vaters, der mich gewissermaßen als das Werk seiner Hände betrachtete, und mir mit der ausgezeichnetesten Güte begegnete, vorstand. Sein Sohn entsprach unserer beyderseitigen Sorgfalt, und machte schnelle Fortschritte; ob wir gleich dabey gegen die Unwissenheit und Vorurtheile einer alten Dame zu kämpfen hatten, die in der Familie großes Ansehen genoß, und ohne Unterlaß gegen Wissenschaften und Gelehrte declamirte.

Diese Dame war Herrn Wyche's Schwiegermutter, welcher er mit aller Ehrerbietung eines Kindes und Mündels begegnete. Nie habe ich einen weiblichen Charakter gekannt, mit dem es schwerer umzugehen gewesen wäre. In dem Herzen der Madam Brown, so hieß sie, lag eine gewisse Bitterkeit, die sich über alles ergoß, was sie sagte und that; nie war sie der Meynung irgend eines andern Sterblichen. Vorzüglich sprach sie gern von Politik, und schlug sich, ihrem Grundsatze nach, immer zur Oppositon

gegen das dermalige Miniſterium. Gelangte ein neues ans Brett, und nahm dieß den Plan an, den ſie vorher verfochten hatte, ſo ſprang ſie augenblicklich um; die Miniſter waren nun wieder Dummköpfe, die nicht ſähen, daß ſich die Umſtände verändert hätten. Herzlich freute ſie ſich über jeden Unfall, den die Waffen Englands oder ſeiner Bundesgenoſſen erfuhren. Ich erinnere mich noch, mit welcher Freude ſie mir einmal die Wegnahme von Port-Mahon ankündigte. Als Admiral Byngs Flotte geſchlagen und Minorca erobert ward, hätte man ſehen ſollen, wie ſie triumphirte: „Das wäre nim„mer geſchehen, wenn man ihrem Rathe gefolgt „hätte.“ Mit dieſem Geiſte von Oppoſition wollte ſie auch in allen Häuſern ihrer Freunde herrſchen. Was nur einer ihrer Bekannten auch thun mochte, konnte er in voraus immer ihrer Mißbilligung gewiß ſeyn, und ihr Schwiegerſohn war nicht der, an dem ſie am wenigſten auszuſetzen fand. Ihre Tochter hatte ſie natürlicherweiſe in ihre Partey gezogen, und die beyden Damen machten ein unaufhörliches Hauskreutz des guten Herrn Wyche aus, deſſen Drückendem er ſich nur dadurch entziehen konnte, daß er zu ſeiner Algebra ſeine Zuflucht nahm, und, im Nachdenken darüber verſunken, alsdann ſo ruhig bey dem Geſchwätze

ſeiner Kunſtrichterinnen blieb, als nur irgend ein Liebhaber der Natur es an dem Geräuſche eines Bachs oder Geplätſcher eines Waſſerfalls ſeyn kann.

Beſonders vertiefte ſich Herr Wyche in ſeine Zerſtreuungen, wenn er ausging oder ausritt. Einmal, da ich mit ſeinem Sohne zu Pferde nach den Dünen von Suſſex wollte, war er voraus geritten, um in ſeinen Betrachtungen nicht geſtört zu werden. Nichts kann luſtiger ſeyn, als das Schauſpiel, was er uns gab, indem er mit den Fingern allerley Linien und Zahlen in der Luft vor uns her beſchrieb. Der Sohn forderte mich auf dieſem Ritte zu einem kleinen Wettrennen auf; wir gaben alſo den Pferden die Sporen, und hatten Herrn Wyche bald eingeholt. Sein Gaul ſetzte ſich mit in Bewegung, und galloppirte neben her. Der Reiter, unaufhörlich mit Auflöſung ſeines Problems beſchäftigt, fuhr in ſeinen Luftzeichnungen fort, die, wie der Gaul rannte, immer ſchneller und ſchneller wurden, bis er endlich, nachdem alle ſeine Begriffe in Verwirrung geriethen, es gewahr wurde, daß das Thier durchging, und er demſelben mit einem „Teufel! was reiten wir denn ſo zu?“ nicht ohne Mühe Einhalt that.

Er litt übrigens an einem alten eingewurzelten Scorbute, der ihn gleichfalls sehr anhaltend beschäftigte. Er hatte über diese Krankheit alle möglichen mediciniſchen Schriften nachgeleſen, und jedes Hülfsmittel durchprobirt. Uebrigens war er überzeugt, der Scorbut ſey eine engliſche Nationalkrankheit, und glaubte, es gäbe wenige Leute, die nicht damit behaftet wären. Sobald er nur bey irgend einem Menſchen etwas Schadhaftes im Geſichte ſah, mußte es gleich der Scharbock ſeyn. Madame Brown hätte ihm bald einmal die Augen ausgekratzt, als er ſeiner Frau, die er eines Tages mit einem Schönfleckchen auf der Wange erblickte, ſagte: „er fürchte „ſehr, daß auch ſie vom Scorbute angegriffen „ſey.“ Kein Tag verging, wo er nicht irgend eine neue Infuſion verſucht hätte, und es war eine Herzensluſt für ihn, wenn er Jemand bereden konnte, ihm ſeine Arzneymittel nachzubrauchen. Mir hatte er auch einmal eingeſchwatzt, ich wäre nicht davon frey geblieben, und fand mich ſehr gefällig, ſeine Mittel anzunehmen. Wenn er mich dahin brachte, ganze Gläſer voll Seewaſſer auszutrinken, oder gar Queckſilber zu verſchlucken, glänzte ſein Geſicht von Vergnügen. Unterdeſſen ſahen wir uns doch genöthigt, dem Mercurius bald zu entſagen. Das

heillose Mittel verrieth uns jeden Augenblick; es lief uns aus den Schößen heraus; man fand welches, wo wir gesessen hatten; auf unsern Schritten ließen wir Streifen davon zurück.

Zu Folge dieser seiner großen Widersacherey gegen den Scorbut, setzte er sichs in den Kopf, auf Mittel zu sinnen, wodurch die Seefahrenden davor bewahrt werden könnten. Er hatte Bekanntschaft mit dem Doctor Hales gesucht, der den Ventilator erfand, und zugleich einer der Ersten gewesen war, welche die Untersuchungen über die Art, dem Seewasser das Salz zu benehmen, angestellt haben. Beyde hatten über diesen Gegenstand oft Conferenzen mit einander, und ihre Untersuchungen sind in dieser dem menschlichen Geschlechte so wichtigen Sache von nicht unbedeutenden Resultaten gewesen. Johann Theer, (so nannte Herr Wyche immer collectivisch das Matrosenvolk) hatte nie eifrigere Freunde seines Wohlbefindens gehabt, als diese beyden vortrefflichen Männer, die alle ihre Zeit, alle ihre Sorge auf diesen einzigen Gegenstand verwandten. Da man überhaupt vegetabilische Speisen und Getränke für eines der kräftigsten Gegenmittel gegen den Scorbut betrachtet, so hatte der Doctor Hales ein Mittel erfunden, Rüben und gelbe Wurzeln so zu trocknen, daß hinlängliche

Vorräthe davon für eine Schiffsbeſatzung eingeladen werden könnten, und war dabey auch darauf bedacht geweſen, wie das mit der haushälteriſchſten Sparſamkeit einzurichten ſey. Herr Wyche ſuchte zu jenen Erfindungen noch etwas Neues hinzuzufügen. Eines Tages ſagte er zu mir, er wollte mir eine neue Frucht zu koſten geben, und ſetzte mir darauf einen Teller voll getrocknetes Eingemachtes vor. Da ich auf ſeine Frage: wie es mir ſchmecke? antwortete: „es „käme mir ganz gut vor,“ war er wie bezaubert. „Es wäre,“ verſicherte er, „ein ganz ohne allen „Zucker und mit gröſter Wohlfeilheit zubereite„tes Naturprodukt, und ein treffliches Mittel „wider den Scorbut.“ Darauf erzählte er mir, daß ich nichts anders, als auf eine beſondere Weiſe getrocknete Melonenſchalen gegeſſen hätte. Er ſchloß damit, daß ſie ein herrliches Deßert für Johann Pechs Mittagsſchmauß ſeyn würden.

Eilftes Capitel.

Duchiſſon verliert ſeinen Zögling. Sein Gram darüber.

Ich habe vergeſſen anzuführen, daß, ehe ich noch Frankreich verließ, ich einen Brief von Miß Taylors Mutter erhielt, in dem ſie mich beſchwor, ihr in der unglücklichen Liebe ihrer Tochter zu mir, die ihre Ausſicht in die Zukunft mit dem traurigſten Dunkel umwölke, Beyſtand zu leiſten. Ich hatte ſchon beynahe alle Hoffnung verloren, je wieder nach England zurückzukehren; daher fügte ich mich in dieſes Verlangen, und ſchrieb an Miß Taylor, daß ſie mich, da ich mich genöthigt ſähe, dem künftigen Aufenthalte in England zu entſagen, um ihrer eigenen und meiner Ruhe willen, zu vergeſſen ſuchen ſollte. Dennoch konnte ich, als ich wieder nach London kam und erfuhr, daß ſich meine alte Freundinn auf dem Lande aufhielte, der Begierde nicht widerſtehen, ihren Wohnort auszuforſchen; aber vergebens! — Eines Ta-

ges endlich begegnete ich ihr von ungefähr in der Park-street. Ich näherte mich ihr, ſie redete mich zuerſt an. „Hier iſt,“ ſagte ſie zu mir, „der Ort nicht, wo wir uns ſchicklich un„terhalten können; aber meiner Mutter Woh„nung iſt nicht weit entfernt, ſie iſt auf einige „Stunden abweſend; kommen Sie mit mir, wir „werden Zeit haben, uns gegenſeitig das, was „uns ſeit unſerer Trennung widerfahren iſt, zu „erzählen.“ Ich folgte ihr, und kaum waren wir in ihrem Zimmer, als ſie in Vorwürfe über meine Flatterhaftigkeit ausbrach. Unterdeſſen geſtand ſie doch, ſie hätte entdeckt, daß ich den Brief, welchen ſie von mir erhielt, nur auf Bitten ihrer Mutter geſchrieben; ſtrafte mich aber wegen meiner Nachgiebigkeit gegen dieſen Willen, die ſo wenig, ſagte ſie, der herzlichen Zuneigung angemeſſen ſey, für die ſie die meinige gehalten habe. In ihren Geſinnungen gegen mich, verſicherte ſie, wäre gleichwohl nichts verändert, ſie ſähe ſich durch ihr Verſprechen als gebunden gegen mich an, ſobald ich ſie zum Worthalten auffordern würde. Ich fühlte den ganzen Werth einer ſo ſeltenen Standhaftigkeit, es ward mir nicht ſchwer, mich zu entſchuldigen. Ich erneuerte ihr meine Schwüre und fragte ſie, auf welche Weiſe ich ſie wieder beſuchen könnte?

Geben Sie ſich keine Mühe darum, antwortete ſie mir darauf, ſie würde Ihnen zu nichts helfen. Ich kehre morgen wieder aufs Land zurück, meine Mutter hat Urſachen, dort in der ungeſtörteſten Einſamkeit zu leben. Niemand kennt den Ort unſers Aufenthalts, als ein einziger Freund von uns, der uns nicht verrathen wird. Unterdeſſen will ich mich ſeiner bedienen, bisweilen Nachrichten von Ihnen einzuholen. Leben Sie wohl, vergeſſen Sie Ihre Verſprechungen nicht! — Sie drang darauf lebhaft in mich, zu gehen, ehe ihre Mutter wiederkäme, und es war mir, was ich auch vorſtellen mochte, nicht möglich, etwas weiter von ihr zu erlangen.

Ich fuhr fort, mich eifrig dem Studieren zu ergeben, und hatte das Glück, in dem Hauſe des Herrn Wyche ſehr geliebt zu ſeyn. Selten wird man wohl bey einer wahren Begierde, zu gefallen, dieſen Endzweck nicht erreichen, und meine natürliche Neigung, alles an den Menſchen immer auf der beſten Seite anzuſehen, verſchaffte mir ſtets den unſchätzbaren Vortheil, mir nicht wenige Freunde zu gewinnen.

Die Art, wonach die Engländer vom Mittelſtande leben, iſt überhaupt eine der vernünftigſten, die ich irgendwo gefunden habe. Selten räumen ſie der bloßen Eitelkeit viel ein, und

kennen hauptſächlich nur den Luxus der Bequemlichkeit. In Herrn Wyches Haushaltung war alles aufs Einfachſte, aber in ſeiner Art aufs Beſte zugleich, eingerichtet. Madame Wyche war eine treffliche Wirthinn, führte ſelbſt die Rechnungen des Hauſes, bezahlte die Arbeiter und Kaufleute, und ihr Mann ſtand der Landwirthſchaft auf ſeinen Gütern ſehr ordentlich vor. Er hatte eins in Leiceſterſhire, wo die Familie die ſechs Sommermonate über, ſo wie die Wintermonate in der Stadt, zubrachte. In den unſchuldigſten Vergnügungen und häuslichem Familienglücke verfloß mir ſolchergeſtalt das Leben höchſt angenehm, und ich bekümmerte mich um die Zukunft nur wenig, als plötzlich der Tod meines Zöglings die Scene für mich veränderte, und auf einmal mein ganzes Glück zerſtörte. Dieſer gute Jüngling war zwar ſtets von einer ſehr ſchwachen Leibesbeſchaffenheit, ward aber nach und nach immer ſchwächlicher, und nahm endlich ſo ſehr ab, daß ihn die Aerzte für waſſerſüchtig erklärten, und ihm die Briſtoler Badecur verordneten. Wir waren dort an den Doctor Randolph empfohlen worden, der aber bald nach Unterſuchung des Geſundheitszuſtandes meines Zöglings entſchied: das Waſſer würde ihm nicht gut thun, und uns alſo rieth, wie-

der nach London zurückzukehren. Wir folgten ſeiner Meynung. — Kurze Zeit nachher wurde Madame Wyche ſelbſt von den Kinderblattern befallen, und kaum war ſie davon hergeſtellt, als ihr Sohn ſich zu Bette legte, um nicht wieder von ſeinem Lager aufzuſtehen. Ich will über die Geſchichte dieſer Krankheit nicht weitläufig werden, ſondern blos erzählen, welche Wirkung der Tod des ſo geliebten, meiner Sorge Anvertrauten auf mein Herz that. Er war ein Kind von den allerliebenswürdigſten Eigenſchaften, die nur je zuſammentreffen konnten, von viel Geiſt, Sanftmuth und äußerſter Gelehrigkeit. In mich hatte er ein beynahe unbedingtes Zutrauen geſetzt, liebte mich als ſeinen beſten Freund, und war niemals glücklicher, als wenn er um mich war; meine Gegenwart ſchien ihm alles Leiden, welches ihm ſeine Krankheit machte, zu verſüßen. Ich hatte Gelegenheit, an ihm die Erfahrung beſtätigt zu finden, daß, je mehr ſich die Seele vom Irrdiſchen entwindet, ſie um ſo viel richtiger von den Dingen um ſich urtheilt. Er führte ſo äußerſt vernünftige Reden gegen mich, machte ſo weisheitsvolle Anmerkungen über alles, was ich zu ihm ſagte, daß ich nicht umhin konnte, ihn zu bewundern. Er machte mich faſt an das glauben, was die Alten Wundervolles von

der Jugend des Cyrus uns berichten, und was man von den außerordentlichen Aeußerungen und den letzten ſich aufraffenden Seelenkräften der Sterbenden erzählt, die ſich auf dem Todbette gleichſam über die Menſchheit ſelbſt erheben. Endlich erblaßte er in meinen Armen, nachdem er nur wenige Stunden vorher ſein Bewußtſeyn verlor. Er ſah mir feſt ins Geſicht und fragte mich, wer ich wäre? — „Wie?“ antwortete ich ihm, „kennen Sie mich nicht?“ — „O ja!“ ſagte er mit einem herben Lächeln, „ich kenne Sie wohl, „in Kurzem werden Sie ſehen, ob ich Sie kenne“ . . . Einen Augenblick darauf gab er den Geiſt auf. Dieſe ſeine letzten Worte trafen auf mich wie ein Donnerſchlag, mein Blut erſtarrte mir in den Adern; ich warf mich auf den kalten Leichnam meines jungen Freundes, ohne ihn verlaſſen zu wollen; man riß mich los, und brachte mich in das Zimmer ſeiner Mutter, wo wir uns alle ohne Rückhalt dem lebendigſten Schmerze überließen. Jene ſchrecklichen Worte ſchien ich jeden Augenblick deutlich zu vernehmen, und bemühte mich, ihren geheimen Sinn und Zweck auszugrübeln; fand aber nichts darin, als nur Vermehrung meines Grames. Die Nachtwachen, meine ihm von mir geleiſtete Pflege, hatten alle meine Lebensgeiſter dergeſtalt nieder-

geſchlagen, daß das, was ſonſt faſt gar keinen Eindruck auf mich gemacht hätte, mich jetzt aufs Tiefſte angriff. Ich war außer mir, wünſchte zu ſterben, und zweifelte nicht daran, daß die mich quälende dunkle Rede eine ſichere Vorbedeutung meines Todes ſey. Mit dieſen Gedanken ohne Unterlaß beſchäftigt, zählte ich jeden Augenblick bis zu ſeinem Begräbniſſe. An einem Sonntage, um acht Uhr, ſollte er in der Gruft ſeiner Vorfahren in Leiceſterſhire beygeſetzt werden. Ich konnte die ganze Nacht vorher nicht ſchlafen, und in dem Augenblicke, wo die Hausuhr acht ſchlug, glaubte ich zu zweyen Malen die Stimme meines Zöglings deutlich zu hören, der mich bey meinem Namen rief, und, ihm zu folgen, mich aufforderte. Es iſt mir nicht möglich, die Gemüthsverfaſſung zu ſchildern, in der ich mich damals befand. Ich konnte nicht ohne Mühe aufſtehen, wußte den ganzen Tag nicht, was ich that oder ſagte, und die darauf folgende Nacht war mir ſo furchtbar, daß ich, um aus einem ſo ſchrecklichen Zuſtande herauszukommen, beynahe in Verſuchung gerieth, mich ſelbſt umzubringen. Ich machte mich ſogar aus dem Bette mit dem Vorſatze, mich zum Fenſter herunter zu ſtürzen. Kaum aber hatte ich einige Schritte vorwärts gethan, als ein Religionsge-

fühl mich zurückhielt. Ich dachte, es ſey mir nicht erlaubt, die Stelle, auf die das höchſte Weſen mich geſetzt, ohne deſſelben Willen zu verlaſſen; nur dieſes könne mich davon abrufen. Auf dieſen Gedanken folgten einige andere, aus derſelben Quelle geſchöpfte, die meinen Geiſt ſtärkten und meine Vernunft tröſteten. Indeß blieb in dem Innern meines Herzens eine tiefe Rührung übrig, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, ehe ich wieder zu irgend einiger Beſinnung gelangen, und meine gewohnte Zufriedenheit wieder in ihr Gleis zurückkehren konnte.

Zwölftes Capitel.

Duchilleu unternimmt, eine Taubſtumme Reden, Leſen und Schreiben zu lehren.

Was am meiſten meinen Schmerz linderte, war eine Beſchäftigung ſonderbarer Art, die ich kurz nach dem Tode meines Zöglings vorgenommen hatte. Herr Wyche hatte noch zwey Kinder, einen Sohn von zehn Jahren, den er aus der Schule

Schule zurückzunahm, mir ſeine Erziehung anzuvertrauen, und eine Tochter von ſiebzehn, die er bisher auf dem Lande bey einer Verwandtinn erziehen ließ, jetzt aber wieder ins Haus zurück nahm. Dieſe junge Miß Wyche war ſehr hübſch, von einer feinen Taille und angenehmen Phyſiognomie; ihre Unſchuld und eine Jugendfriſche, die oft mehr Reiz hat, als die Schönheit ſelbſt, erhöhten dieſe bey ihr. Unglücklicherweiſe hatte ſie die Natur ſtiefmütterlich ausgeſtattet, ſie war taubſtumm geboren, weshalb man ſie auch bis jetzt aus dem Hauſe entfernt gehalten. Alle Kunſt der Aerzte hatte dieſem Uebel nicht abhelfen können. Herr Wyche hatte ſich mit Geduld in dieſes Unglück gefunden, und liebte das arme Kind darum nicht weniger. Madame Wyche hingegen härmte ſich darüber ab, ſchämte ſich auch wohl ein wenig; Madame Brown aber zeigte ſich über den Naturfehler ihrer Enkelinn ſo erboſt, daß ſie ſich tagtäglich äußerte: ein ſolches Unglück ſey eine Schmach für die ganze Familie; man müßte es alſo durchaus vor der Welt verborgen zu halten ſuchen. Ungeachtet dieſer Vorſtellungen wollte indeß Herr Wyche ſein Kind bey ſich haben, und drang damit gegen die Widerſprüche ſeiner Hausgenoſſen am Ende doch durch.

Ich achtete anfangs auf das Mädchen nicht sehr, in der Folge aber interessirte sie mich durch ihre Gestalt, ihr unschuldiges Wesen und ihr Unglück selbst; es schien mir die thätigste Hülfe jeder empfindenden Seele aufzufordern. Ich beobachtete sie sorgfältig, und fand in ihr eine Lebhaftigkeit des Gefühls, die mir die beste Meynung von ihrem Herzen und ihrem Geiste beybrachte. Allmählig fing ich an, die Zeichen zu studieren, durch die sie ihre Begriffe Andern mitzutheilen suchte, und machte in ihrer Gebehrden-Sprache solche Fortschritte, daß niemand in der ganzen Familie sie besser verstand als ich. Sie schien von der Aufmerksamkeit gerührt, mit der ich sie von Andern unterschied, und hing sich daher ganz vorzüglich an mich. Immer suchte sie sich nahe bey mir zu setzen, und ließ aufs augenscheinlichste Freude in ihren Blicken glänzen, wenn ich mit ihr und ihrer Mutter spatieren ging; alsdann theilte sie mir durch Zeichen alle ihre Bemerkungen über alles, was um sie herum vorging, über die Personen, die das Haus besuchten, u. s. w. mit, und in diesen Bemerkungen war immer etwas so sehr Eigenthümliches, daß ich sie mit dem größten Vergnügen zu studieren begann. Da sie niemals den geringsten Unterricht in irgend etwas erhalten hatte,

waren ihre Urtheile durch nichts Hergebrachtes von Sitte und Gebrauch, oder durch Vorurtheile umnebelt, ſie entſchied alles nach ihren Gefühlen vor dem kleinen Tribunale ihrer Vernunft; auch wunderte ſie ſich daher immer über alles, was ſie von Andern ſah, und konnte nichts von dem Thun und Laſſen der meiſten Perſonen um ſie her begreifen. Kaum hatte ſie ſich vier Monate im Hauſe aufgehalten, als ich mir zu einer Art verſtändlicher und ſchnellerer Unterredung mit ihr ſo viele Zeichen merkte, als in der nämlichen Zeit durch Worte möglich geweſen ſeyn würde. Ich fand ein ganz beſonderes Vergnügen darin, mich mit ihr zu beſchäftigen. Sie war für mich gleichſam das Studium des Buches der Natur, und das gute Mädchen, das noch nie Jemand gefunden, der Geduld und Gefälligkeit genug gehabt hätte, mit ihr zu ſchwatzen, legte eine unausſprechliche Zufriedenheit darüber an den Tag. Unaufhörlich hatte ſie mich etwas zu fragen, und dieſe Fragen waren immer ſo zur Sache gehörig, daß mir dadurch die Augen über tauſend Dinge aufgingen, auf die ich bisher nie Acht gegeben hatte, und die mir jetzt zum erſten Male als widerſinnig vorzukommen anfingen. Ich ſuchte, ſo viel mir möglich, ihr die Zweifel aufzulöſen, die ſie über alles zu erkennen gab. Indeſſ

überſtieg dieß oft meine Kräfte, und diejenigen, die bey ihr aus Unbekanntſchaft mit unſeren Grundſätzen entſprangen, ſetzten mich oft noch mehr in Verlegenheit, als die andern, die aus ihren eigenen poſitiven Anſichten herſtammten.

Eines Tages z. B. raiſonnirten wir mit einander darüber, wie nothwendig es ſey, daß der Menſch ſich guter Ordnung unterwürfe; ſie brachte mich alſo dadurch nothwendig darauf, ihr den Begriff eines höchſten, Alles regierenden Weſens erklären zu müſſen. Anfangs ſuchte ich dieſer für ihre Faſſungskraft zu hohen Materie auszuweichen, allein ſie hatte eine gewiſſe natürliche Logik, kraft der ſie ſich nie von einer Frage, auf die ſie einmal verfallen war, eher wieder abbringen ließ, als bis ſie ungefähr für ſie aufgelöſet war. Sie ließ mir alſo keinen Frieden, bis ich ihr nicht erklärt hätte, was denn das höchſte Weſen für eine Sache ſey? Ich bemühte mich, ihr deutlich zu machen: es ſey der Urheber alles Vorhandenen, der Regierer der Erde, der Ordner des Laufes der Geſtirne, die erſte Urſache alles deſſen, was geſchieht; dieſes Weſen habe den Menſchen geſchaffen, beurtheile deſſen Handlungen, belohne und ſtrafe. Alles dieß wurde ihr durch Zeichen mitgetheilt, die in ihren Begriffen Worten entſprachen, und ſie verſtand;

meine Erklärung sehr wohl. Sie fragte mich nun, ob dieß Wesen denn auch gut wäre? Die Eigenschaft, auf die sie am meisten hielt. Ich antwortete ihr: ja! „Ey! warum," versetzte sie mit Lebhaftigkeit, „hat es mich denn stumm „und taub geboren werden lassen? mich, die ich „ihm nichts zu leide gethan habe? Es hatte „mich also nicht lieb, wie ich geboren wurde. „und ich begreife nicht, warum es mich nicht „lieb hatte?" Unmöglich war es mir, ihr die ganze Lösung dieses Knotens zu geben, die ihre Einwendung hätte befriedigen können. Ich begnügte mich also, ihr zu sagen: ihr Taub- und Stummseyn wäre kein Grund, sich für einen Gegenstand des Hasses dieses höchsten Wesens halten zu können. Es hätte ihr dagegen andere Mittel, uns zu gefallen und für sich einzunehmen, gegeben; sie sähe wohl, daß ich weit entfernt sey, sie um deßentwillen, warum sie sich unvollkommen glaubte, weniger zu lieben; ich liebte sie vielmehr noch zärtlicher, als ich ihren Vater, ihre Mutter und irgend jemand aus der Familie liebte, die doch reden und hören könnten. Dieß war auch wahr, und es leistete ihr Genüge. Sie antwortete mir: weil das denn so wäre, wäre sie auch zufrieden; jedem wäre sein Loos gefallen, und setzte noch hinzu: sie

merkte wohl, ſie hätte dafür auch mehr Gutherzigkeit bekommen als Andere, was gleichfalls ein Vortheil ſey.

Ein andermal, an einem ſehr ſchönen Abend, kam ſie eilends auf mich zugelaufen, faßte mich beym Arm, führte mich an das Fenſter, und bat mich nach dem Himmel hinauf zu ſehen. Sie faltete darauf ihre Hände und forderte mich auf, ihr dieß nachzuthun, und den Mond und die Sterne anzubeten. Ihr Einfall ſetzte mich ſehr in Verwunderung, ich bat ſie, ſich näher zu erklären. Sie gab mir darauf zu verſtehen, wenn ihre Mutter oder ihre Hofmeiſterinn ſie in die Kirche führten, hielten ſie ſie an, die Hände zu falten, und in die Höhe zu blicken; da ſie nun nichts als Sonne, Mond und Sterne über ſich ſah, hätte ſie ſich eingebildet, die wären es, an die man das Gebet richte, und daher habe ſie es immer ſo gemacht. Ich wies ſie zurecht, nicht die Weltkörper, ſondern das höchſte Weſen, das ſie und alles geſchaffen hätte, wäre Gott, an den die Menſchen ihre Wünſche richteten und richten müßten; dieſe von ihr angebeteten Weſen aber nichts als die Werke dieſes Schöpfers. Sie fragte mich, warum es ſich denn nicht ſehen ließe? Ich gab ihr darauf zur Antwort, daß ich ihr das erklären würde; erſt müßte ich

ſie aber darauf vorbereiten: — und ich fing nun an, darüber nachzudenken, wie ich es anfangen ſollte, ihr deutlichere Begriffe darüber beyzubringen.

Dreyzehntes Capitel.

Verfolg von Duchillons Unternehmung. Beobachtungen. Die Umſtände fangen an, für ihn eine andere Geſtalt zu gewinnen.

Ich nahm jetzt meine Zuflucht zu den Büchern, die von dem Unterrichte der Taubſtummen handeln, ſchlug Bonnet, Ramirez, Amman, Wallis, van Helmont darüber nach; allein ich fand nichts in dieſen Werken, was ich bey meiner Schülerinn hätte nützen können: ſie alle (letzteren nur ausgenommen) hatten unterlaſſen, die Methode anzugeben, wie ſie Stummen die erſten Sprachelemente beybrachten. Ich wandte mich an einen Gelehrten, Namens Baker, der, nach einer ihm eigenen Methode, eine gewiſſe Lady Inchinquin, nebſt ihrer Schweſter und noch einige andere Zöglinge dieſer Art unterrich-

tet hatte. Er war ein ſehr geſchickter und zugleich ſehr guter Mann, und ſagte mir alles, was er gethan hätte; nur verbarg auch er mir ſorgfältig das Wie ſeiner Kunſt. Ich ſuchte einige ſeiner Schüler zu ſehen, welche mich durch die Tüchtigkeit in Erſtaunen ſetzten, mit der ſie, indem ſie auf die Bewegung meiner Lippen acht gaben, alles begriffen, was ich ihnen ſagte. Sie antworteten mir mit einer Stimme von zwar unangenehmen Tönen (weil es keine modulirten waren), unterdeſſen, wenn mich dieſes auch nicht gänzlich befriedigte, verlor ich doch auch nicht den Muth. Ich fing alſo an, Miß Wyche fürs erſte Begriffe mitzutheilen, in der Hoffnung, ich würde dabey gelegentlich auf Mittel ſtoßen, ſie mir von ihr wieder erklären zu laſſen.

Es währte nicht lange, ſo lernte ſie ſchreiben. Für ſie war das Anfangs nur eine Art von Zeichnen, nachher aber machte ich ihr dadurch, daß ich ihr die Gegenſtände vor die Augen brachte, und die Namen derſelben ſogleich dabey niederſchrieb, begreiflich: dieſe Schriftzüge ſtellten die Sache ſelbſt vor. Sie ſchrieb z. B. das Wort Fächer hin, und man brachte ihr einen Fächer, Uhr, und ich zog meine Uhr aus der Taſche; Feder, Hut, u. ſ. w.; kurz, alle Worte, die ſinnliche Gegenſtände ausdrücken, lernte ſie leicht;

auch Wörter, die Handlungen oder ſinnliche Gefühle bezeichnen, als Gehen, Laufen, Springen; Fühlen, Riechen; Nebenwörter, als: lang, kurz, gerade, eben, rauh. Alle dieſe koſteten uns nur die Mühe, jede ſolche Handlung oder Eigenſchaft vorzumachen, vorzuzeigen, und das Wort zugleich hinzuſchreiben. Allein, da ich ihr nun auch allgemeine und abſtrakte Ausdrücke begreiflich machen ſollte, fand ich mich in gröſſerer Verlegenheit. Die Begriffe von Pflicht, Verbindlichkeit und Glauben lieſſen ſich nicht durch Zeichen ausdrücken; ich mußte daher Gelegenheiten entſtehen laſſen, ſie über den Sinn dieſer Wörter zu belehren. Um ihr den Begriff von Anleihe, Schuld und Wiedergeben zu verdeutlichen, borgte ich ihr Geld ab, und ſtellte mich, als ob ich irgend etwas nicht glaubte, was ſie mir ſagen wollte, um ſie das Wort glauben verſtehn zu machen. Allmählig gelang es mir, ihr Wörterbuch ſo ſehr zu vermehren, daß ſie nach Verlauf eines halben Jahres in den Stand ſich geſetzt befand, ſich ſchriftlich gegen Perſonen, die ihre Zeichen nicht begriffen, verſtändlich zu machen.

Meine junge Schülerinn hatte die gröſſte Begierde nach Unterricht, ſie fühlte: ſie veredele ihre Daſeyn, indem ſie ihre Begriffe vermehre.

Nicht wenig machte es mir zu ſchaffen, alle ihre Zweifel aufzulöſen, und auf die Schwierigkeiten zu antworten, auf die ſie gefallen war, ehe ſie mich kennen lernte. Sie kam oft auf die Unterredung zurück, die wir, wie oben geſagt, über das göttliche Weſen zuſammen hatten. Sie äuſſerte die tiefſte Ehrfurcht, wenn ſie den Namen Gottes nannte; aber immer verlangte ſie zu wiſſen, warum Er ſich denn nicht ſehen ließe? Endlich verſuchte ich eines Tages, ſie darüber zu befriedigen. Er ſey, ſagte ich zu ihr, überall gegenwärtig, aber auf eine uns unſichtbare Weiſe. Dieß ſetzte ſie in nicht geringe Verwunderung; lange ſann ſie nach, und fand es zuletzt unmöglich, ſie hatte keinen Begriff von einer andern Subſtanz als Materie, und alles, was nicht Körper war, war für ſie Unding. Sie theilte mir ihre Zweifel mit, und ich ſuchte ihre Aufmerkſamkeit auf die in ihr ſelbſt denkende Subſtanz zu richten; allein ſie verſtand nicht, was ich damit ſagen wollte. Um ihr doch etwas davon begreiflich zu machen, nahm ich die Stellung eines nachſinnenden Menſchen an, und winkte ihr, ein Gleiches zu thun. Ich berührte ihr darauf die Stirn und fragte ſie: ob ſie nichts in ſich vorgehen fühle, das von körperlicher Handlung verſchieden ſey? Ob ſie in ihrem Kopfe nicht eine

ganz andere Art zu empfinden, als in ihren Händen und Füſſen ſpüre? Von alle dem aber wollte ihr nichts einleuchten, ſie fürchtete, die Schuld möchte an ihr liegen, gerieth darüber in die äußerſte Unruhe, und bat mich mit gefalteten Händen, doch ja nicht müde zu werden und fortzufahren; dabey legte ſie den Kopf auf eine Hand, und blickte in die Höhe. — Indeß war dieſen Tag alles umſonſt, ſie weinte ſehr, und legte ſich höchſt betrübt zu Bette.

Tags darauf, nachdem gefrühſtückt worden war, ſagte ſie zu mir, ſie hätte die ganze Nacht geträumt, wir wären zuſammen in den Gärten von Kenſington ſpatzieren gegangen. Ich ergriff ſogleich dieſe Gelegenheit, meine geſtrige Lehrſtunde fortzuſetzen, und gab ihr zu verſtehen, ihre nächtliche Vorſtellung ſey nicht wahr, weil wir doch in der That die ganze Nacht nicht bey einander geweſen wären. Sie gab es zu, ich ſchrieb alſo, und nannte das, was in der Nacht in ihr vorging, Einbildung, Traum. Sie faßte mich vortrefflich, und fing an, mir hierauf alle die ſonderbaren Träume zu erzählen, die ſie ſeit Jahren gehabt haben mochte. Ich hörte ſie mit äußerſter Geduld an, war endlich froh, den Faden gefunden zu haben, der mich von nun an durch das Labyrinth mit ihr führen ſollte.

Da ſie ſich nun mit den Begriffen Einbildung, einbilden und Traum gehörig vertraut gemacht, ſagte ich ihr: Träumen hieße alſo, ſich im Schlafen, und Denken im Wachen etwas einbilden. Kaum faßte ſie dieſen Unterſchied, als etwas Außerordentliches in ihr vorzugehen ſchien. Sie war ganz in ſich ſelbſt geſammlet und wie verſunken, aber ihre ſehr ausdrucksvolle Phyſiognomie gab mir deutlich zu erkennen, was ſie im Sinne hatte. Nie iſt mir etwas Intereſſanteres und Belebteres vorgekommen, als ihr Geſicht in dieſem Augenblicke war. Die Hochluſt, die Entzückung, in die ſie gerieth, als dieſer Lichtſtrahl auf ſie ſchoß, läßt ſich nicht mahlen, nicht beſchreiben. Sie konnte ſich in ihrer Freude nicht laſſen. Endlich ſagte ſie mir mit einer unbegreiflichen Behendigkeit ihrer Zeichen: ſie verſtände mich nun vollkommen, und gab mir augenblicklich auch eine Menge unzweydeutige Beweiſe davon. Sie erinnerte ſich von ſelbſt alles deſſen, was ich den Tag vorher geſagt und gethan, und wandte es auf die ſinnreichſte Art auf ihren gegenwärtigen Zuſtand an. Als ich ſah, daß ſie dieſen Punkt jetzt ſo gut verſtände, ſchob ich den Worten: wachend ſich einbilden, das Wort: Denken unter, und fügte das Wort Geiſt, als das Synonym

den Gedanken hinzu. Nicht lange darauf war ſie an dieſe Begriffe gewöhnt, und zeigte eine unermüdete Aufmerkſamkeit, jede verſchiedene Wirkung des Geiſtes kennen zu lernen. Ich hieß ſie die erſtaunliche Leichtigkeit ihres denkenden Vermögens bemerken, mit dem dieſes von einem Orte zum andern fliege, mache und ummache, dem Leibe gebiete und ihn regiere. Sie bewunderte das, und war ſehr erſtaunt, niemals darüber nachgedacht zu haben. Sie begriff jetzt, daß eine ſehr groſſe Verſchiedenheit zwiſchen den Handlungen und Verfahren des Körpers und des Geiſtes vorhanden ſey, und fühlte, es müſſte daher auch eine Verſchiedenheit in der Natur dieſer beyden Erſcheinungen gleichfalls ſtatt finden.

Da Obiges unter uns nun abgemacht war, kam ich wieder auf den Begriff des höchſten Weſens zurück und ſagte ihr: Gott ſey ein Geiſt, ſeine Macht habe keine Gränzen, er führe alles mit einer Leichtigkeit aus, die der Menſch ſich nicht vorſtellen könne. Sie gab allem Beyfall, was ich ſagte, und ſchien von Ehrerbietung vor dem allmächtigen Weſen durchdrungen, von dem ich ſie verſicherte, daß es eben ſo gut als mächtig ſey.

Man ſtellt ſich leicht vor, daß wir bey dieſer Unterredung denn doch noch auf Schwierigkeiten trafen, und ich, um mit ihr über einen ſo abgezogenen Gegenſtand aufs Reine zu kommen, alle mögliche Mittel, mich verſtändlich zu machen, anwenden mußte. Ich glaubte endlich, es ſey mir gelungen, und die folgenden Tage hatte ich auch Urſache zu glauben, daß ich mich darüber nicht getäuſcht. Meine Schülerinn ſuchte nämlich auf alle mögliche Weiſe mir zu zeigen, ſie habe mich verſtanden. Ich fand mich demnach reichlich für meinen auf ihren Unterricht verwendeten Eifer, und das eben ſowohl durch die Fortſchritte, die ſie machte, als durch das Vergnügen belohnt, das mir überall ihr eigenes Ergründen der Gegenſtände gewährte.

Ihr äußerſt guter natürlicher Sinn leitete ſie über jeden Vernunft- und Rechtsgegenſtand immer auf die rechte Bahn; allein von den poſitiven Geſetzen der bürgerlichen Geſellſchaft hatte ſie ſo wenig Begriffe, daß es nicht leicht war, ſie zurechtzuweiſen, wenn dieſe ſolche Dinge geboten, die ihren Neigungen zuwider liefen. Sie gab mir einmal einen Beweis in einer Sache, die mir einige Unruhe machte, und mich vor der Gefahr zittern ließ, der ich mich bisher ausgeſetzt. Mit einem Worte es zu ſagen: ſie faßte,

da ſie mich ſo lebhaftes Intereſſe an ihr nehmen ſah, eine heftige — wie ſoll ich es nennen? — mehr als nur Zuneigung gegen mich. Wir waren damals mit der ganzen Familie auf dem Lande, und ich brachte den ganzen Theil meiner Zeit mit dem jungen Mädchen zu. Da ſie, wenn die Perſonen ihrer Familie zu Gaſtmahlen bey den Edelleuten der Gegend fuhren, wie es Madame Brown ausgemacht hatte, nicht mitgenommen wurde, konnte ich mich nicht entſchlieſſen, ſie allein zu laſſen, und, um ihr Geſellſchaft zu leiſten, fand ich immer einen Vorwand, auch da zu bleiben. Dieß waren für ſie die glücklichſten Tage ihres Lebens, und dieſe meine Gefälligkeit hinderte ſie, darauf acht zu geben, daß, und wie ſehr man ſie zurückſetzte. Ihre Zuneigung gegen mich wuchs von Tage zu Tage, und ob ich es gleich bemerkt hatte, war ich darüber doch nicht unruhig, weil ich es mehr ihrer Dankbarkeit für meine Sorgfalt, als einer andern zärtlichern Urſache zuſchrieb. Eines Tages aber, als wir uns allein in meinem Zimmer befanden, und ſie mir einige Liebkoſungen gemacht, die ich zu den ſehr unſchuldigen rechnete und in dem Sinne angenommen hatte, bezeigte ſie weniger Zurückhaltung als gewöhnlich. Ich geſtehe, daß ich darüber in eine nicht kleine Verlegenheit gerieth, ich

befand mich noch in dem Alter der Leidenſchaften, und täuſchte mich vielleicht ſelbſt über meine große Zärtlichkeit zu der jungen Schülerinn. Freylich glaubte ich meine Empfindung nur auf Mitleiden gegründet, allein wer kann ſagen, ob man ſich in ſolchem Falle nicht täuſcht? Die ſich immer mehr entwickelnden Reize eines jungen ſchönen Mädchens konnten allerdings auch ihren Antheil daran haben. Glücklicherweiſe ſtellte ſich jede Betrachtung deſſen, was ich mir ſelbſt und einer ehrwürdigen Familie ſchuldig ſey, meiner Seele dar; ich ſchämte mich, auch nur einen Augenblick anzuſtehen, und hielt mit einer Hand Miß Wyche zurück, indem ich ihr mit der andern zärtlich die ihrige drückte, den Widerſtand ihr minder ſchmerzlich ſeyn zu laſſen. Sie wurde ein wenig erſtaunt und beſchämt, machte mir Vorwürfe über meine Kälte, und fragte mich nach der Urſache davon. Ich wußte wohl, daß es unnütz wäre, ihr von der geſellſchaftlichen Ordnung vorzureden, die nur durch Beobachtung der Vorſchriften des Anſtandes und der Keuſchheit aufrecht erhalten werden kann. Unterdeſſen ſagte ich ihr doch einiges dahin Gehörige, aber dieß alles kam ihr noch viel unbegreiflicher vor, als was ich ihr in unſern Unterredungen über das göttliche Weſen vorgetragen. Den folgen-

den Tag ſchmolte ſie gegen mich; ſie hatte mich den vorigen, meiner Moral müde, nicht ohne Mißvergnügen verlaſſen. Ich ſuchte ſie von dieſer Materie abzubringen, es wollte mir aber lange nicht gelingen, ſie zu beſänftigen; da wir uns wieder verſtanden, wurde der abgebrochene Faden aufs neue von ihr angeknüpft, wo wir ihn verließen. Von meinen Vorſtellungen hatte ſie durchaus weiter nichts begriffen, als daß das Band der Ehe ſolche Liebkoſungen heilige. Sie fragte mich: ob ſie mich recht verſtanden? Ich antwortete: Ja! — „Nun wohl!“ fiel ſie lebhaft ein, „ſo laſſen Sie uns denn einander heirathen, und quälen Sie mich nicht mehr mit „Ihren Vorſchriften und Regeln!“ Ich ſagte ihr: Dazu bedürfte es der Einwilligung ihrer Eltern, die ſie vielleicht mir nicht geben würden; ich wollte aber darauf denken, die Schwierigkeiten zu heben. Etwas zufriedener verließ ſie mich, allein ſo viel ſahe ich wohl, daß ſie mich über dieſes Capitel nicht in Ruhe laſſen würde.

Ich wußte in meiner ſchwierigen Lage nicht recht, was ich für eine Partey ergreifen ſollte. Wie konnte ich Herrn Wyche vorſchlagen, mir ſeine Tochter zu geben? Hätte er nicht von mir denken müſſen, ich hätte ſein Zutrauen gemißbraucht, und die Unſchuld einer jungen Perſon

in ihren Umſtänden verführen wollen? Dieſer, meiner Ehre zu nachtheilige, Argwohn, der ihm mit einigem Recht hätte aufſteigen können, machte, daß ich dem Gedanken völlig entſagte, mich ihm zu entdecken. Ich nahm mir vor, meine Schülerinn ſelbſt dahin zu bringen, daß ſie ſich meiner Abſicht über dieſen ſo zarten Punkt fügte, und thäte ſie es nicht, war ich entſchloſſen, lieber das Haus ihres Vaters zu verlaſſen. In dem Augenblicke, wo ich dieſe Betrachtungen anſtellte, riß mich eine Begebenheit, die nachmals die Quelle meines Glückes geworden iſt, aus dieſer peinlichen Verlegenheit.

Ich ſtand mit Herrn Upton, nachmaligem Lord Tewpleton, in Verbindung. Dieſer Herr hatte mir die Bekanntſchaft Sir Wood's, erſten Beamtens beym Bureau der auswärtigen Affairen, verſchafft. Dieſe beyden Männer intereſſirten ſich für mich, und ſuchten mir Dienſte zu leiſten. Herr Upton, der damals noch kein großes Vermögen beſaß, hatte ſich entſchloſſen, den engliſchen Miniſter am Turiner Hofe als Geſandtſchaftsſecretair zu begleiten; allein da er nachher ſich doch wieder anders beſann, wollte er ſich von dieſer übernommenen Verbindlichkeit losmachen, und dieſe Gelegenheit ergreifen, mir nützlich zu werden. Er meldete mir ſeine Abſicht

ſchriftlich, und drang in mich, zu ihm nach London zu kommen. Ich bedachte mich nicht lange darauf, ſeinen Antrag anzunehmen, und, als ich ihn Herrn Wyche mitgetheilt, munterte mich dieſer ſelbſt dazu auf, ihn nicht auszuſchlagen.

Die einzige Schwierigkeit war nur die, der jungen Miß meinen Entſchluß zu verbergen; denn ſie ſah zu ſcharf, um nicht zu merken, ich ſtände im Begriffe, ſie zu verlaſſen. Sie äußerte ſich darüber gegen mich, und wie ſehr ich ſie auch verſichern mochte, ich dächte nur auf einige Zeit abweſend zu ſeyn, beruhigte ſie das doch nicht, ſo, daß ſie jeden Tag bis zu meiner Abreiſe damit zubrachte, ſich zu betrüben und zu weinen. Ich ſah mich genöthigt, ihr den Augenblick der Trennung zu verbergen, und das Haus zu verlaſſen, ohne von ihr Abſchied zu nehmen. Da der Tag endlich herangekommen war, ſagte ich, mit Thränen in den Augen, dieſer ehrwürdigen Familie Lebewohl, der es, von mir zu ſcheiden, einen geringern Schmerz verurſachte, als ob ich ihr leiblicher Sohn geweſen wäre. Tags darauf kam ich in London an, im Begriff, mich in den Wirbel einer für mich neuen Welt zu ſtürzen, in der ich mehr Glanz, aber weniger Ruhe, mehr Annehmlichkeiten, aber weniger wahres Glück antreffen ſollte.

Dreyzehntes Capitel.

Dächtilon wird Secretair des außerordentlichen großbritannischen Gesandten am Turiner Hofe. Ueber Lord Bute und dessen Bruder. Reise nach Italien.

So wie ich in London angekommen war, suchte ich Herrn Upton auf, der mich von allem benachrichtigte, was mir zu thun oblag. Obgleich einstiger Erbe von vierundzwanzigtausend Livres jährlicher Einnahme, besaß er doch jetzt keinen Heller, da sein älterer, sehr geitziger Bruder in dem Besitze aller Güter der Familie war. Diese unvortheilhafte Lage hatte ihn, wie ich gesagt, bewogen, die Stelle eines Secretairs des nach Turin mit dem Charakter eines außerordentlichen Gesandten bestimmten Bruders des Lord Bute anzunehmen; allein aus Unabhängigkeitstriebe gereute ihn dieser Entschluß bald wieder. Um indessen durch diesen seinen Umsprung das Ministerium nicht in Verlegenheit zu setzen, war er darauf bedacht gewesen, mich zum Gesandtschaftsprediger

vorzuſchlagen. Seine Abſicht war, ſich, wenn wir auf dem Wege ſeyn würden, ſo gut als möglich zu entſchuldigen, und mich alsdann in die Stelle des Secretariats einzuſchieben. Es kam alſo für mich darauf an, mich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Er hatte mich oft das Griechiſche, Hebräiſche und die Ausleger der heiligen Bücher ſtudieren geſehen, ſo, daß er nicht zweifelte, ich würde im Stande ſeyn, in dieſe Laufbahn zu treten. Ich dankte ihm für dieſen Freundſchaftsbeweis und fand nicht die geringſte Schwierigkeit zur Annahme ſeines Vorſchlags. Bald darauf ſtellte er mich Herrn von Mackenzie, dem nach Turin beſtimmten Geſandten, vor. Ich wurde angenommen, und ließ mich ſogleich ordiniren. In vierzehn Tagen nachher nahm ich von meiner Stelle Beſitz, und war bereit, abzureiſen.

Ich halte es nicht für unzweckmäßig, ehe ich weiter in meiner Erzählung fortfahre, dem Leſer die Lage zu beſchreiben, in der ſich die Perſonen befanden, mit denen ich ins Künftige zu thun haben ſollte.

Mylord Bute war ein Mann von einem edeln Anſtande, einem ſehr gefallenden Aeußern, angenehmen Wuchſe, voll Geiſtes- und ausgebreiteter Kenntniſſe, und beſaß eine gewiſſe Seelen-

hoheit, die ihm niemals erlaubt hat, irgend etwas ſchwer zu finden; die ihn jedesmal fühlen ließ, er ſey dazu geboren, an den größten Unternehmungen Antheil zu nehmen. Bey alle dem war er vom Ehrgeitz faſt ganz frey, und hatte ſich kaum verheirathet, als er ſich nach der Inſel Bute, deren Eigenthümer er war, zurückzog. Er beſchäftigte ſich dort mit ſeinen verſchiedenen Studien, und überließ ſich ganz einem ruhigen ſtillen Leben, wobey ſeine höchſte Luſt war, ſich dem Anbaue ſeiner Ländereyen und einem, die Bücher liebenden, Familienleben zu widmen. Auch hätte er wahrſcheinlich dieß Leben nicht verlaſſen, wofern nicht die Landung des Prätendenten in Schottland 1745 ihn genöthigt hätte, ſeinen ganzen Lebensplan zu verändern. Bey dieſer Gelegenheit verließen die meiſten der dortigen, dem in England regierenden Hauſe anhängenden, vornehmen Herren Schottland, um dem Hofe ihren Eifer zu beweiſen, und nicht das Anſehen zu haben, Mitverſchworene der Stuarts zu ſeyn. Mylord Bute, ob er gleich auch dieſen Namen führte, und ſogar eines der Hauptoberhäupter der unglücklichen Familie war, begab ſich unter allen zuerſt nach London, dem Könige ſeine Dienſte anzubieten. Er erſchien an dem damals in zwey Parteyen (der des Königs

und des Prinzen von Wallis) getheiltem Hofe. Dieser Letztere fand bald großen Geschmack an Mylord Bute, und verband sich ihn durch die Unterscheidung, wodurch er ihn bey jeder Gelegenheit auszeichnete, so, daß dieser bald allen andern Verbindungen entsagte, und sich ohne Rückhalt seiner Neigung für diesen Prinzen überließ, von dem er mit Ehren und Liebkosungen überhäuft wurde. Allmählig machte er sich für die Angelegenheiten und Vergnügungen des Prinzen von Wallis so nothwendig, daß man an dem Hofe desselben seiner nicht mehr entbehren konnte. Das einige Jahre nachher erfolgte Ableben dieses Fürsten, weit entfernt, das Ansehen zu vermindern, in das der Lord sich gesetzt, vermehrte es noch sogar. Die Prinzessinn von Wallis schenkte ihm ihr ganzes Zutrauen, und fragte ihn beständig nicht nur in ihren Angelegenheiten, sondern auch über die Erziehung des jungen Prinzen, ihres Sohns, um Rath. Sie verwandte sich so lebhaft bey dem Könige für ihn, daß er zum ersten Kammerjunker bey besagtem Kronerben ernannt ward. Dieser Anfang ausgezeichneter Gunst erweckte aber gegen ihn die Eifersucht verschiedener Nebenbuhler, und wurde Ursache der Feindseligkeiten, die späterhin lebhaft gegen ihn ausbrachen.

So wie der König Georg II. zu ältern anfing, gelangten der junge Prinz und die Prinzessinn von Wallis (die, wie man leicht denken kann, Mutteranſehen über ihren Sohn übte) zu mehrerem Einfluſſe. Die Miniſter fingen an, dieſen Hof ſehr zu ſchonen; Mylord Bute, das Orakel deſſelben, ſtand alſo im gröſsten Anſehen.

Um dieſe Zeit nun wurde deſſen Bruder, Herr Stuart von Mackenzie, zum außerordentlichen Geſandten nach Turin ernannt.

Herr von Mackenzie war unter allen Menſchen, die ich je gekannt, derjenige, der die ſchönſten Eigenſchaften mit den wenigſten Fehlern verband. Er beſaſs eine Klugheit, die ihn vor Begehung des kleinſten Fehltritts von Unvorſichtigkeit bewahrte, und war von einer Weisheit, der es in Geſchäftsausführung faſt nie mißlingen konnte. Sein gröſstes Vergnügen fand er darin, Gutes zu thun, und es zugleich auf das Sorgfältigſte zu verbergen. Anſehen hatte nur darum Reiz für ihn, weil er ſeinen Freunden dadurch nützlich werden konnte. Er war von einem zu den damaligen Zeiten ſehr ſeltenen Ehrgefühl und einer Wahrheitsliebe, der er unter den ſchwierigſten Umſtänden niemals ungetreu geworden iſt; dabey menſchlich, edel, groſsmüthig; er

liebte weder das rauschende Vergnügen der Welt, noch die großen Gesellschaften, desto mehr aber die Wissenschaften, in denen er sich sehr umgesehen hatte; besonders hatte er sich auf die Mathematik, Algebra und Astronomie gelegt.

Lady Betty, seine Gemahlinn, eine Tochter des berühmten Johann, Herzogs von Argyle und Greenwich, der dreyßig Jahre lang eine glänzende Rolle an der Spitze der brittischen Armeen gespielt hatte, entsprach den Vollkommenheiten ihres trefflichen Gatten. Ihre mit vieler Güte vermischte Geisteswürde erwarb ihr die Ehrerbietung und Zuneigung aller, die sich ihr näherten. Man bemerkte an ihr eine so natürliche und wahre Liebe zu gefallen, daß sie dieß Ziel erreicht haben würde, hätte sie auch nicht alle möglichen Mittel dazu angewandt.

Wir verließen London im October 1758. England befand sich damals im Kriege mit Frankreich. Ein zahlreiches Gefolge vornehmer junger englischer Herren bediente sich also der Erlaubniß, die Herr Mackenzie bekommen hatte, durch Frankreich zu reisen, und machte für ihn eine sehr ansehnliche Begleitung aus. Unsere, nach einem erlittenen ziemlich heftigen Sturme, endlich gelungene Ankunft in Calais zeichnete sich durch eine ziemlich abentheuerliche Scene aus:

Der damals in der Picardie commandirende Prinz Croy war gerade in Calais, und da er dem engliſchen Miniſter alle nur möglichen Ehrenbezeugungen, die in ſolchen Fällen die franzöſiſche Artigkeit eingiebt, erzeugen wollte, fand er ſich mit einem Theile der Garniſon ſogleich am Hafen ein, Mylady Mackenzie beym Ausſteigen aus dem Schiffe die Hand zu geben. Wir waren die ganze Nacht auf der See herumgeſchleudert worden, ſo, daß niemand von uns daran gedacht hatte, ſeine Toilette zu machen. Wir hatten gehofft, uns in die Stadt hinein zu ſchleichen. Man ſtelle ſich alſo den Prinzen von Croy vor, der, um acht Uhr morgens ſchon friſirt und gepudert, an der Spitze der Officiere ſeiner Garniſon, unſerer Dame in der Nachtmütze die Hand giebt; Herrn von Mackenzie, der, ganz beſchämt über dieſen unerwarteten Empfang, mit niedergeſenktem Kopfe, in ſeinem Mantel gehüllt, dem Hute über der Nachtmütze, hinterdrein folgt, und ein Dutzend junger ganz blaſſer Engländer mit unordentlichen Haaren, bis und auf die Ferſen herunter hängenden Strümpfen, die ihn begleiten. In dieſem Aufzuge mußten wir durch die ganze Stadt, gerührte Trommeln vorauf, ziehen, und durch die in Reihen geſtellten Grenadiere, zum großen Spaße für einige Spottvögel von

Officieren, auf die dieſer Contraſt ſeine volle Wirkung zu thun nicht ermangelte, uns durchdrängen. Der Prinz verließ Mylady an der Thür des Wirthshauſes, um ihr Zeit zu laſſen, ſich umzukleiden. Er hatte die ganze Geſellſchaft zum Mittagseſſen bey ſich eingeladen. Unterdeſſen war dieß alles unſerm Geſandten ſo unangenehm geweſen, daß er nun ſeinen Entſchluß, in Calais einen Tag zu bleiben, änderte, und, nachdem er mich, dem Prinzen Croy ſeine Entſchuldigung zu überbringen, abgeſchickt, ſchleunig abreiſete, um einem Mittagsmahle, Balle und der Vorſtellung einer Comödie zu entgehen, die der Prinz für ihn veranſtaltet hatte. Wir ſetzten unſern Weg glücklich durch Frankreich und Savoyen fort, und langten in Turin an, ohne daß uns irgend etwas weiteres Merkwürdiges begegnet wäre.

Vierzehntes Capitel.

Schilderung des Hafens von Turin. Ueber den König und deſſen Miniſter. Merkwürdige Anecdoten.

Der König von Sardinien war natürlicher Bundesgenoſſe des Königs von England *). Dieſe beyden Fürſten können einer von dem andern nichts zu fürchten haben, gemeinſchaftliches gutes Vernehmen aber für ihre Staaten ſehr nützlich ſeyn; demnach wurden engliſche Miniſter an dieſem Hofe immer gern geſehen, und machten ſich dort leicht beliebt. Herr von Mackenzie führte einen großen Staat, und ſeine Gemahlinn nahm ihre Gäſte ſehr wohl auf. Es waren oft große Aſſembleen bey ihnen, ſie gaben Bälle und glänzende Feſte; ihr Haus ward alſo bald ein Sammelplatz von Allem, was Turin nur von angenehmer und guter Geſellſchaft beſaß. Der Ritter Oſſorio war damals erſter Mini-

*) Dieß ſchrieb der Verfaſſer 1775.

ſter, und der Graf von Mercy Plenipotentiair-geſandter der Kaiſerinn-Königinn. Herr von Chauvelin war franzöſiſcher Ambaſſadeur, der Marquis Caraccioli außerordentlicher Geſandter des Königs von Neapel, und die übrigen Mitglieder des diplomatiſchen Körpers machten auch einen ſehr aufgeklärten und glänzenden Zirkel aus.

Der Ritter von Oſſorio, ein Sicilianer von Geburt, war dem Könige Victor gefolgt, als dieſer dem Titel eines Königs von Sicilien entſagt hatte. Nachdem er erſt bey dieſem eine Miniſterſtelle bekleidet, und nachher deſſem Sohn, dem Könige Carl Emanuel, an verſchiedenen auswärtigen Höfen, unter andern auch an dem londoner Hofe, wo er ſich funfzehn Jahre lang aufhielt, gedient, ward er zum Staatsſecretair für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt; eine Stelle im Miniſterio von Turin, die damals an dieſem Hofe als die erſte und wichtigſte angeſehen ward. Er beſaß viel Genie und Talent, mehr ſogar, als die Regierung eines Staates vielleicht erfordert, der keine der erſten Rollen in Europa ſpielt. Er ging mit viel zu weit ausſehenden Planen um, die indeß die Bedächtigkeit des Königs Carl Emanuel glücklicherweiſe ziemlich beſchränkte. Seine zwey Nebenbuhler an Anſehen waren der

Marquis von Breille, Großſtallmeiſter, und der Kriegsminiſter, Graf von Bogin. Dieſer hatte ſich in ſeinem Departement dem Könige ſo wichtig zu machen gewußt, daß er faſt bey keinem Staatsgeſchäfte mehr entbehrt werden konnte.

Der Marquis Solar von Breille ſtammte aus einem groſſen Hauſe. Lange Dienſte in der Armee und im Miniſterio hatten auch ihm groſſe Gunſt zuwege gebracht; von ſeinem Verdienſte nicht zu reden, das er ſich um die Erziehung des Herzogs von Savoyen erworben, den er zu einem ſehr vollkommenen Fürſten gebildet. Er beſaß das ganze Zutrauen ſeines Zöglings und die Achtung des Königs. Dieſer liebte ihn zwar nicht, ließ ihm aber dennoch ſonſt alle Gerechtigkeit widerfahren. Ich habe keinen groſſen Herrn je gekannt, der die Begebenheiten und öffentlichen Geſchäfte mit einem richtigern Ueberblicke umfaßt und beurtheilt hätte, als er. Er hatte ſeine Jugend bey ſeinem Vater zugebracht, da dieſer Miniſter des Königs von Sardinien in London war. Nachher hatte er unter dem Prinzen Eugen gedient, und war darauf zu verſchiedenen Malen Geſandter ſeines Herrn in Neapel, Rom, Wien und bey einigen andern Höfen geweſen. Er beſaß viel Geiſt, Lebhaftigkeit und

(obwohl ſchon ein Achtzigjähriger) ein ihn beynahe niemals im Stiche laſſendes Gedächtniß. Der Vortheil übrigens, daß er immer mit den großen Männern aller Art ſeiner Zeit gelebt, ertheilte ſeinem Umgange viel Glanz, Intereſſe und Lebhaftigkeit. Ich habe das Vergnügen gehabt, während meines langen Aufenthaltes in Turin oft davon die Erfahrung zu machen. Er beehrte mich mit ſehr vieler Güte, und ich habe nicht ſelten in ſeiner Geſellſchaft wohl drey Stunden hinter einander zugebracht, die mir wie eben ſo viele Augenblicke vorkamen und verflogen.

In ſeine Geſpräche miſchte er oft Anecdoten ein, durch die man manche Erzählungen der Geſchichtſchreiber jener Zeitangelegenheiten berichtigen könnte. Er ſchätzte als ſolchen Voltairen nicht ſehr, und tadelte ihn mehrmals, daß er in ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten vorgefaßten Meynungen gefolgt ſey, und Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten dann und wann der Wirklichkeit vorgezogen habe. Da ihm jemand einmal über einige Umſtände der Gefangenſchaft des Prinzen Alexis, Czar Peters Sohnes, widerſprach, und ihm Voltairen als Gewährsmann anführte, fiel ihm der Marquis von Breille mit Lebhaftigkeit ins Wort: „Mein Herr, erlauben Sie „mir, darüber beſſer unterrichtet ſeyn zu dürfen,

„als es Herr von Voltaire gewesen seyn kann,
„ich war damals Minister meines Königs in
„Neapel, und gerade derjenige, der den heimli-
„chen Auftrag bekommen hatte, um das Gefan-
„genhalten des unglücklichen Prinzen bey diesem
„Hofe Ansuchung zu thun.“ — Ein an-
deres Mal sprach ich mit ihm über den Tod
Peters des Großen, und führte das nach-
her dem russischen Senate vorgelegte Testament
dieses Fürsten als eine Thatsache an, die Vol-
taire in seiner Geschichte von Rußland bestritten
hatte. „Ich kann Ihnen darüber besser das
„Wahre berichten, als Voltaire,“ erwiederte mir
der Marquis: „ich bin sehr genau mit einem
„russischen Ambassadeur vertraut gewesen, der
„mir mehr als einmal gesagt hat, daß er allein
„mit der Kaiserinn Catharina sich in dem Zim-
„mer bey dem Tode Peters des Großen be-
„funden habe. Ehe die Kaiserinn seinen Tod er-
„klärte,“ sagte dieser zu mir, „wollte sie sich da-
„von versichern, ob ihr Gemahl kein Testament
„hinterlassen habe; und, da sie in dem Schreib-
„tische keines fand, beschloß sie, eins zu machen,
„das sie mir, indem sie wußte, daß ich ihr sehr
„ergeben sey, in die Feder sagte: und so ist das
„nachher wirklich im Drucke erschienene Testa-
„ment entstanden. Ich hatte,“ setzte der Mar-
quis

quis hinzu, „dem russischen Ambassadeur verspro„chen, diese Thatsache als Geheimniß bey mir „zu behalten, und erzähle das jetzt nur, weil „dieser seit verschiedenen Jahren gestorben ist.“ —

Ein anderes Mal sprachen wir von dem Geiste des berühmten Herzogs von Marlborough. Ich sagte, daß ich das nicht glauben könnte, was man von ihm erzählt: daß er nämlich einmal eines Abends bey einer Unterredung eines von den zwey Wachslichtern, die in dem Zimmer brannten, ausgeblasen habe. „Es ist aber doch „wahr! antwortete mir der Marquis lebhaft, „und ich bin gerade der, der diesen Zug erlebt „hat. Der Prinz Eugen hatte mich zu dem „Herzoge geschickt, ihn von einer gewissen Dispo„sition zu unterrichten, die er zu einem Angriffe „des Feindes für den folgenden Tag veranstaltet „hatte. Der Herzog von Marlborough hatte „sich schon zur Ruhe gelegt, man weckte ihn „auf; der Kammerdiener führte mich zu ihm ans „Bett, setzte zwey Wachslichter auf den Tisch, „und begab sich weg. Gleich beym Anfange „unserer Unterredung, die das Ansehen, etwas „lange zu werden, hatte, setzte der Herzog einer „der Kerzen den Lichthut auf, und fuhr hierauf „fort, mit unverwandter Aufmerksamkeit das an„zuhören, was ich ihm zu sagen befehligt war.“

Man konnte mit Recht den Marquis de Breille die lebendige Geſchichte eines halben Jahrhunderts nennen, er gehörte zu der kleinen Anzahl deter, die eine ſehr lange Zeit hindurch die Triebfedern, die das Steigen und Sinken der Waagſchale von Europa beſtimmen, hatten ſpielen ſehen, und war folglich mehr als Jemand im Stande, über die verſchiedenen Gewichte derſelben zu urtheilen. Ich verlaſſe ihn, um auf den Grafen von Bogin zu kommen. Ich werde mich mit ihm noch einmal in einer ganz andern und von derjenigen verſchiedenen Lage, in der man ihn, der Beſchreibung nach, zu ſehen erwatten kann, zuſammentreffen.

Der Graf von Bogin war durch alle Grade des Kriegsdepartements hinaufgerückt, und endlich zur Kriegsminiſterſtelle gelangt. Er war von einem ſehr ſtolzen Charakter und unerſchütterlich feſt in Ausübung ſeines Amtes, ſo, daß er bey allen von ihm zu treffenden Maaßregeln durchaus auf nichts, als auf das Beſte der Sache ſah, und ſich nicht im Mindeſten darum kümmerte, ob er dadurch irgend einem Großen etwa in den Weg treten, oder ſonſt Jemand mißvergnügt mit ſich machen könnte; kurz, ein Miniſter, gerade wie der König von Sardinien ſeiner bedurfte. Da die Einkünfte dieſes Fürſten zu mittelmäßig

ſah, einen zahlreichen Adel belohnen zu können, und ſeine natürliche Güte ihn doch ſehr antrieb, alle in ſeinem Dienſte Stehenden befriedigen zu wollen, bediente er ſich ſehr, zum Vortheile für den Staat, des Anſehens ſeines Miniſters, die Ohnmacht ſeiner Mittel mit ſeiner Neigung, Gnadenbezeugungen zu gewähren, in Uebereinſtimmung zu bringen.

Carl Emanuel III. war dabey unſtreitig einer der gerechteſten und weiſeſten europäiſchen Fürſten. Er regierte das Königreich als ein wahrer Familienvater; man kann ſagen, daß er ſelbſt die Rechtspflege in ſeinen Staaten verwaltete. Eines der Mittel, durch die er glaubte, allen ſeinen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, war, daß er ausgeſetzt des Morgens zwey Stunden, und eben ſo viele des Abends beſondern Audienzen widmete, in denen er immer Jedermann ohne Unterſchied vor ſich kommen ließ und anhörte. Ich habe zu dieſen Stunden in ſeinem Vorzimmer Perſonen jedes Standes: Kaufleute, Künſtler, Bauern, geſehen; jeder wurde der Reihe nach vorgelaſſen und ſein Anliegen angehört. Hatte ſich Jemand nur irgend über ungerechte Behandlung oder Unterdrückung durch einen Miniſter zu beklagen, und konnte Beweiſe dafür beybringen, ſo ließ der

König ihm sogleich die schnellste und unpartheyischste Gerechtigkeit zu statten kommen. Ich selbst bin einmal Zeuge dieses Geistes von Billigkeit gewesen, und habe folgenden Zug bey meinem Aufenthalte in Turin erlebt.

Oberwähnter Graf von Bogin hatte dem Könige schon seit zwanzig Jahren mit dem größten Glücke gedient, und genoß eines Ansehens, das er selbst bis zu Einflüssen in die Geschäfte anderer Departements auszudehnen verstanden hatte. Die schon angeführte Strenge seines Charakters hatte ihm viel Unwillen von Seiten des Adels zugezogen; man haßte ihn eben so sehr, als er gefürchtet ward. Man beschuldigte den König, dieser setze viel zu viel Vertrauen in ihn, und ließe sich sogar von ihm regieren, als die Begebenheit, von der ich rede, sich ereignete, und gar sehr einen Beweis von dem Gegentheile ablegte. Der Graf von Bogin hatte ein kleines Landhaus, zwey Meilen weit von Turin gelegen, gekauft, wo er häufig des Vergnügens der schönen Jahreszeit genoß. Lange war es sein Wunsch gewesen, den dazu gehörigen Garten zu vergrößern, allein ein Weg, der zu dem Hause eines gewissen Talpon führte, der Kammerdiener des Königs gewesen war, und einige dazu gehörigen Wiesen, die der Graf gern an sich gekauft hätte,

machten ihm bisher immer die Erreichung dieses Wunsches unmöglich. Endlich wendet er sich an Talpon mit der Bitte, diesen Weg aufzugeben; Talpon gesteht sie ihm zu, behält sich aber das Recht vor, wenn eine andere ihm übrig bleibende Straße durch den Schnee im Winter unwegsam würde, — was sich bisweilen zutrug — durch das dem Grafen abgetretene Land fahren oder reiten zu dürfen. Zwey bis drey Jahre vergehen, ehe er Gelegenheit findet, sich dieses Rechts zu bedienen; endlich aber tritt einmal der Fall mit dem Schnee ein. Talpon reitet den alten Weg. So wie der Graf seiner in der Ferne gewahr wird, schickt er einen seiner Bedienten an ihn, mit dem Verbote weiter zu reiten. Talpon läßt dem Minister sagen: Es wäre der vormalige Besitzer des Landes, der, kraft ihrer Uebereinkunft, sich seines alten Weges bediene, da er den andern unfahrbar gefunden hätte; allein der Graf besteht dessen ungeachtet darauf, ihm den Durchritt zu verweigern, und Talpon, voll Ingrimm im Herzen, muß nach Turin zurückkehren, ohne seine Absicht zu erreichen. Er geht gerade zum König, erzählt ihm die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit des Grafen, und beschließt seine Klage mit der Bemerkung: Se. Majestät möchten daraus abnehmen, wie der Mi-

niſter ſich gegen andere Unterthanen betrüge, da er ihn ſo behandele, ihn, von dem er wohl wiſſe, daß er nähern Zutritt zum König genöſſe. Der König befahl hierauf Talpon, das ſtrengſte Stillſchweigen über dieſe Begebenheit zu beobachten, verſprach ihm aber, ihm zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Er ſchickte ſogleich hin, und ließ den Oberaufſeher über die Wege in ſeinen Staaten holen. Ob dieſer gleich des Grafen Schwager war, trug der König ihm dennoch auf, ſich nach der Wahrheit des Vorfalles zu erkundigen. Dieſer wußte, es ſey bey ſolchen Gelegenheiten des Königs Art und Weiſe, heimlich aus mehr als einer Quelle Nachrichten einzuziehen, um ſich zu verſichern, daß ſeine Miniſter ihn nicht hinter das Licht führten; er wagte es alſo nicht, ihm die Wahrheit zu verheelen, und meldete einige Tage nachher: das, was Talpon über ſein Recht und über den Vorfall erzählt habe, verhalte ſich wirklich ſo. Hierauf befiehlt der König, er ſolle, ohne ſeinem Schwager ein Wort von der Sache zu ſagen, folgenden Tages hundert Mann nach dem Gute des Grafen ſchicken, Talpons alten Weg wieder herſtellen zu laſſen. Dieß ward befohlenermaßen ins Werk gerichtet. Man ſtelle ſich das Erſtaunen des Miniſters vor, als dieſer, da er des Morgens auf-

ſieht, eine ganze Schaar von Arbeitern damit beſchäftigt ſieht, ſeinen Garten umzuwühlen. Gleich ſtark überraſcht und erboſt, ſchickt er herunter, und läßt nach der Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung fragen. Er erhält zur Antwort: „es geſchähe auf Befehl des Königs, weiter wiſſe man nichts davon.“ In ſeinem Unmuth fährt er ſogleich nach der Stadt und geht zu ſeinem Schwager, und erhält von ihm die nöthige Auskunft. Der Miniſter fühlte, daß es am klügſten für ihn ſey, die Pille ſtillſchweigend zu verſchlucken, und ſchwieg, ſo wie auch der König der Sache nie weiter erwähnte; Talpon aber war ſo wieder zu dem Beſitze ſeines alten Weges gelangt. Ich ſah ihn einige Tage nachher auf den über einen in ſolcher Gunſt ſtehenden Miniſter davon getragenen Sieg ſtolzierend. Der Adel, innigſt froh über die dem Grafen widerfahrene Kränkung, nahm die Begebenheit als eine Vorbedeutung ſeines nahen Falles an; täuſchte ſich aber nichts deſto weniger in der Muthmaßung. Der König, der die Fähigkeiten ſeines Dieners kannte, fuhr fort, ſich ſeiner nach wie vor zu bedienen, und begnügte ſich, ihm dieſe gute Mäßigungslection ertheilt zu haben. Nach dem Tode des Königs Carl zog ſich der Graf von Vogin aus den Geſchäften zurück, und ich

besuchte ihn oft in seiner Einsamkeit. Nicht leicht habe ich einen sanftern und höflichern Mann, und einen Großen von einer interessantern Unterhaltung gekannt. Zu einer tiefen Kenntniß der europäischen Staatsangelegenheiten gesellte sich bey ihm viel Klarheit der Begriffe, er besaß große Leichtigkeit, sich auszudrücken; dabey war er ein guter Ehemann, ächter Freund und wahr in seinem Reden und Thun. Diese Eigenschaften machten, daß er von Allen, mit denen er vertrauter umging, sehr geliebt ward, und man kann sagen, daß, wenn er auch in der Verwaltung seiner Ministerstelle nicht allgemein gefallen hat, man doch fühlte, daß dieß mehr der Beschaffenheit von Umständen, als den Gesinnungen und Absichten des Geschäftsmanns zuzuschreiben sey.

Funfzehntes Capitel.

Duclitons Aufführung und Geſinnungen in ſeiner neuen Lage.

Ich fand mich in einer von der ſehr verſchiedenen Welt, in der ich bisher mein Leben zugebracht hatte. Anſtatt einer Treuherzigkeit, die ich in Herrn Wyches Hauſe erfahren; anſtatt der einfachen und ſanften Sitten ſeiner Familie und ſeiner Freunde, erblickte ich eine ganz andere Welt um mich, hörte von nichts als Hofſchlichen reden, ſah nur die glänzenden Manieren abgeſchliffenen Schranzenvolks, und hörte die übertriebenen Liebkoſungen vornehmer Herren, die Doppelzüngigkeit der Weltleute, den Stolz des Adels aus Erfahrung kennen. Wenig an dieß Leben gewöhnt, erſtaunte ich über alles. Herr v. Mackenzie und ſeine Freunde beluſtigten ſich weidlich an meiner Verwunderung. Man fragte mich: wo ich denn her wäre? wo ich meine Jugendjahre zu-

gebracht? ob ich etwa das goldene Zeitalter wieder einzuführen wünſchte? und was ich auch für ſchöne Raiſonnements auf dieſe und andere Fragen machen konnte, zog ich mir doch immer wieder die nämlichen Scherz- und Stachelreden zu. Unterdeß merkte ich, daß mein gewiſſermaßen einfältiges Weſen denen, die ich kennen lernte, gute Begriffe von meiner Sittlichkeit beybrächte, und daß Herr von Mackenzie es ſich nicht leid ſeyn ließ, einen Secretair in ſeinen Dienſten zu haben, auf deſſen Rechtſchaffenheit er ſich verlaſſen konnte.

Nur über einen einzigen Punkt ſcherzte er nicht, und dieß war mein ſtrenges Syſtem über die Wahrheit. Darüber mochte er mir noch ſo ernſthaft zuſetzen, ich ließ nicht davon ab, und brachte ſo oft das Geſpräch auf die Materie, daß er mir endlich ſagte: ich ſey ein zu gefährlicher Secretair für einen auswärtigen Miniſter, und er ſähe wohl, daß er mir keine geheime Negociation je würde anvertrauen dürfen. Darüber beruhigte ich ihn denn doch, indem ich ihm zeigte, daß man mit ein wenig Geiſt dem geſchickteſten Politiker die Stange bieten, und dennoch ein Geheimniß bey ſich behalten könnte, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten; kurz, ich überzeugte ihn, Rechtſchaffenheit, mit Standhaf-

ſigkeit verbunden, ſey ſelbſt in der Politik mit der genaueſten Wahrheit vereinbar.

Wir hatten damals ein auffallendes Beyſpiel von der Sicherheit vor Augen, die eine ſogar übertriebene Tugend dieſer Art weit mehr als jene auf keine Grundſätze ſich ſtützende Weltgewandtheit einflößen muß. Der Marquis von Caracciſoli nämlich hatte einen Secretair, der ſich ſchon vormals durch den Mylord Briſtol, Herrn von Mackenzie's Vorweſer am Turiner Hofe, hatte beſtechen laſſen. Dieſer Mann hatte eine hübſche Frau, deren Liebe zum Aufwande, um ſie zu befriedigen, ihn nöthigte, allerley krumme Wege einzuſchlagen, und, um ſeine Einnahme zu vermehren, die Geheimniſſe ſeines Geſandten zu verkaufen. Eine der damals dem ſardiniſchen Hofe am meiſten am Herzen liegenden Angelegenheiten war, dieſem die einſtige Anheimfallung der Herzogthümer Piacenza und Guaſtalla zu erhalten, die ihm durch die Friedensſchlüſſe von Utrecht und Aachen, nach dem Ableben des damals faſt ſchon ſterbenden Königs von Spanien, zugeſichert worden war. Die Höfe von Verſailles und Madrid gingen darauf aus, die Erfüllung dieſer beyden Friedensſchlüſſe in dieſem Punkte zu verhindern, und dem Herzog von Parma beſagte Beſitzungen zu erhalten. In

den Depeschen, welche der neapolitanische Minister an seinen und den madriter Hof schrieb, ward dieser Gegenstand oft verhandelt, und der Secretair des Marquis, der eine der Wichtigkeit seiner abgelieferten Depesche jedesmal angemessene Belohnung dafür erhielt, pflegte sie mir mitzutheilen. Endlich wurde er aber doch entdeckt, sein Gesandter jagte ihn in aller Stille fort, ließ indeß gegen mich keinen Unwillen weiter blicken, sondern bat mich nur, ihm diejenigen Stücke anzuzeigen, die ich gesehen hätte. Ich antwortete ihm: ich würde es mit Vergnügen thun; das sicherste Mittel aber, gewiß zu seyn, daß ich mich über dieß oder jenes Stück nicht irrte, wäre, daß er mir seine ganze Correspondenz zeigte. Er that es, und ich lernte, bey der Durchsicht derselben, noch manche Dinge, die ich ohne sie nicht würde in Erfahrung gebracht haben.

Wir hatten eine noch viel schönere Gelegenheit, das Geheimniß des spanischen Hofes uns zu eigen zu machen, wenn Herrn von Mackenzie's Delicatesse sie hätte benutzen wollen. Der Graf Torre Palao, Ambassadeur dieses Hofes in Turin, ließ, da er einmal bey uns zum Besuche gekommen war, indem er wegging, ein Päckchen Depeschen, die er den nämlichen Tag empfangen, aus der Tasche fallen. Herr von Mackenzie

ward dieß einen Augenblick darauf gewahr; ungeachtet aber der damals sehr verführerischen Umstände, eilte er gleichwohl dem Minister nach, und stellte sie ihm auf der Treppe wieder zu. Dieser, von dem Zuge gerührt, kehrte mit ihm wieder ins Zimmer, überhäufte ihn mit Danksagungen, und erhob, so sehr er nur konnte, den Edelmuth seines Betragens. Dieß führte sie natürlich auf einige Anekdoten derselben Gattung, und der Ambassadeur erzählte in meiner Gegenwart Folgendes, was ihm in Wien einmal begegnet war:

Er war bey seiner Gesandtschaft an diesem Hofe auf die Vermuthung gekommen, daß seine Briefe gelesen würden; er machte also seinen Secretair aufmerksam darauf, ehe er ein gewisses erhaltenes Packet entsiegelte, daß es eröffnet gewesen seyn müsse. Einen Augenblick darauf erhielt er die völlige Ueberzeugung davon, als der Secretair eine unterschriebene Depesche darin fand, von der die Schrift offenbar von einer deutschen, nicht spanischen Hand herrührte; und überdieß erkannte er diese für die eines der Commis des Bureau der auswärtigen Angelegenheiten. Es hatten sich sogar Papiere in dieß Päckchen verirret, die Antworten auf einige der Sache ganz fremde Anfragen über einländische An-

gelegenheiten enthielten, und alſo keinen Zweifel mehr an der Wahrheit des Geſchehenen übrig ließen. Man konnte ſich leicht vorſtellen, daß in der Eile, mit der ſolche Sachen gewöhnlich in den Bureaux abgethan werden, anſtatt des Originals, die Copie deſſelben in das Couvert der Depeſche geſteckt worden war. Der Ambaſſadeur begab ſich ohne Zeitverluſt ſogleich zum Fürſten Kaunitz, und ſagte ihm, nachdem er vorgelaſſen worden: „Mein Fürſt, haben Sie doch „die Gewogenheit zu befehlen, daß Ihre Commis „mir meine Depeſche wieder zuſtellen, wovon ſie „mir nur die Abſchrift geſchickt und das Origi„nal behalten haben. — „Ah! Herr Ambaſſa„deur,“ antwortete ihm der Fürſt, ohne im mindeſten verlegen zu ſcheinen, „ich bitte Sie tau„ſendmal wegen der Mühe um Verzeihung, die „Sie gehabt haben; die unbeſonnenen Menſchen „machen mir alle Tage ſolche einfältige Streiche!“ Hierauf klingelt er, und läßt einen von den Secretairen hereinkommen. „Geben Sie doch,“ ſagte er zu ihm, „dem Herrn Ambaſſadeur die De„peſche wieder, von der man ihm nur die Copie „zugeſchickt hat, und ein andermal hüten Sie „ſich vor ſolchen Umtauſchungen.“ Die Depeſche wurde geholt, der Fürſt überreichte ſie dem Ambaſſadeur mit vielen nachmaligen Entſchuldi-

gungen, begleitete ihn ſehr höflich bis an die Thür; ließ ſich aber den Zufall auch auf die entfernteſte Weiſe nicht anfechten oder irre machen.

Sechszehntes Capitel.

Duchillons Verbindung mit Madame Martin.

Dieß neue Leben gefiel mir ziemlich gut. Die Zerſtreuung, welche meine Lage mit ſich brachte, ſtimmte mit der Lebhaftigkeit meines Geiſtes überein, und ich ſchmeichelte mir, ſie würde keine nachtheiligen Einflüſſe auf mein Herz haben, als eine Begebenheit, die Epoche in meinem Leben macht, doch wirklich meine Moral in einige Gefahr brachte. Ich gerieth damals in Bekanntſchaft mit einer Madam Martin, einem der artigſten und pikanteſten Frauenzimmer, die jemals meine Aufmerkſamkeit an ſich gezogen haben. Sie war nicht älter als achtzehn Jahr, und kaum ſeit zwey Jahren an einen der reichſten Einwohner von Turin, der ein Fünfundvier-

ziger war, verheirathet worden; auch hatte ſie ein beträchtliches Vermögen ihm zugebracht, wovon er ihr die Einkünfte deſſelben zu ihrem Gebrauche anwenden ließ. Bey einer reizenden Phyſiognomie und einer ſehr lebhaften und muthwilligen Grazie, ging ſie dennoch oft zu einem faſt catoniſchen und ſehr geſetztem Ernſte über. Einige Zeit vor ihrer Heirath war ſie von einem gewiſſen Grafen von Saluce geliebt worden, und ſchien auch an ihm Geſchmack gefunden zu haben; allein ihr Vater, der ſie Herrn Martin zugedacht, bewachte ſie aufs ſtrengſte, und erlaubte ihr nicht, mit dem Grafen zuſammen zu kommen. Dieſer ſchrieb gleichwohl an ſie, und verſprach ihr, ſie zu heirathen, ſobald er ſein eigner Herr werden würde; allein ſie bekam den Brief nicht eher, als bereits ihr Schickſal entſchieden war. Ihr Mann, nachdem er dieſe ihre frühere Neigung erfahren, veranſtaltete durch den Miniſter, den er vermocht hatte, ſich für ihn zu intereſſiren, daß der Graf Saluce ſich nach ſeinem Regimente begeben mußte, bey dem er dann ganzer zwey Jahre von Turin entfernt blieb. Madame Martin, hierüber gegen ihren Mann entrüſtet, ſchloß jetzt ihre Thür faſt vor allen und jeden Beſuchen zu, und wollte ſich nie darauf einlaſſen, Geſellſchaft bey ſich zu ſehen, die in ſein Haus aufzunehmen

Herrn

Herrn Martin's Lieblingswunsch war. So ſtand es um das Verhältniß zwiſchen dieſen beyden Eheleuten gegen einander, als ich von dem Manne ſelbſt bey ſeiner Gattinn eingeführet und mit ihr bekannt gemacht ward.

Dieß war nun freylich nicht der beſte Kanal, an ſie zu gelangen und gut aufgenommen zu werden; auch bezeigte ſie bey dem erſten Empfange ziemlich viel Kälte gegen mich. Ich ließ mich indeß nicht abſchrecken, kam bald wieder, hatte endlich das Glück ihr zu gefallen, und es gelang mir allmählig, ſolche Fortſchritte in ihrem Zutrauen zu erwerben, daß unter uns eine Verbindung entſtand, die nicht eben zu den gewöhnlichen gerechnet werden konnte.

Sie wunderte ſich Anfangs, mich nicht die Alltagsſprache derer, die ſchönen Frauen die Aufwartung machen, reden zu hören. Noch mehr befremdete es ſie, als ſie meine Grundſätze und meine Art zu denken näher entdeckte; ſie nannte mich von dem Augenblicke an immer ihren Philoſophen. Um mich indeß kurz zu faſſen, will ich nur ſagen, daß ich nicht blos ſelbſt den Verſuchungen widerſtand, die mir in dieſem Hauſe Netze ſtellten, ſondern daß mir noch ſogar das Glück ward, Madame Martin dahin zu bringen, wieder mit ihrem Manne auf einem guten

Fuße zu leben. Es gelang mir ſogar, das Haus geſellſchaftlich zu machen. Ich führte verſchiedene junge Engländer und andere Turin beſuchende Fremde darin ein, und bildete ſo einen ſehr angenehmen Zirkel, an dem die Wirthinn Geſchmack fand, mir meine Bemühung herzlich Dank wußte, und mich von nun an als den beſten ihrer Freunde betrachtete.

Der Graf von Saluce erhielt ſpäterhin die Erlaubniß, wieder nach Turin zurückzukehren. Nach ſeiner Ankunft wünſchte er Bekanntſchaft mit mir und beſuchte mich. Er lebte auf ſehr vertrautem Fuße mit Herrn de la Grange, dem wohl berühmteſten Algebraiſten und Mathematiker unſers Jahrhunderts, der nachher vom Könige von Preußen nach Berlin berufen wurde, eine der erſten Zierden der dortigen Akademie zu ſeyn. Von ihm ſchrieb einmal d'Alembert an den berühmten Euler: „La Grange „weiß ſchon jetzt eben ſo viel als wir beyde; „er wird es aber einſt noch viel weiter in der „Wiſſenſchaft bringen, als irgend einer von „uns.“

Meine Verbindung mit dieſen beyden ſo ſehr ausgezeichneten Gelehrten iſt mir ſeitdem ſehr nützlich geworden, und hat mich allmählig die gründ-

lichen Studien lieben gelehrt, die mich in der Folge veranlaßt haben, auch als Schriftsteller aufzutreten.

Siebzehntes Capitel.

Politische Anekdoten.

Um diese Zeit starb der König von Spanien, und der französische, damals in einen beschwerlichen Krieg verwickelte, Hof, welcher fürchtete, der König von Sardinien möchte sich der Herzogthümer Piacenza und Guastalla bemächtigen, während Frankreich anderwärts beschäftigt war, ließ ihn durch seinen Ambassadeur in Paris versichern, daß er bey dem nahe bevorstehenden Frieden entweder in den Besitz seiner beyden Provinzen gesetzt werden sollte, oder auch ein Aequivalent in Geld dafür zu erhalten rechnen könnte.

Einige Zeit nachher erschien ein vorgeblich sächsischer Kaufmann beym Herrn von Mackenzie mit einem Briefe von Mylord Michel, Minister des Königs von England in Berlin. Dieser meldete ihm darin: Ueberbringer sey der Baron Cocceji, den der König von Preußen

heimlich an den von Sardinien ſende, ihm den Vorſchlag zu thun: daß er Truppen in die ihm durch den Aachener Friedenstractat, nach dem Tode des Königs von Spanien, anheim fallenden Länder einrücken laſſen, ſich des Mayländiſchen, Mantuaniſchen und Bologneſiſchen bemächtigen, und zum König der Lombardey erklären laſſen ſollte. Ein gleiches, wünſchte man, ſollte der König von Neapel mit dem Kirchenſtaate und dem Großherzogthum Toscana thun; er, der König, wolle ſich verbinden, auf ſeiner Seite dem Hauſe Oeſtreich und Frankreich ſo viel in Deutſchland und Flandern zu ſchaffen zu machen, daß es dieſen beyden Mächten nicht möglich ſeyn ſollte, die Könige von Sardinien und Neapel in ihren Unternehmungen zu ſtören. Allein dieſe beyden Monarchen lehnten den Vorſchlag ab, und erſterer wies den Baron Cocceji mit dem Beſcheide zurück: ſeit der Verbindung der beyden Mächte Frankreich und Oeſtreich habe er den Kopf gleichſam in einer Zange ſtecken, die ſich immer zuzumachen und ihn zu zerquetſchen drohe. Da der preußiſche Geſandte ſich für einen Sachſen ausgegeben hatte, kam er bey einer gewiſſen Mahlzeit einmal übel an und in ziemliche Verlegenheit. Es wurde dabey auf die Niederlage des Königs von Preußen getrunken, der

dem Vaterlande des Abgesendeten so vielen Schaden zufüge und zugefügt habe. Dieser verkappte Geschäftsmann wurde nicht lange nachher von ihm aus dem Preußischen desertirten Piemontiser erkannt, und reiſete demnach früher ab, wie er es im Sinne gehabt hatte. Kaum war er fort, als Herr von Mackenzie einen Courier aus England erhielt, mit dem Befehl, diese das System von Europa zu zerstören drohende Negociation zu hintertreiben; eine Sache, die er bereits angefangen, und, weil er sich wohl vorstellte, der Entwurf könne England nicht gefallen, dem Ritter Osforio alles dahin Gehörige vorgestellt hatte. Er war sehr froh darüber, den Willen seines Hofes schon im Voraus errathen zu haben.

Kurz nachher, im Sommer 1760, besuchte der Bailly von Froulay, maltheſischer Gesandter, den Herzog von Choiseul in Frankreich, und theilte ihm einen Brief mit, den er eben vom König von Preußen erhalten. In dem Briefe empfahl derselbe ihm einen Herrn von Ebelsheim aus Hanau, und trug ihm auf, diesen sehr gebildeten jungen Mann heimlich dem französischen Minister vorzustellen, mit dem Beyfügen, er habe von ihm einen Auftrag, Friedensvorschläge an Frankreich zu thun. Der Her-

zog von Choiſeul traute indeß der Sache nicht, und fürchtete, der König habe darunter nur die Abſicht, Frankreichs Alliirte mit ihm zu entzweyen. Er glaubte, dieſe würden heimlich davon benachrichtiget werden, das franzöſiſche Miniſterium laſſe ſich im Stillen darauf ein, Friedensvorſchläge anzuhören. Er gab alſo nur kurz zur Antwort: „Herr von Edelsheim müßte, als „Deutſcher, ſich bey Hofe durch den kaiſerlichen „Miniſter, Grafen Stahrenberg, vorſtellen „laſſen," und dieſer, der heimlichen Angelegenheit ganz kundig, leiſtete auch wirklich dem größten Feinde ſeines Hofes dieſen Dienſt. Die geheime Negociation begann alſo; allein ſie glückte nicht. Der Herzog von Choiſeul ließ ſeinem König bald darauf die Antwort geben: er wolle durchaus keinen Friedensvorſchlag anders als gemeinſchaftlich mit ſeinen Bundesgenoſſen anhören; er ſähe alſo des Baron von Edelsheims Sendung als geſchloſſen an, und bäte ihn ſofort ſich aus den Lande zu entfernen. Da dieſer deſſen ungeachtet noch zögerte, und ſich ſogar einmal bey des Herzogs Levee blicken ließ, befahl der Herzog, daß er noch denſelben Abend verhaftet und nach der Baſtille gebracht wurde. Den Morgen darauf indeß ſtattete er dort einen Beſuch bey ihm ab, entſchuldigte ſich wegen dieſer genommenen Maß

im Maaßregel mit der Nothwendigkeit, er habe diesen Schritt thun müssen, um zu verhüten, daß der Graf Stahrenberg keinen Argwohn über die Ehrlichkeit seines Hofes fasse; Edelsheim habe Frankreich durch sein längeres Bleiben compromittirt. Indeß erhalte er jetzt seine Freyheit wieder, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, unverzüglich abzureisen. Herr von Edelsheim mußte gehorchen, und ging durch Turin, wo ich seine Bekanntschaft machte. Er wandte sich an Herrn von Mackenzie, theilte ihm die Geschichte mit und bat ihn, da ihm seine Chiffern, während der Verhaftung in der Bastille, entwandt worden wären, den Hergang dem König von Preußen, mittelst seiner Chiffrencorrespondenz mit dem englischen Minister in Berlin, zu wissen zu thun. Herr von Mackenzie willigte ein, und ich mußte mit dem jungen Baron eine ganze Nacht zubringen, eine Depesche von mehr als vierzig Seiten in Chiffern zu setzen, was mir eine lange und heftige Augenentzündung zuzog. Die Antwort des Königs war kurz und voll Zorn gegen den Herzog. Ich erinnere mich noch des Ausdrucks darauf: Wenn die Leute aus Paris Ihnen schreiben, so antworten Sie ihnen nicht. Herr von Edelsheim ging von Turin nach London, wo er Gesandt-

schäftsrath beym Baron von Knyphausen ward. Funfzehn Jahre nachher, da ich einmal auf Chanteloup beym Herzoge von Choiseul einen Besuch abstattete, brachte ich ihn auf diese Geschichte. Er wunderte sich, mich darüber so gut unterrichtet zu finden, und erzählte mir den Verlauf so, wie ich ihn vorgetragen habe. Ich sah aus seiner Erzählung: der Baron habe in seiner Depesche an den König die Sache ein wenig verbildet, und, indem er vielleicht seine Dienste geltender zu machen gesucht, viel darin über die schönen Hoffnungen einfließen lassen, die man ihm Anfangs in Paris gegeben haben sollte. Es läßt sich wohl nicht daran zweifeln, daß des Herzogs Darstellung dieser Sache die richtigere war.

Achtzehntes Capitel.

Herr von Prie'. Aufführung einiger jungen reisenden Engländer in Turin.

Herrn von Mackenzie's Geschäfte gaben mir unterdessen nicht so viel zu thun, daß ich nicht Zeit genug übrig behalten hätte, oft Madame Martin zu besuchen, und auch noch Bekanntschaft in verschiedenen andern piemontesischen Häusern zu stiften. Eines der glänzendsten darunter war das des Marquis Prie', Sohnes des berühmten ehemaligen Gouverneurs der Niederlande. Sein Reichthum setzte ihn in den Stand, einen außerordentlichen Staat zu machen; er war ein Unterthan der Kaiserinn-Königinn, und als solcher Besitzer eines großen Reichslehens nahe bey Triest. Er liebte ungemein den Prunk, und schrieb einmal an den Abt Bentivoglio nach Turin: „Ich bin in „meinen Staaten angelangt; der Bischof ist an

„der Spitze von dreytausend meiner Unterthanen „gekommen, mir seine Aufwartung zu machen. „Ich denke hier einen Fluß abzuleiten, eine Brük„ke zu bauen, einen Berg eben zu machen; man „muß ja auf dem Lande wohl etwas vornehmen, „sich die Zeit zu vertreiben.“ Ein anders Mal, als eben dieser Abt ihn mit einem Verwandten, mit dem er sich entzweyt hatte, auszusöhnen versuchte, sagte er zu ihm: „Sie sind wie Pompo„nius Atticus, Freund des Cäsar und des Pom„pejus.“

„Eines Morgens besuchte ich ihn, als er sich noch im Bette befand. Ich sah einen Tisch vor ihm stehen, auf dem ein paar Tausend Pistolen Gold lagen, die er den Abend vorher im Spiele gewonnen hatte. Er gab eben einigen hungrigen Autoren und Künstlern Gehör, die schon von seinem guten Glück gehört hatten. Von einem derselben ließ er sich eine Arie vorsingen, und schickte dem Musiker darauf mit einer Handvoll Gold weg, das er, ohne es zu zählen, von dem Tische nahm. Eben so beschenkte er einen Mahler, der ihm eine Zeichnung gebracht, und einen armen Teufel von Dichter, welcher schon des Morgens sogleich in aller Frühe in einem unterthänigen Sonnett seines Gönners gestrigen Fang besungen hatte. In dem Augenblicke brachte man ihm

ein Billet einer Dame, welches mit den Worten anfing: „Da ich gehört habe, Herr Marquis, „daß Sie gestern Abend eine beträchtliche Sum„me gewonnen, so nehme ich mir die Freyheit, „Sie zu bitten, ein kleines Zeichen Ihrer Frey„gebigkeit an eine arme Familie, für die ich mich „interessire ....“ „Geht!“ sagte der Marquis, indem er den Ueberbringer der Bittschrift hereinkommen ließ, „und sagt eurer Herrschaft wie„der, ich gäbe niemals Almosen, als wenn ich „verlöre. — Ich aß einmal mit dem Ritter Tomasi bey ihm; nach Tische sagte er zu uns: „Wenn Sie nicht anderswo versprochen wären, „würde ich Sie heute eine neue und gute Musik „hören lassen;“ worauf wir uns mit ihm in ein groſſes, prächtig erleuchtetes, Gemach begeben mußten. Ich fragte ihn: ob er groſſe Gesellschaft erwarte? „Ganz und gar keine. Es ist ein Con„cert, das ich mir selbst gebe; Sie können mit „daran Theil nehmen.“ Wirklich hatte er auch alles, was Turin damals nur Groſſes und Berühmtes an Künstlern und Künstlerinnen besaß, zusammentrommeln lassen. Die berühmte Gabrieli sang darin, Pugnani spielte die Violine, die Gebrüder Besozzi die Hoboe und das Fagott. Nach dem Concerte wurden Erfrischungen gebracht, und ein Kammerdiener trat mit

einem bedeckten Korbe herein. Der Marquis griff unter die Serviette und zog eine goldene Dose heraus, die er der Gabrieli, einen reichen Degen, den er dem Pugnani gab; einem Dritten schenkte er ein Etui, einem Vierten eine Uhr, und schickte sie alle so zufrieden weg, als er es selbst zu seyn schien. Kurz, er strotzte von Eitelkeit, die ihm indeß doch nichts von seiner sonstigen Annehmlichkeit benahm; es wäre ihm eben so natürlich gewesen, als dem Herzoge von Villeroi, morgens beym Ausgehen zu seinem Kammerdiener zu sagen: „Hat man mir auch Gold in die Tasche gesteckt?“ Im Spiel war er übrigens sehr großmüthig und spielte gewöhnlich sehr glücklich. Einmal gewann er dem französischen Ambassadeur, Herrn Chauvelin, zehntausend Louisd'or ab. Dieser zahlte ihm die Hälfte davon baar, und die andere in einem Wechsel auf sechs Monate. Da er mit dem Gelde nicht länger, als drey Wochen ausgereicht hatte, verkaufte er den Wechsel an einen Turiner Juden, der ihm dreytausend Louisd'or dafür gab. Als es der Ambassadeur erfuhr, daß sein Wechsel mit einer solchen Herabwürdigung in die Hände eines Juden gerathen wäre, nahm er es sehr übel, lieh das ihm fehlende Geld von dem Prinzen Conti, suchte den Marquis auf und for-

derte den Wechsel wieder zurück. Dieser war also genöthigt zu gestehen, er habe ihn an einen Juden verkauft; worauf Herr von Chauvelin sich bey dem Ritter Osforio beklagte und darauf bestand, seine Schuld ganz in die Hände des Marquis zu bezahlen. Der Ritter nöthigte den Juden zu dieser Zurückgabe an den Marquis de Prie', der nun wider seinen Willen die ganze Summe von dem Gesandten annehmen mußte.

Endlich aber, obgleich seine Freunde berechnen konnten, daß er binnen drey bis vier Jahren an fünf und sechszig tausend Louisd'or gewonnen hatte, und er überdieß noch ein beträchtliches Vermögen besaß, brachte er dennoch, durch seine außerordentliche Verschwendung, seine Umstände dergestalt in Unordnung, daß der König von Sardinien genöthigt ward, zur Bezahlung seiner Gläubiger einen Sequester auf seine Güter verordnen zu lassen. Herr von Prie' ging hierauf nach Venedig, von wo er nie wieder nach Turin, trotz der wiederholten Befehle des Königs, die ihn dahin beriefen, zurückkommen wollte. Endlich begab er sich nach England. Man hat mir erzählt, daß er dort gewöhnlich zu sagen pflegte: „Er und der König von Sar„dinien ständen auf keinem guten Fuße zusammen, „weil sie sich mit einander verunreinigt hätten."

Ich machte gleichfalls Bekanntschaft mit dem Grafen Startiglione, Präsidenten der Comtherzkammer, und verschaffte mir von ihm alle nur möglichen Aufklärungen, die ich über die Manufacturen, die Künste, den Handel, die Auflagen und den Ackerbau im Piemontesischen zu besitzen wünschte. Er war ein Mann, der sehr wohl sprach, und mit vortrefflichen Sentenzen über Menschen, Religion und Rechtschaffenheit um sich warf. Er hatte oft einen gewissen Abentheurer bey sich, der äußerst geschickt war, jede mögliche Art alter und neuer Schriften nachzuahmen; er wußte altes Papier, altes Pergament sehr künstlich zuzubereiten; fabricirte Contracte, die alles Aussehen hatten, ein Paar hundert Jahre alt zu seyn; seine Kunst hätte den erfahrensten Notar hinter das Licht führen können. Man machte um die Zeit die Entdeckung, daß in Turin falsche Bancozettel cursirten, worauf der Verdacht auf Lavini (so hieß dieser junge Mann) fiel. Der Ritter Osforio ließ ihn holen, machte ihm bekannt, daß er beschuldigt sey, diese falschen Zettel verfertigt zu haben, und legte ihm Proben davon vor. Wie glaubt man wohl, daß der Schlaue sich entschuldigte? „Mensi„gneur!“ sagte er zum Ritter, „diese Zettel hier „sind nur eine jämmerliche Kritzeley; ich schmeichle

„mir, daß es mir besser damit gelungen seyn „würde, wenn ich mich damit hätte abgeben wol„len; ich will es beweisen, und verlange nur „zwey Tage Zeit zu meiner Probe.“ Wirklich brachte er auch ein Paar Tage nachher sechs Bancozettel, unter denen, wie er sagte, einer seines Machwerks wäre; er fordere den geschicktesten Schreibverständigen auf, diesen heraus zu suchen. Wirklich mußte eingestanden werden, daß die Sache nicht möglich sey, und so wurde gerade das, was gegen ihn Argwohn erregt hatte, zu einem Rechtfertigungsmittel für ihn.

Dieser Abentheurer, der mehr als Ein Talent hatte, bot mir seine Dienste an, wenn ich ihn brauchen könnte, und ich bediente mich seiner einmal bey einer mir wichtigen Gelegenheit. Ich wünschte nämlich sehr, ein genaues Verzeichniß der Einkünfte, Hülfsquellen und Ausgaben des Königs von Sardinien mir zu verschaffen, was in allen Staaten gewöhnlicherweise sehr geheim gehalten wird. Nur bey einem von den Staatsministern ließ sich über besagte Gegenstände etwas Geordnetes und Bestimmtes aufzufinden erwarten. Dieser Mann unternahm es, mir dazu zu verhelfen. Er trat darüber in eine Unterhandlung mit dem Kammerdiener des genannten Ministers. Dieser entwandte drey Abende hin-

ter einander, indem er ihn auskleidete, den Schlüssel zu seinem Schreibcabinette, und während der Nacht wurde an Auszügen aus den diese Sache betreffenden Papieren gearbeitet. Diese ganze Geschichte kam mir nicht höher, als die mäßige Summe von zwölf Louisd'or zu stehen, die der Kammerdiener und der Schreibekünstler mit einander theilten. Nur ungern bot ich meine Hand zu dieser statistischen Eroberung, und habe mir mehrmals einen Vorwurf gemacht, daß ich mich darauf eingelassen, obgleich die politischen Casuisten an solchen Kunststückchen eben keine große Sünde finden; allein ich besaß nun einmal eine Art von Zartgefühl, das sich mit den Listen unsers Metiers nicht gut reimen wollte.

Unterdessen hatten doch die erhobenen Geschicklichkeiten besagten Artistens die Augen der Regierung auf sich gezogen. Man erhielt Kundschaft, er habe mit dem Grafen von Startiglione oft geheime Zusammenkünfte; man sah ihm näher auf die Finger und entdeckte endlich wirklich, daß sich der Graf seiner zur Verfertigung falscher Bancozettel bediene. Beyde wurden in Verhaft genommen; die Sache kam vor den Senat zur Untersuchung. Der Schuld endlich überwiesen, wurden sie auf Lebenslang eingesperrt, und des Gebrauches von Büchern, Federn,

dern, Tinte und Papier beraubt. Zwey Jahre nach dieser Verhaftnehmung lebten sie noch und saßen, jeder von ihnen auf einer verschiedenen Vestung, gefangen.

Eine der Annehmlichkeiten, in der ich mich in Turin befand, waren auch die Verbindungen, in die ich mit den jungen großbrittannischen und irländischen Adlichen gerieth, die, auf ihren Reisen nach Italien, sich eine Zeitlang in Turin aufzuhalten pflegten. Ich sage aber nur Annehmlichkeiten, denn es hat sich nicht einer unter ihnen gefunden, dessen Bekanntschaft mir von dem allergeringsten Nutzen gewesen wäre, oder der mir, als ich nachher nach England zurückkehrte, die kleinste Gegenhöflichkeit bewiesen hätte; obgleich ich ihnen hier jeden Dienst erzeigt, und ihnen einen beträchtlichen Theil meiner Zeit gewidmet hatte, während ihres Aufenthalts in Turin für ihr Vergnügen zu sorgen, und sogar ihnen nützlich zu werden. Ich war ihr lieber und werther Freund, so lange sie meiner bedurften; aber gerade diejenigen, denen ich am meisten Gefälligkeiten bewiesen, haben in ihrem Vaterlande gegen mich die meiste Gleichgültigkeit gezeigt. Ueberhaupt wird ziemlich allgemein den Engländern nachgesagt, daß sie die Höflichkeiten, die sie auswärts genossen, nie zu Hause erwiederten.

Sie antworten darauf: daß man das der Beſchaffenheit der Londoner Lebensart zuſchreiben müſſe. Sobald ſie in ihr Vaterland zurückkämen, müßten ſie alle ihre Gedanken auf die öffentlichen Angelegenheiten richten. Die größte Anzahl der Leute vom Stande in England machen entweder im Ober- oder im Unterhauſe einen Theil des geſetzgebenden Körpers aus; die Parlementsangelegenheiten beſchäftigen alſo ihre ganze Zeit, wenn ſie ſich in der Stadt aufhalten, und wenn dieß ſeine Sitzung beſchließt, begeben ſie ſich auf ihre Landgüther. Dieſe Entſchuldigung hat einigen Anſchein von Vernunft, allein ſie reicht doch nicht zu, ſie gänzlich zu rechtfertigen; und ich habe verſchiedene unter den beſchäftigten öffentlichen Perſonen dort gekannt, die eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, und die Zeit, weil ſie den Willen dazu haben, ſehr gut finden, die Pflichten der Artigkeit zu erfüllen.

Ein guter Theil der nach Turin kommenden jungen Engländer ließ ſich unter die Studirenden der dortigen Univerſität aufnehmen, welche der König von Sardinien glänzend zu machen wünſchte; allein die Engländer verdarben alles. Ihr Unabhängigkeitsgeiſt erlaubte ihnen nicht, ſich den Regeln zu unterwerfen, und, ungeachtet

ihnen sehr viel zu gut gehalten ward, fanden sie gleichwohl, daß man sie noch zu streng behandle. Die Verschiedenheit ihrer Charaktere gab tagtäglich zu sehr belustigenden Scenen Anlaß: denn eigentliche Vergehungen ließen sie sich doch bey allen ihren Thorheiten und Ausschweifungen nicht zu Schulden kommen; ihre Streiche aber setzten die Sonderbarkeit des Geistes der Nation in ein sehr evidentes Licht. Einige von ihnen waren zwar fleißig, aber dieß waren seltene Beyspiele. Ein gewisser Mylord Morey gehörte zu dieser kleinen Anzahl. Er ließ sich in allen Wissenschaften Unterricht geben: er nahm Stunden im Italienischen, Französischen, in der Rechtsgelehrsamkeit, auf dem Flügel und im Tanz. In allen diesen Studien und Uebungen schien er schnelle Fortschritte zu machen. Als er es aber etwas weit gebracht zu haben glaubte, fing er an, seine Lectionen nicht mehr in der gewöhnlichen Ordnung zu nehmen, sondern bat den Tanzmeister, wenn er kam, seinem Spiele auf dem Flügel zuzuhören, und ihm seine Meynung zu sagen. Den Tanzmeister ließ er eine Menuet spielen, tanzte vor ihm, und fragte ihn wieder so über das Tanzen. Jeder dieser Lehrer machte ihm dann Complimente und sagte ihm viel Schönes über die Kunst, die nicht die seinige war. Eben so

redete er französisch mit dem italienischen, und italienisch mit dem französischen Sprachmeister; so, daß er denn mit voller Wahrheit an seinen Vater schreiben konnte, wie er es einmal that: „er mache große Fortschritte in seinen Uebungen, „und alle seine Lehrer wären höchst zufrie„den mit ihm.“

Einem Paar andern dieser Jünglinge, den Herren Dillon und Chevalier Gascoigne, fiel es einmal ein, während ihres Aufenthalts auf der hiesigen Academie, auf einen oder zwey Tage einen Abstecher zu einer Jagdparthie nach Nivoli zu machen. Sie schickten von da nach der Stadt, sich Wäsche holen, und ihren Hofmeistern sagen zu lassen, sie würden weiter bis nach Suze jagen, und in drey oder vier Tagen wieder zurück seyn. Als sie in Suze ankamen, erfuhren sie, daß ein gewisser, aus Genf gekommener, Mylord Abington sich mit seinen Hunden in der Nachbarschaft befände, den Mont-Cenis in eben der Absicht zu besuchen. Sogleich wandelte sie die Lust an, diesem Vergnügen auch beyzuwohnen. Sie streiften weiter, und kamen in eben dem Augenblicke an, wo Mylord, nach vollendeter Jagd, wieder nach Genf zurückgekehrt war. Sie folgen ihm dahin und erreichten ihn nicht eher, als in der Vorstadt. Jetzt merkten

ſie erſt, aber zu ſpät, daß ſie ſich doch ein wenig zu weit gewagt hatten; da ſie nun einmal auf dem halben Wege nach Paris waren, ſo wurde beſchloſſen, einige Tage auch das mitzunehmen, und die Hauptſtadt Frankreichs zu beſehen. Sie ſchrieben wieder an ihre Hofmeiſter, ſie kämen in einigen Tagen zurück, und gingen mit Courierpferden nach Frankreich. Herr Reedham, Dillons Mentor, wollte über ſeinen Eleven, den er ſchon ganz verloren hielt, faſt in Verzweiflung gerathen; der andere aber, der luſtiger von Charakter war, ſchrieb mit großen Buchſtaben über ſeine und Reedham's Thür: hier ein Paar Hofmeiſter zu vermiethen! (Gouverneur à loner présentèment.)

Neunzehntes Capitel.

Sonderbarer Auftritt zwischen Herrn Pitt und dem Herzog von Newcastle. Es werden Onchitton die Geschäfte des Königs von England in Turin anvertraut.

Um diese Zeit starb der König Georg II. (am 26sten October 1760). Sein Tod brachte eine große Veränderung, nicht nur in unsern, sondern auch in den Angelegenheiten von ganz Europa, hervor. Georg II. hatte seit einigen Jahren einen Krieg gegen Frankreich geführt, in dem er sich viele Ehre erwarb. Er hing mit großer Vorliebe an seinen Besitzthümern in Deutschland, die die Franzosen erobert hatten; aber mit viel Glück kämpfte er in den entferntesten Seen, und seine Waffen triumphirten in allen vier Theilen der Welt.

Herr Pitt und der Herzog von Newcastle standen damals an der Spitze der englischen Verwaltung. Dieser, in den öffentlichen Staatsangelegenheiten grau gewordene, Minister bekleidete die erste Stelle in der Regierung. Herr Pitt

hingegen hatte durch seine Beredsamkeit im Parlemente, durch die Gunst, in welcher er bey dem Volke stand, durch die Größe seiner Plane und Kraft seines Geistes, in den beyden Häusern ein solches Uebergewicht, daß er wirklich eigentlich erster Minister genannt werden konnte, und fast despotisch eine Nation regierte, die nicht leicht ein Joch verträgt, sich aber doch bisweilen, durch das Feuer ihrer Führer und ihren Enthusiasmus für sie, fortreißen läßt. Der Herzog von Newcastle war damals Lord der Schatzkammer; ein Departement, das in England beynahe alle Stellen vergiebt, und aus dem (unter dem Könige) alle Gnaden fließen, so, daß der Vorsteher desselben dadurch wirklich eigentlich erster Minister im Staate ist. Herr Pitt hatte sich indeß des Herzens der Nation bemächtigt, machte alle Plane für den Krieg, und überließ dem Herzog von Newcastle die Sorge, das nöthige Geld zu ihrer Ausführung aufzufinden, wobey der Herzog gleichwohl der Annehmlichkeit genoß, diejenigen Stellen zu vergeben, die in Pitt's Maaßregeln nichts Eingreifendes hatten. Es kam oft zu Streitigkeiten über die Aufrechthaltung ihres Credits zwischen den beyden Ministern; Pitt siegte indeß fast immer über den Herzog, der sich gezwungen sah, so ungern er es auch that, nach-

zugeben. Bey einer ſolchen Gelegenheit fiel einmal ein ziemlich luſtiger Zug vor. Es war damals im Werke, daß Lord Hawke zur See gehen ſollte, Herrn von Conflans Flotte zu beobachten; allein die Jahrszeit, ein ſtürmiſcher November, machte die Unternehmung etwas bedenklich. Da Herr Pitt zu der Zeit gerade am Podagra krank niederlag, ſo war er genöthiget, diejenigen, mit denen er zu reden hatte, in einem kalten Zimmer zu empfangen, da er das Einheitzen nicht vertragen konnte. Der ſehr froſtige Herzog von Newcaſtle mußte ſich alſo zu ihm verfügen, um mit ihm über die Ausſchickung der Flotte, wogegen der Herzog ſehr war, zu conferiren. Kaum war er eine Weile bey jenem, als er, vor Kälte zähneklappernd, ihn fragte: „Wie? „Sie haben kein Feuer?“ — „Nein!“ ſagte Herr Pitt, „ich kann es nicht vertragen, wenn „ich am Podagra leide.“ Der Herzog von Newcaſtle, genöthigt ſich darein zu finden, ſetzte ſich alſo, in ſeinem Mantel gehüllt, dem Podagraiſten zur Seite hin, und fing an, die Materie zu verhandeln; da er aber bald den Froſt nicht mehr aushalten konnte, ſagte er zu Herrn Pitt: „Erlauben Sie mir, daß ich mich, um mich ein „wenig auszuwärmen, in das Bette neben „Ihnen lege.“ Geſagt, gethan! Er kroch alſo

in seinem Mantel gehüllt, ohne weitere Umstände, in Mißtreß Esther Pitts Bett, und so ward das Gespräch fortgesetzt. Der Herzog wollte durchaus nicht, daß die Flotte im November auslaufen sollte, Pitt hingegen bestand eben so hartnäckig auf dem Gegentheil. Die beyden Herren erhitzten sich. „Ich verlange, daß sie es „soll," rief Herr Pitt und begleitete seine Rede mit den heftigsten Gesticulationen. — „Es ist platte Unmöglichkeit, sie geht unter!" schrie Newcastle mit tausend Verzuckungen seinerseits. Indem sie sich beyde in dieser lächerlichen Lage befanden, kam der Ritter Carl Friederichs vom Departemente der Marine hinzu, und man kann sichs vorstellen, daß es ihm nicht leicht möglich war, ernsthaft bey der Berathschlagung zweyer Staatsminister zu bleiben, die über einen so wichtigen Gegenstand in einer so neuen und seltsamen Lage von ihnen gepflogen ward.

Unterdessen ging die Flotte doch ab, und Pitt hatte also Recht gehabt; denn der Admiral Hawke siegte über den Herrn von Conflans, und diese Seeschlacht endigte sich für England mit dem entschiedendsten Siege, den die Nation während des ganzen Krieges über Frankreich davon getragen hatte.

Der Tod Georg II. brachte eine beträchtliche Veränderung an dem Londner Hofe, mit dem Regierungsantritte des neuen Königs, hervor. Der in höchster Gnade bey ihm stehende Lord Bute wurde an die Spitze der Räthe gestellt, und bald darauf zum Staatssecretair ernannt. Herr von Mackenzie benutzte diesen Umstand, sich die Gesandtschaftsstelle zu Venedig zu verschaffen, wo er viele Freunde hatte, die er, ehe er Italien verließe, gern noch einmal zu sehen wünschte. Er bat vom Hofe mich zu seinem Gesandtschaftssecretair aus; ein in England sehr ehrenvoller Posten, der etwas ganz anders, als an andern Höfen vorstellt, wo die Secretaire nicht in unmittelbarem Dienste des Staates stehen, und lediglich vom Ambassadeur abhängen; da sie hingegen, nach der Einrichtung am Londoner Hofe, des Ranges eines beglaubigten Ministers mit einer Besoldung von vier und zwanzig tausend Livres genießen; so daß nicht selten Personen aus den ersten Ständen (als zu meiner Zeit die Brüder des Herzogs von Richmond, Mylord Buckinghamshire, und Mylord Grantham) solche Stellen bekleideten.

Ich war von der Güte meines edelmüthigen Beschützers um so viel durchdrungener, da er gerade zu der Zeit, als er mir diesen Beweis

ſeines Wohlwollens gab, ſich einigermaßen über mich zu beſchweren hatte. Es war nämlich in den Geſandſchaftsangelegenheiten ein gewiſſer Fall eingetreten, wobey Herr von Mackenzie von mir verlangt hatte, daß ich ja oder nein auf eine mir vorzulegende Frage antworten möchte, von der wußte, daß man kein Recht hätte, ſie an mich zu thun. Wahr war es auch, daß in dieſem Falle eine kleine Lüge hätte unſchuldig ſeyn können, weil bey dem Vortheil, der ſich daraus hätte erwarten laſſen, Niemanden Schaden erwuchs; allein ich hatte mir nun einmal den Kopf ſo feſt darauf geſetzt, immer die Wahrheit zu ſagen, daß ich allem Zureden meines Gönners widerſtand. Er bat mich, die Folgen wohl zu bedenken, die mein Eigenſinn für mich haben könnte; doch umſonſt: ich blieb bey meiner unglücklichen Weigerung. Meine Halsſtarrigkeit verdroß ihn ſo ſehr, daß er einige Tage lang mich nicht ſehen wollte. Indeſſen ſiegten doch am Ende ſeine Achtung und ſeine Freundſchaft über ſeine Empfindlichkeit, und da er in eben dieſem Augenblicke die Nachricht ſeiner Ernennung nach Venedig erhalten, kam er in mein Zimmer, in das mich gerade damals ein Uebelbefinden eingekerkert hatte, und ſagte zu mir, nachdem er mir die Gefahr vorgeſtellt, die ich

gelaufen, ihn wider mich aufzubringen; er schenke mir dennoch sein auf einige Zeit verlorenes Zutrauen wieder, und berichte mir zugleich, was er für mich gethan habe. Ich wurde von einer so unerwarteten Güte so beschämt, daß ich eine lange Danksagungsrede herzustammeln anfing; er unterbrach mich aber und schloß mich in seine Arme. Alles war vergessen, und wir schickten uns an, Turin zu verlassen.

Indem wir die Anstalten dazu trafen, erhielt indeß Herr von Mackenzie einen Courier von seinem Bruder, mit dem dieser ihm den Tod ihres Oheims Archibald, Herzogs von Argyle, ankündigte. Dieß verrückte unsern Plan; seit langer Zeit war dem Verstorbenen die Führung der schottischen Angelegenheiten aufgetragen gewesen, womit die Besetzung aller Stellen und Austheilung der königlichen Gnaden in diesem Königreiche verbunden war. Es war für Mylord Bute sehr wichtig, dieses Departement in den Händen eines Mannes zu wissen, auf den er bauen könnte, und er kannte dazu keinen Geschicktern, als seinen Bruder. Er verlangte also von diesem, er möchte die Gesandtschaft in Venedig fahren lassen, und sogleich nach London zurückkommen, um jene Stelle anzutreten. Wie angenehm nun auch ein so beträchtlicher Posten

Herrn von Mackenzie ſeyn mußte, gab er dennoch die Hoffnung, ſeine alten Freunde in Venedig zu ſehen, ungern auf; fügte ſich aber doch dem Wunſche des Miniſters. Er hatte die Erlaubniß erhalten, mich in Turin als Geſchäftsbeſorger zu laſſen, was mich ſehr leicht für den Verluſt jener andern ſich in Venedig für mich eröffnenden Ausſicht tröſtete.

Ich wurde demnach unter dieſem Charakter dem Könige von Sardinien und dem ganzen Hofe vorgeſtellt, und fand mich, ob ich gleich das erſte Mal vor demſelben erſchien, eben nicht ſehr verlegen. Unterdeſſen that doch der Herzog von Savoyen an Herrn von Mackenzie ziemlich unerwartet die Frage: Ob ich, da mein Name franzöſiſch wäre, denn nicht auch in Frankreich geboren ſey? — „Ich bin es, Monſeigneur,“ antwortete ich, „allein in allen andern Rückſichten, als der der Geburt, ein Engländer.“ Freylich war meine Lage ziemlich ſonderbar: als geborner und in meinem Vaterlande groß gewordener Franzoſe eine engliſche Miniſterſtelle an einem fremden Hofe, und noch dazu zu einer Zeit, wo man mit Frankreich ſich im Kriege befand, zu bekleiden. Auch ermangelten Herr Wilkes und ſeine Faction nicht, ſobald ſie gegen Herrn Bute und deſſen Partey zu ſchreiben anfingen,

von dieſem Umſtande Aufhebens und ihn der Regierung zum Verbrechen zu machen; allein glücklicherweiſe that dieß in dem Augenblicke ſeinen Eindruck, ob ich gleich Urſache habe, zu glauben, daß ſpäterhin mehr darauf geachtet ward, und mir, hätte dieſe Betrachtung nicht Statt gefunden, bedeutendere Unterſcheidungen zu Theil geworden wären.

Als Herr von Mackenzie auf dem Punkte war, abzureiſen, ließ er mich in ſein Cabinett rufen. „Nun, mein lieber Duchillou,“ ſagte er zu mir, „ich habe Sie auf den Weg gebracht, „mir Ehre zu bringen; Sie werden die gute „Meynung, die ich von Ihnen hege, nicht Lügen „ſtrafen. Ich hinterlaſſe Ihnen mein Haus, „meine Equipage, meinen Haushofmeiſter und „meine Bedienten, die ich alle in meinen Dienſten behalte; Sie werden meinen Keller recht „hübſch gefüllt finden; übrigens denke ich Ihnen „bald eine Beſoldung auszumachen; bis Sie ſie „erhalten, berechtige ich Sie, auf mich bis auf „ſechs hundert Louisd'or zu ziehen.“ Ich dankte meinem edelmüthigen Wohlthäter, wie ich es wußte, für ein ſo edles und ſo ſeltenes Betragen. Er reiſete ab, und ich war ſo ſehr von ſeiner Güte gerührt, daß ich es mir ſelbſt zum Vorwurfe machte, ſo herzlich zufrieden zu ſeyn,

und beym Abſchiede keine Thräne zu vergießen; allein meine Einbildungskraft war ganz mit meiner künftigen glänzenden Lage beſchäftigt, auf deren Genuß ich ungeduldig war. Es kam mir vor, als würde ich endlich eine Art von Romanhelden, und glaubte beynahe alles, was ein Günſtling des Glückes nur ſich Schmeichelhaftes erträumen kann, an mir in Erfüllung gehen zu ſehen.

Zwanzigſtes Capitel.

Der Herzog und die Herzeginn von Grafton kommen nach Turin.

Ich hatte ſo große Eile, meine Stelle anzutreten, daß ich noch an demſelben Tage der Abreiſe meines Gönners eine Depeſche an Herrn Pitt ſchrieb, wozu ich mir einen Kanal zu eröffnen gewußt, den ich bis dahin ſorgfältig verborgen gehalten hatte. Hierauf ließ ich anſpannen und zigte mich am Hofe und auf den Spaziergängen. Ich kann mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß mich dazu nicht die thörichte Eitelkeit, und noch weniger der Stolz antrieb, An-

dere und mich selbst mit mir zu beschäftigen; ich fühlte zu sehr, daß ich nichts, als die auf eine Zeitlang mit Pfauenfedern geschmückte Dohle sey, und daß mein Glänzen nicht von langer Dauer seyn würde. Allein ich wollte die sich mir darbietende Gelegenheit nutzen, jenes Hirngespinnst das man grosse Welt nennt, näher zu betrachten, und besonders aller Vortheile, die jetzt in meiner Gewalt ständen, zu genießen, so lange es dauerte. Glücklicherweise für mich hielt die Augenentzündung noch an, die ich mir durch das Schreiben der in Chiffern gesetzten Depesche des Baron Edelsheim zugezogen hatte. Ich sage glücklicherweise: denn dieses für mich schmerzliche und unangenehme Leiden nöthigte mich zu einem zurückgezogenen und beschäftigterem Leben, als ich bey dem Müthchen, in dem ich mich fühlte, wohl geführt haben würde. Ich grämte mich also nicht darüber, und kannte die menschliche Verführbarkeit, eine solche Lage zu mißbrauchen, zu gut, um nicht zu fühlen, was diese Unannehmlichkeit Heilsames für mich mit sich führte. Ich predigte mir immer den Grundsatz vor: „Alle Begebenheiten des Lebens hät„ten zwey Henkel, einen guten und einen schlim„men, und es hinge von uns selbst ab, sie im„mer bey dem guten zu fassen.“ Ich wandte

das

das Sprüchlein dießmal an, und fand es vortheilhafter für mich, mich — wie ich es auch that — besonders in die Gesellschaften der Gelehrten zu werfen, zu denen mir der Graf von Sulnce Zugang verschafft hatte. Wenn meine Augen mir auch nicht zu lesen erlaubten, so hatte ich doch Ohren, den Umgang dieser Männer zu benutzen, aus dem ich auch wirklich viel mir sehr Schätzbares lernte.

Zugleich war ich darauf bedacht, mich mit Personen zu verbinden, die mir in meiner Correspondenz mit dem Hofe dienen könnten. Dazu schien mir der Abbé Bentivoglio einer der vorzüglichsten zu seyn. Dieser Abt war ein Mann von Geist und Intrigue, der in der genauesten Vertraulichkeit mit dem Grafen Ossolio stand. Er war ein sehr lustiger Gesellschafter, und liebte nicht wenig das Vergnügen der Tafel; auch spielte er gern Schach. Ich hatte vortrefflichen Wein, verstand mich gleichfalls nicht übel aufs Schachspiel, und war fröhlichen Geistes wie er, so, daß wir uns sehr gut für einander schickten, und er mir den größten Theil seiner Zeit schenkte, die er nicht bey dem Ritter Ossorio zubrachte. Obgleich diese Verbindung mich nicht ganz in die Geheimnisse des Staats einführte, diente sie doch dazu, mich vor falschen

Muthmaßungen zu bewahren, und verhalf mir oft auch zu Aufklärungen in den Geschäften, die mir bey dem englischen Ministerio Ehre machten. Wirklich ward mir auch das Vergnügen, daß ich mir nicht selten den Beyfall des Königs und des Staatssecretairs erwarb. Besonders ereignete sich eine Gelegenheit, die mich des erhaltenen Zutrauens nicht ganz unwürdig zeigte.

Man fürchtete nämlich am Londner Hofe: der König von Spanien möchte mit Frankreich in ein Bündniß treten. Ich fand damals (es war im October 1760) Mittel, einen Theil einer Depesche an Herrn von Squillaci, Staatsminister des Madriter Hofes, habhaft zu werden, in der er sich merken ließ, daß sein König nicht lange mehr ein ruhiger Zuschauer des Krieges bleiben würde; diese Nachricht übermachte ich meinem Hofe. Diese so wohl beglaubigte Stimmung des spanischen Hofes machte, daß Herr Pitt die Partey nahm, im Rathe vorzuschlagen, daß man dem Könige von Spanien in Ergreifung feindseliger Maaßregeln zuvorkommen möchte. Der Londner Hof fand nicht für gut, diesem Vorschlage Folge zu leisten; Herr Pitt bestand indeß darauf, und da er sah, daß er mit seiner Meynung nicht durchdringen würde, entschloß er sich, seine Stelle lieber aufzugeben, als

für die Folgen, die, seinem Bedünken nach, der Fehler, den man beginge, nach sich ziehen würde, verantwortlich zu werden. Dieß war also die wahre Ursache, warum dieser Minister damals den Geschäften entsagte. Mylord Egremont ward zu seinem Nachfolger ernannt.

Alles ging für mich bis jetzt sehr wohl, und versprach mir nichts, als die angenehmste Zukunft. Um diese Zeit erfuhr ich, der Herzog und die Herzogin von Grafton, die sich damals in Genf aufhielten, schickten sich an, nach Turin zu kommen.

Der Herzog von Grafton, ein Abkömmling Carls II., war zu gleicher Zeit Anverwandter des Königs von Sardinien. Als dieser bey Hofe von der Ankunft des Herzogs redete, äußerte er sich: man würde ihm kein gröſseres Vergnügen erzeigen können, als wenn man den beyden erwarteten Reisenden viel Höflichkeiten erzeigte, und ihnen den Aufenthalt in Turin so angenehm als möglich zu machen suchte. Dieses Wort ermangelte nicht, bey verschiedenen Damen des Hofes den Wunsch zu erregen, ihren Eifer thätig zu beweisen, und es war keine, die nicht um die Wette gesucht hätte, sich die Ehre zu verschaffen, die Herzoginn bey Hofe vorzustellen. Dazu mußte man sich an mich wenden. Die Gräfinn Saint

Gilles war die erſte, die mich deshalb anging, und mir zu erkennen gab, wie lieb es ihr ſeyn würde, wenn ich ihr dazu behülflich werden könnte. Ich antwortete ihr nur durch eine Verbeugung, die weder Ja noch Nein ſagte. Sie nahm die Sache alſo für abgemacht an, ob ich gleich was Anderes vorhatte. Bey dieſer Gelegenheit muß ich ein paar Worte über dieſe Dame ſagen, die ſo lange eine ſo beträchtliche Rolle am Turiner Hofe geſpielt hat.

Sie, die in ihrem ſiebzehnten Jahre bereits mit dem Grafen St. Gilles vermählt worden war, war in der groſſen Welt mit allen den Reizen aufgetreten, die nur Geiſt, Jugend und eine unverſiegbare Fröhlichkeit des Gemüths ertheilen können. Ihr Haus machte das Stelldichein der beſten Geſellſchaft von Turin aus; alle dorthin kommenden Fremden ſuchten Zutritt dazu zu bekommen. Dieſe ſo ſplendide Gaſtfreyheit hatte ſie in den Beſitz aller Geheimniſſe des Hofes und der Stadt geſetzt, und ihr zu einem Anſehen ohne Gränzen verholfen. Beſonders zeigte ſie eine groſſe Vorliebe für unſere jungen Engländer, auch flößte ſie, ſchon dem Alter nahe, wo gewöhnlich die Reize verblüht ſind (denn ſie war nicht weit von den Funfzigen), dem Lord Carl Spencer und Herrn Boothby eine Art von Leidenſchaft

ein, von der ich mich als Zeugen nennen kann. Seitdem ich Madame Martins Haus beſuchte, waren der Gräfinn indeß die vornehmen Engländer ein wenig abtrünnig geworden; ich führte dieſe alle zu meiner Freundinn, in deren Umgang ſie mehr Vergnügen fanden, als bey der Gräfinn; und dieß hatte dieſe ſchon etwas ungehalten auf mich gemacht. Sie ward es noch mehr, als ich, dem Marquis de Prié einen Gefallen zu erzeigen, mich an deſſen Gemahlinn wandte, die Herzoginn von Grafton zu präſentiren. Alles war dazu eingeleitet, als der Herzog und die Herzoginn in Turin ankamen.

Sie ſtiegen im Wirthshauſe ab, wo ich ſie beſuchte, und ihnen mein Haus anbot, das zwar nicht einmal eigentlich mein war, über das ich aber doch zu ſchalten hatte. Anfangs ſchlugen ſie dieß Anerbieten aus, nahmen aber doch den Tag darauf mit dem Marquis und der Marquiſinn von Prié bey mir das Mittagsmahl ein. Die Herzoginn ward von der Marquiſinn bezaubert, auch war ſie in der That ſehr ſanft und liebenswürdig, und bezeigte der neuen Ankömmlingin alle mögliche Aufmerkſamkeit. Die Marquiſinn begleitete die Herzoginn an den Hof; der Herzog erhielt die Entreen beym Könige, und hatte die Ehre, mit dem Herzoge von Savoyen

zu Abend zu eſſen. Endlich überredete ich ſie denn doch, in meinem Hauſe Zimmer anzunehmen; ſie befanden ſich im Gaſthofe ſo übel, daß ſie ſich wohl dazu genöthigt ſahen. Ich verſchaffte ihnen von einer in Turin ſich aufhaltenden Mylady eine glänzende Equipage, und trat ihnen meine Loge in der Oper ab. Ich gab der Herzoginn zu Ehren eine Aſſemblee und veranſtaltete einen großen Ball, um ſie mit dem hauptſächlichſten Adel von Turin bekannt zu machen, kurz, ich ſuchte ſo ſehr für ihren Zeitvertreib zu ſorgen, daß ſie, anſtatt acht Tage, die ſie ſich vorgenommen hatte, in Turin zu bleiben, zwey Monate daſelbſt zubrachte.

Ich war ſo wenig mit der Luft des engliſchen Geſchäftskreiſes bekannt, daß ich es nicht wußte: der Herzog von Grafton wäre mit dem Hofe vereiniget. Seine Grundſätze waren denen des damaligen Miniſterii entgegengeſetzt; er hatte ſich geweigert, in die Maaßregeln deſſelben einzuſtimmen. Bey gewiſſen Staatsverwaltungen in England wird es Männern in Aemtern beynahe zum Verbrechen gemacht, Verbindungen mit Perſonen aus der Oppoſitionspartey zu unterhalten, und meine Freunde in London zitterten für mich, als ſie erfuhren, was ich für den Herzog und die Herzoginn von Grafton für Aufmerkſamkeiten

gehabt. Glücklicherweiſe hatte ich es indeß mit Vernünftigen zu thun. Der König merkte wohl, daß ich noch nicht in den Feinheiten der parlementariſchen Verwickelungen eingeweiht ſey, und begnügte ſich, mit einigen Freunden über meinen irrigen Eifer für meine erlauchten Gäſte zu lachen. Unterdeſſen benachrichtigte man mich doch davon, das ich mir für Schaden damit zufügen könnte, und der Herzog von Grafton, der die Sache merkte, hatte die Delicateſſe, mich ſelbſt aus dem Hauſe zu ziehen, und andere Zimmer für ſich in der Stadt zu nehmen. Weit entfernt, es mir zu verdenken, daß meine Beſorgniſſe ihm dieſe Ungelegenheit verurſachten, war er der erſte, mich darüber zu beruhigen, und mir nachher ein deſto freundſchaftlicheres Geſicht zu machen. Als ich ſpäterhin nach England zurückkam, lud er mich ein, ihn zu beſuchen, und ich muß ſagen, daß er mir alle möglichen Anerbietungen, mir zu dienen, that, aus denen indeß weiter nichts für mich herausgekommen iſt.

Wie ſehr man mir in der Folge eine Klugheit, wie die, die ich in dieſem Falle vernachläſſigte, auch hat einpredigen wollen, ſo habe ich mich doch niemals überreden können, daß man durchaus mit allen denen brechen und in Feindſchaft leben müſſe, die ſich in der Oppoſitions-

partey den Maaßregeln des Königs widersetzten, obgleich vielleicht ein solches Betragen zu Gnaden führen kann. Daß auch untergeordnete Beamte, die aus Ehre oder Freundschaft, oder bisweilen aus Erkenntlichkeit, Personen der dem Hofe entgegengesetzten Partey Ergebenheit bezeigen, Opfer ihrer rechtschaffenen und zarten Gesinnungen werden müssen, ist mir immer, wiewohl es vielleicht, den Grundsätzen der Regierung nach, nothwendig seyn mag, als eine unbillige Strenge vorgekommen. Was mich betrifft, so glaubt ich, meine Unbedeutendheit leistete mir in diesem Falle die besten Dienste, und ich bin gewiß, daß meine Treuherzigkeit mir vielmehr zu dem Glücke verholfen hat, mir Freunde in allen Parteyen zu erhalten, so, daß kein neues Ministerium aufkommen konnte, bey dem ich nicht Mittel und Wege gefunden hätte, mich über den Abgang der alten Minister durch neugestiftete nützliche Verbindungen zu trösten.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Charakter der Piemontesen. — Duchâtel verläßt den Turiner Hof.

Die Piemonteser haben viele liebenswürdigen Eigenschaften; die Personen von Stande sind höflich, zuvorkommend, tapfer und lieben sehr die Fremden, nur die Franzosen nicht, gegen die sie eine natürliche, daher entstehende Antipathie hegen, daß das Land fast immer mit Frankreich im Kriege verwickelt gewesen ist. Dabey sind sie sehr neugierig und höchst fein, die Charaktere, besonders der Fremden, auszuforschen. Da Besuche zu geben und anzunehmen, und das dabey vorfallende gesellschaftliche Geschwätz fast ihre einzige Beschäftigung ausmacht, so wird jeder neue sich darbietende Gegenstand sehr leicht zur Verhandlung gebracht, und sie verlassen ihn nie eher, als bis die Materie so gänzlich erschöpft ist, daß von ihr nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Tritt irgend ein neuer Ausländer unter ihnen auf, der ihr Interesse nur einigermaßen

anſeckt, ſo beſuchen ſie ihn, erweiſen ihm jede mögliche Höflichkeit, bringen ihn ins Geſpräch, und des Abends wird in den Geſellſchaften wieder alles, was man erfahren, alles, was der Fremde geſagt hat, abgewogen, ſo, daß er in drey Tagen beſſer in Turin bekannt iſt, als er es in drey Monaten in Paris oder London ſeyn würde. Der Bürgerſtand iſt hier gleichfalls von einer Gutmüthigkeit, der es bey alle dem nicht an Feinheit fehlt; vielmehr iſt er erwerbſleiſſig, unermüdet in Verfolgung ſeiner Zwecke, dabey ſanft, geſellig und geſchäftig.

Die Turiner Frauenzimmer ſind ſehr hübſch und vielleicht das ſchönſte Blut, das man in Europa ſehen kann; doch laſſen ſie ſich an Wuchs nicht mit den Engländerinnen vergleichen. Sie ſind lebhaft, geiſtvoll, gut, bis auf die dem Geſchlechte in allen Ländern eigenen kleinen Zänkereyen, die immer mehr oder weniger unter die Damen vorfallen, je mehr oder weniger ihre Welt ihnen eine Bühne für die Galanterie aufſtellt. Obgleich der Turiner Hof auf eine gewiſſe Etikettenſtrenge hält, ſo folgt die Bürgerſchaft darum doch nicht weniger in dieſem Stücke der gewöhnlichen Landesweiſe, die darin beſteht, daß eine Dame ihren erklärten Freund oder Liebhaber haben muß, der ſie in alle Geſellſchaften begleitet.

Der einzige Anſtand, der hierbey beobachtet wird, iſt, daß in den erſten Jahren der Heyrath, bis der Mann eines Erben ſich verſichert ſieht, der Freund, der die junge Frau begleiten ſoll, von der Familie gewählt wird, die alsdann gewöhnlich einen nimmt, von dem ſich nichts Arges befahren läßt; einige Jahre weiter hin wird es damit nicht mehr ſo genau genommen. Ueberhaupt ſind hier die Frauenzimmer ziemlich zur Galanterie geneigt: einige von Natur, andere aus Ton, und noch andere, um nicht den Anſchein zu haben, als ob ſie verlaſſene Geſchöpfe wären. Unterdeſſen giebt es doch auch unſchuldige Verbindungen ſolcher Art, doch ſind dieſe ſelten.

Herr von Chauvelin, franzöſiſcher Ambaſſadeur am Turiner Hofe, erzeigte mir die Ehre, zu wünſchen, daß ich mit in den Geſellſchaften ſeyn möchte, die er zu beſuchen gewohnt war. Ich konnte ihn nicht in ſeiner eigenen Wohnung ſehen, weil wir damals im Krieg mit Frankreich begriffen waren; allein ich that es in andern Häuſern. Da er ein höchſt freundſchaftlicher Mann war, und ich jede Gelegenheit ergriff, ihm den Hof zu machen, pflegte er mich immer den rechtſchaffenen Feind zu nennen. Ich habe bey Gelegenheit der Herzoginn von Grafton zu ſagen vergeſſen, daß der Herr von Chauve-

lin von ihr sehr eingenommen zu seyn schien. Ob er sie gleich nicht besuchen oder bey sich haben konnte, fand er sich doch überall ein, wo sie hinkam, und suchte bey den ihr gegebenen Festen gegenwärtig zu seyn. Um diese Zeit herum ungefähr hatten wir den Franzosen Martinique, Guadeloupe und viele andere Inseln weggenommen. Herr von Chauvelin wollte die Herzoginn bereden, noch länger in Turin zu bleiben. Nachdem er gegen sie an Gründen dazu einmal sich ganz erschöpft hatte, sagte er endlich zu ihr: „Ah! Frau Herzoginn, was kann ich Ihnen mehr „sagen? Ich möchte Ihnen gern eine Insel anbieten, wenn ich Sie damit bewegen könnte, „länger hier zu bleiben, aber — Sie haben sie „uns ja alle schon genommen!“

Nichts fehlte mehr zum Vergnügen meines Aufenthalts in Turin, als ich unerwartet vom Herrn von Mackenzie die Nachricht bekam: Herr Pitt (nachheriger Lord Rivers) sey als außerordentlicher Bothschafter an dem Turiner Hofe ernannt worden; ich solle seine Ankunft daselbst erwarten, ihn mit dem Zustande der Geschäfte bekannt machen, und alsdann nach London zurückkommen, wo mein Gönner meiner nöthig hätte, ihn in dem neuen Departement, wozu er ernannt worden war, behülflich zu seyn.

Dieſe Nachricht war ein groſſes Herzeleid für mich. Sie machte dem ſchönen Traume, in dem ich mich wiegte, ein Ende, und zeigte mir nichts als eine Ausſicht von Abhängigkeit, in die ich wieder zurück ſollte ....; indeß — ich muſte mich unterwerfen. Allmählig jedoch überdachte ich auch die ernſthaftern Vortheile, die meiner in England erwarten könnten; ich kannte Herrn Mackenzie genug, um zu wiſſen, daß er mich nicht unverſorgt laſſen würde. Er hatte das Vermögen, und, wie ich überzeugt war, auch alle mögliche Luſt dazu.

Herr Pitt langte in Turin an. Ich blieb noch zwey Monate bey ihm, und ging (den 12. May 1762), mit Päſſen nach Frankreich verſehen, ab. Ich that dieſe Reiſe in der Geſellſchaft Mylords Taviſtok, Sohnes des Herzogs von Betford, eines jungen Herrn, der einige Jahre nachher auf der Jagd durch das Ausſchlagen eines Pferdes ums Leben kam. Er war ein höchſt liebenswürdiger Jüngling, der nicht allein von ſeinen Freunden, ſondern ſogar von der ganzen Nation geſchätzt war. Herr Reedham (derſelbe Engländer, der ſo ſehr das Ziel des Spottes von Voltaire geworden iſt,) und noch einige andere ſeiner Landsleute waren mit in unſerer Geſellſchaft. Wir kamen in Paris an, wo

ich einen Befehl vom Herrn von Mackenzie fand, den Bailly von Solar, Ambaſſadeur des Königs von Sardinien am franzöſiſchen Hofe, zu beſuchen, und von ihm meine Inſtructionen wegen der Zeit meiner Abreiſe zu empfangen. Man hatte bereits, durch den Kanal der Miniſter des Königs von Sardinien, des Bailly de Solar in Paris, und des Grafen von Wirch zu London, eine Friedensnegociation angefangen. Es könnte ſeyn, meldete mir Herr v. Mackenzie, daß nach der Wendung, die die Angelegenheiten nähmen, ich in Paris gebraucht werden würde. Dieſe Nachricht war mir nicht unangenehm. Ich quartirte mich bey einem vertrauten Freunde daſelbſt, dem Hrn. Voletti, einem dortigen Banquier ein, mit dem ich von meiner frühen Jugend an in Verbindung geſtanden hatte.

Zwey und zwanzigſtes Capitel.

Der Bailly von Solar. — Sterne; ein lächerliches Quid-proquo. — Madame de Vauffiers. — Der Prinz von Conti. — Rückkehr nach England. — Geſchichte des Lieutenants Campbell. — Der Friede wird geſchloſſen.

Der Herr Bailly von Solar empfing mich ſehr höflich; er theilte mir Nachricht von der ſchon eingeleiteten Negociation mit, und ſagte mir, ich ſollte bis auf weitern Befehl in Paris bleiben. Nichts konnte mir Angenehmeres widerfahren. Er bat mich zu Tiſche, und da er wußte, daß ich mit ſeinem Vater, dem Marquis von Breille, bekannt ſey, erzeugte er mir ſehr viel Freundſchaft und begegnete mir mit dem höchſten Zutrauen. Beſonders gab er mir einen Beweis davon durch einen Zug, den er mir einmal nach Tiſche erzählte, als ich allein bey ihm geblieben war. Wir ſprachen von dem Herzoge von Choiſeul, den er in Rom gekannt hatte, wo er als Ambaſſadeur geſtanden, da jener in

eben der Bestimmung dahin gekommen war, und dort eine vertraute Freundschaft mit ihm gestiftet hatte. Beyde hatten diese am französischen Hofe jetzt wieder erneuert, und brachten oft ganze Stunden mit einander zu. Allein dieß hatte auch Gelegenheit zu [illegible] Geklätsche gegeben: der Herzog von Choiseul richte sich nach seines Freundes Meynungen. Es gab in des Herzogs Cirkeln eifersüchtige Leute auf jenen, die nicht ermangelten, dieß Gerücht ihm zu Ohren zu bringen, weil sie überzeugt waren, daß es lebhaft auf ihn wirken würde. Plötzlich, ohne die Ursache zu wissen, merkte auch Herr de Solar: der Herzog von Choiseul sey nicht mehr so für ihn gesinnt, wie vormals; er vermeide ihn, statt ihn, wie sonst, zu suchen, und beweise sich sogar sehr zurückhaltend gegen ihn. Endlich nahm der Bailly einmal den Herzog bey Seite, und befragte ihn über die Ursache dieser Kälte. Der Herzog von Choiseul vermied Anfangs eine Erläuterung; da aber der Bailly in ihn drang, konnte er nicht länger ausweichen und gestand ihm: die bemerkte Veränderung hätte das sich in der Welt verbreitete Gerücht, der Bailly regiere ihn, zur Ursache. „Sie wissen aber doch selbst wohl, „Herr Herzog," antwortete ihm dieser, „ob ich

„Sie

„Sie regiere?“ — „Nun freylich wohl, aber „man muß ſich die Sache auch nicht einmal den„ken.“ Der Bailly fuhr fort: „Es muß denn „doch eine Partey genommen werden, und was „iſt denn weiter Ihr Verſatz?“ — „Das iſt „es eben, was mich in Verlegenheit ſetzt,“ antwortete der Herzog; „es ſollte mir höchſt leid „thun, Sie ſeltener ſehen zu müſſen, und auf „der andern Seite kann ich doch nicht zu ſol„chen, meiner Ehre nachtheiligen, Gerüchten Ge„legenheit geben und ihnen gleichſam die Hand „bieten.“ — „Wollen Sie mir glauben,“ erwiederte der Bailly, „ſo ſage ich Ihnen, daß, „wenn Sie, nach dem Ihnen gemachten Berich„t, mich nun von ſich zu entfernen ſcheinen, alsdann ſicher das Publicum eine gerechte Urſache „haben wird, zu glauben, das Gerücht ſey ge„gründet geweſen, und ich hätte Sie wirklich re„giert. Das einzige Mittel, das Sie haben, zu „zeigen, dieß Geſage ſey leeres Geſchwätz, iſt, „daß Sie mit mir nach wie vor umzugehen fort„fahren; dadurch werden Sie zeigen, daß jene „Muthmaßung grundlos iſt, weil es niemand „einfallen wird, ſich einzubilden, Sie würden das „gefürchtete Gerede begünſtigen, wenn Sie nur „im Mindeſten glaubten, Gelegenheit dazu gege„ben zu haben.“ — „Sie haben Recht, mein

„lieber Ambaſſadeur," verſetzte der Herzog und umarmte ihn, und fuhr nach dieſer Unterredung wieder fort, auf eben dem Fuße, wie vorher, mit dem Bailly zu leben, der ſolchergeſtalt das Mittel erfand, den Schlag abzuwenden, der ſeinem Credit ſehr nachtheilig werden konnte.

Es fiel eben um die Zeit das Geburtstagsfeſt des Königs ein, zu deſſen Feyer Mylord Taviſtok die wenigen Engländer, die ſich damals in Paris aufhielten, einlud. Ich war mit unter den Gäſten, kannte aber nur die davon, mit denen ich die Reiſe nach Paris gemacht hatte. Ich ſaß an dieſem Tage zwiſchen Mylord Berkley, der nach Turin ging, und dem berühmten Sterne, Verfaſſer des Triſtram Shandy, dem (dafür gab ihn der Ruf aus) Rabelais von England. Man war ſehr luſtig, trank ganz nach engliſcher Weiſe, und wie es der Tag mit ſich brachte. Das Geſpräch fiel auf Turin, wohin verſchiedene der Anweſenden zu reiſen gedachten. Sterne redete mich an und fragte, ob ich Herrn D** (Dutens) dort kenne? „O ja!" antwortete ich, „und ſogar ſehr ver„traut." — Die ganze Geſellſchaft fing an zu lachen, und Sterne, der es nicht wiſſen konnte, daß ich ihm ſo nahe wäre, mußte ſich alſo wohl einbilden, dieſer Herr D** müſſe ein ſehr wun-

derlicher Heiliger seyn, da die Gesellschaft schon bey der bloßen Nennung seines Namens ins Lachen ausbräche. „Ist er nicht,“ fragte er mich darauf, „ein etwas sonderbarer Mann?“ — „Allerdings!“ erwiederte ich, „ein rechtes Original von Sonderling!“ — „Hm! das habe ich „wohl gedacht,“ fuhr Sterne fort, „ich habe „mir viel von ihm erzählen lassen;“ und hierauf fing er an, der Gesellschaft ein Gemälde von mir zu machen, wobey ich mich ganz mäuschenstill verhielt. Da er sah, daß dieß Thema ergötzte, fuhr er fort, mit der ganzen Ergiebigkeit seines Erfindungsgeistes allerley Geschichtchen von mir zu erdenken, und kam so weitläufig darüber in den Text, daß meine Travestirung durch ihn die ganze Zeit unsers Beysammenseyns in dieser Gesellschaft ausfüllte. Bis dahin hatte man ihn im Irrthum gelassen, sobald ich aber weg war, sagten ihm die Andern, wer ich sey. Ich hätte, setzte man hinzu, aus Achtung vor dem Wirthe mich zurückgehalten, wäre aber ganz und gar kein Mann, mit dem sich spaßen ließe: er könne sich nur mit Gewißheit darauf vorbereiten, daß er mich den andern Tag auf dem Halse haben und erscheinen sehen würde, ihn zur Rechenschaft für alles das Böse zu fordern, was er so freygebig über mich vorgebracht hätte. Er kam also

den Tag darauf, mich zu besuchen und um Vergebung zu bitten; entschuldigte sich über seinen Muthwillen durch das Vergnügen, welches er fühlte, der Gesellschaft, da er sie gleich bey Nennung meines Namens in so gute Laune versetzt gefunden, ein wenig Kurzweil zu machen. — Allein ich fiel ihm alsbald ins Wort und versicherte ihn: ich selbst hätte mich, so gut wie die Andern, über seinen Fehlgriff belustigt; er habe nichts von mir erzählt, was mich beleidigen könnte, und wenn er den Mann, von dem er geredet, eben so gut kennte, als ich, würde er noch mehr Schlimmes von ihm haben sagen können. Er war über meine Antwort sehr erfreut, umarmte mich, bat mich um meine fernere Freundschaft und verließ mich höchst vergnügt.

Ich hatte vom Herrn Pitt der Gräfinn von Bouffleurs einen Brief zu überreichen. Herr Murrey, Bruder des Mylord Elibank (den man in Paris den Grafen Murray nannte) war mit ihr sehr bekannt, und führte mich bey ihr ein. Madame de Bouffleurs, damals schon dreyßig Jahre alt, hatte noch alle Reize einer Person von zwanzigen. Sie hat mit Recht für die angenehmste Frau ihrer Zeit gegolten, und je mehr man sie kannte, desto mehr mußte man ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht

unter ihrem Rufe war. Ich werde öfters Gelegenheit haben, von ihr zu reden; jetzt will ich mich begnügen, zu ſagen, daß ihr ganzes Aeußeres, ihre Geſtalt und ihr Geiſt mich bezauberten. Einige Tage nach meiner Ankunft gab der Graf Murrey ihr und dem Bailly von Solar ein Gaſtmahl, und ich wurde mit dazu eingeladen. Ich hatte nur für Madame de Bouffleurs Ohren und Augen; alles, was ſie ſagte, ſchien mir von dem, was Andere vorbrachten, eine ſehr verſchiedene, ſehr eigenthümliche Wendung zu haben; nie habe ich ein Frauenzimmer gekannt, das bey ſo vielem Geiſte auch zu gleicher Zeit ſo natürlich geweſen wäre. Ich habe die Ehre gehabt, ſie verſchiedene Male zu ſehen. Sie ſagte zu mir, daß ſie nach London reiſen wollte, ſobald der Friede geſchloſſen ſeyn würde. Ich bot ihr meine Dienſte an, und ſie that verſchiedene Fragen über die Reiſe an mich, zu der ſie eine äußerſt große Luſt bezeigte.

Ich beſuchte ſie einmal zu einer Stunde, wo ſich der Prinz Conti bey ihr befand. Sie ſtellte mich ihm vor. Er war gütig genug, ſich bey mir nach den Urſachen zu erkundigen, die ich gehabt haben konnte, Frankreich zu entſagen, um engliſche Dienſte zu nehmen. Nachdem ich ſie ihm auseinander geſetzt, wandte er ſich gegen

Madame de Bouffleurs: „Wahrhaftig, Madame, Herr Dutens hat Recht gehabt, uns zu verlaſſen; wir verdienen es wohl.“ Ich will hier nicht weitläufig über die trefflichen Eigenſchaften dieſes Prinzen ſeyn, und, mehr über ihn zu ſagen, lieber warten, bis ich zu dem Theile meines Lebens komme, wo ich das Glück gehabt habe, näher mit ihm bekannt zu werden, wiewohl ich fürchte, daß das Gute, was von ihm zu ſagen iſt, meine Feder nicht gehörig auszudrücken vermag. Er war Madame de Bouffleurs aufs lebhafteſte ergeben, und hat niemals aufgehört, ihr beſtändige und ununterbrochene Beweiſe davon zu ertheilen. Sie war auch die Perſon, den Werth einer ſo hohen Freundſchaft zu empfinden, und ihr verdientermaßen zu entſprechen.

Ich hatte mich ungefähr einen Monat in Paris aufgehalten, als der Bailly von Solar zu mir ſagte: Es wäre nun unnütz, daß ich länger bliebe, er glaube, die Negociation ſey abgebrochen worden, und, wenn ſie ſich wieder anknüpfen ſollte, würde er ſie ſelbſt ſchon mit dem Grafen Viry zu London weiter fortführen. Ich verſah mich alſo mit einem Paſſe nach Calais, und kam in London an. Ich trat bey Herrn Mackenzie ab, der mich aufnahm, wie er nur ſeinen Sohn hätte aufnehmen können. Einige

Tage darauf ſtellte er mich dem Könige vor. Ich hatte, freylich zu meinem größten Leidweſen, die Ehre, ihm die Hand zu küſſen, denn von dem Augenblicke an hörte meine Beſoldung auf. Seine Majeſtät erzeigten mir indeß die Gnade, einige verbindliche Worte über mich an Herrn von Mackenzie zu ſagen, die meine Hoffnungen wieder ein wenig belebten.

Den Tag darauf ließ Herr Mackenzie mich rufen, ihm einige Memoiren aufſetzen zu helfen; dieß war eine ſehr trockne, mir auf keine Weiſe behagliche Arbeit. Sobald ſich eine Stelle, die vergeben werden ſollte, in ſeinem Departemente aufthat, meldeten ſich bey ihm immer gleich Dutzende von Mitbewerbern dazu, und dieſes brachte ihn oft außer Faſſung, weil er doch immer nur einen verbinden konnte, und alle übrigen zu Mißvergnügten gegen ſich machte. Für ſein empfindliches und theilnehmendes Herz war das ein wahres Leiden; unterdeß machte es ihm doch auch großes Vergnügen, wenn er zu dem Glücke derjenigen, die er liebte, beytragen konnte, und ich darf wohl ſagen, daß er dieß nicht ſelten that. Er hütete ſich aber in ſolchen Vergebungsfällen von Stellen wohl, demjenigen, dem ſie zu Theil ward, etwas davon zu ſagen, ehe die Sache ausgemacht war; er war alsdann ſogar fro-

her, als die, deren Glück er schuf. Dieß Gefühl half ihm eine Bürde tragen, die ihm sonst sehr lästig gewesen wäre. Allein mich, der alle Arbeiten von der dabey vorfallenden Besorgung hatte, entschädigte keine Annehmlichkeit für meine Mühe; ich sah durchaus nicht, wozu das Geschäft mich führen würde. Herr von Mackenzie sagte von Zeit zu Zeit zu mir: „Sie gehö„ren zu meinen Freunden, Sie können warten; „man muß denen, die am meisten Eile haben, „zuerst dienen; Sie sollen nichts verlieren.“ Ich beruhigte mich bey diesen Gründen und faßte Muth; bisweilen wollte ich sogar meine Gunst bey ihm versuchen, diesen oder jenen Ansuchenden mir zu verbinden: aber Herr von Mackenzie hatte immer einen sehr fest beschlossenen Plan und seine schon festgesetzten Begünstigten; mir ward nicht einmal der Trost, der mir meine beschwerliche Lage hätte erträglich machen können.

Vornehmlich ward ich in diesen Angelegenheiten oft von einem alten Officier, drey und siebenzig Jahre alt, der Campbell hieß, besucht. Er war ein großer, magerer, verkrüppelter Mann, ungefähr wie der alte Commandeur, der im Gilblas beschrieben ist, und dem dieser bey dem Grafen von Lerma so gute Dienste leistete. Alles, was ich zuerst für diesen braven Officier, dem

ich gern geholfen hätte, thun konnte, war, daß ich ihm eine Audienz bey Hrn. von Mackenzie verſchaffte: allein die Bittſchrift des armen Mannes wurde bey Seite gelegt und nicht weiter daran gedacht. Er kam oft wieder zu mir, ſich mir im Andenken zu erhalten. Einſt bot ich ihm einen Lehnſtuhl an, allein er wollte ſich nicht darin niederſetzen und ſagte: „Ach, mein Herr! „was ſoll mir das Bequemſitzen, wenn ich kein „Brod habe?“ Er erzählte mir ſeine Begebenheiten, daß er ſein ganzes Lebelang gedient, und es noch nicht weiter gebracht, als bis zum Lieutenant; dazu war er noch abgedankt und auf halben Sold geſetzt worden. Er hatte drey Söhne, und mußte einen nach dem andern umkommen ſehen; jetzt war er ohne alle Ausſicht. Er jaumerte mich im eigentlichſten Verſtande, und ich beſchloß, noch einen neuen Verſuch für ihn zu machen. Nach dem Abendeſſen wagte ich es, ſeine Angelegenheiten beym Herrn von Makkenzie wieder auf das Tapet zu bringen. „Ah! „mein Lieber,“ gab er mir zur Antwort: „ver„ſchonen Sie mich des Abends mit der Materie „von Anſuchungen, ich habe den ganzen geſchla„genen Tag genug damit zu thun; Abends glau„be ich in einem Heiligthume zu ſeyn, wenn ich „mich im Schooße meiner Familie befinde; laſ-

„sen Sie mir den angenehmen Glauben.“ Er hatte Recht und ich schwieg. Aber ich gestehe, daß mir das Bild des armen Campbell die ganze Nacht vorschwebte und meinen Schlaf störte; der Lehnstuhl, auf den er in seinem Kummer sich nicht niedersetzen wollte, die drey an seiner Seite getödteten Söhne, alles das ging mir im Kopfe herum und ließ mir keine Ruhe. Ich stand frühzeitig auf. Herr von Mackenzie war nach einem kleinen Lusthause gefahren, das er in der Nachbarschaft von London besaß, und wohin er sich bisweilen, um von Geschäften auszuruhen, begab. Ich erinnerte mich, daß er den Gilblas sehr liebte, wir lasen ihn bisweilen zusammen, und kein Buch machte ihm mehr Vergnügen, als dieser Roman. Der Capitain Don Annibal Chincilla kam mir wieder in den Sinn, ich setzte also an Herrn Mackenzie ein Memoire auf, das ich: Gilblas der Jüngere, unterschrieb, und seine Gewogenheit für einen zweyten Chincilla darin anflehte. Ich erfuhr von dem Bedienten, der ihm das Gesuch überreicht hatte, daß er beym Durchlesen gelächelt habe und hingegangen sey, es der Mylady zu zeigen; dieß schien mir eine gute Vorbedeutung für den Erfolg zu seyn. Ein paar Tage nachher kam er vom Lande zurück, ließ mich in sein Ca-

hinet rufen, und hieß mich etwas in ein Buch schreiben, das er sich hielt, um sich an die Namen der ihm empfohlenen Personen zu erinnern. Wie angenehm wurde ich überrascht, als er mir unter andern auch den des Lieutenant Campbells dictirte, „empfohlen durch Herrn M**," und mich zugleich dabey anredete: „Nun, „Herr Gilblas der Jüngere, sind Sie zufrieden?" Ich dankte ihm, und lief voller Freude zu meinem Beschützten, ihm zu erzählen, daß er zu einer Einnehmerstelle in seinem Vaterlande Schottland ernannt werden würde. Der arme Mann vergoß Freudenthränen, und verließ mich unter tausend Segenswünschen.

Die oberwähnte abgebrochene Negociation ward wieder vorgenommen; der König wünschte den Frieden. Der Herzog von Newcastle, der nicht sehr darnach verlangte, hatte seine Stelle als erster Minister niedergelegt, und Mylord Bute war ihm im Ministerio nachgefolgt, um aufrichtig an Beendigung des guten Werkes zu arbeiten. Diese große Sache wurde folgendermaßen eingeleitet: Lord Bute erhielt die Befehle vom Könige, und theilte sie seinem Bruder mit; Herr von Mackenzie ließ sie wieder an den Grafen von Viry gelangen, in den er das größte Zutrauen setzte; alsdann schrieb der Graf v. Viry

darüber an den Bailly von Solar in Paris, der mit dem Herzoge von Choiseul conferirte; dann erst, wenn man über einen Artikel übereingekommen war, wurde er ministeriell durch den Kanal des Mylord Egremont dem französischen Ministerium vorgelegt. Um die Hauptschwierigkeiten zu ebenen, schrieben der Lord Bute und der Herzog von Choiseul unmittelbar an einander. Ich wurde bisweilen gebraucht, einen Theil eines Briefes, oder diesen und jenen Absatz daraus (denn alles ließ man mich nicht sehen) ins Französische zu übersetzen. Ich errieth unterdessen genug, um das Uebrige mir zusammen zu buchstabiren, hütete mich aber wohl, etwas davon merken zu lassen. Als die Präliminarien hinlänglich festgesetzt waren, wurde gegen das Ende von 1762 der Herzog von Bedfort nach Paris, und der Herzog von Nivernois nach London gesandt, um alles zu unterzeichnen. Bey dieser Gelegenheit sagte Herr C. Townshend über den ankommenden Herzog von Nivernois, der sehr klein und mager war: „Man „hätte die Präliminarien eines Mannes herüber „geschickt, die Friedenspräliminarien zu unter„zeichnen.“

Der Graf von Wiry, der einen so großen Antheil an dieser Negociation hatte, war der

außerordentlichſte Mann und feinſte Politiker von ganz Europa, oder, richtiger zu ſagen, ein Politiker, der ſich am meiſten befleißigte, Feinheiten überall anzubringen. Alles, was ihm begegnet iſt, alles, was er durchgeführt hat, zeigt ihn unter dieſer Geſtalt. Er ſtammte aus einem alten franzöſiſchen Hauſe; ſein Vater und ſeine Mutter, die ihn nicht liebten, hatten ihn in ſeiner Jugend gezwungen, in einem Bernhardiner-Kloſter Mönch zu werden. Er hatte höchſt ungern das Gelübd abgelegt, und ſein jüngerer Bruder, der Baron von Viry, trat nach dem Tode des Vaters die Familiengüter an. Allein der Graf von Viry fand Gelegenheit, ſich von ſeinen Gelübden losſprechen zu laſſen, und ſich wieder des Erbtheiles ſeiner Väter zu verſichern. Er begab ſich hierauf nach Sardinien, wo er in Dienſte trat. Nachher wurde er erſter Beamter im Kriegsdepartemente unter dem Grafen von Bogin; allein da er durch den Marquis d'Ormea dazu ernannt worden war, der damals zum Mißvergnügen des Grafen von Bogin das Land regierte, ließ dieſer ihn in ſeinem Bureau ſich im Müſſiggang verzehren, und vertraute ihm nicht das geringſte wichtige Geſchäft an. Dieß langweiligte den Grafen; er drang lebhaft darauf, anderwärts angeſtellt zu werden, und erhielt als ſo-

niglicher Gesandter nach der Schweitz seine Bestimmung. Von da kam er nach Holland und endlich nach England. Hier spielte er seine Rolle so gut, daß er allen Parteyen gefiel; als er aber vorher sah, das Glück würde sich für Lord Bute entscheiden, hing er sich öffentlich fast Ausschlieſſungsweise an ihn, und gewann das Zutrauen desselben. Er hatte groſſes Verlangen, seine Stelle an seinen Sohn übertragen zu sehen, und schrieb deshalb an seinen Hof zu der Zeit, als der Herr von Mackenzie sich an demselben aufhielt: er wünsche, da seine Gesundheit ihm nicht länger erlaubte, in London zu bleiben, zurückberufen zu werden, und bäte den König, seinen Sohn zum Nachfolger zu erwählen. Der König gewährte ihm die Hälfte seines Gesuchs und berief ihn zurück, ernannte aber den Grafen von Lascaris zum englischen Gesandten. Der Graf v. Viry in seiner Erwartung getäuscht, wollte nun bleiben, und setzte zu dem Ende das englische Ministerium bey seinem Hofe so kräftig in Bewegung, daß Herr von Mackenzie den Befehl erhielt, dem Könige von Sardinien vorzustellen: man würde es gern sehen, wenn der Graf von Viry fort führe, am englischen Hofe die Gesandtschaftsstelle zu bekleiden. Auf die Weigerung des Königs von Sardinien gab man ihm zu verstehen, daß, wo-

fern er den Grafen von Viry abriefe, man den Grafen Lascaris nicht annehmen würde. Der König begriff sehr wohl, wer alle diese Triebfedern hatte spielen lassen; er wurde sehr ungehalten auf seinen Minister und sagte sogar einmal: er verdiene, daß er ihm, wenn er zurückkäme, den Kopf vor die Füße legen ließe. Unterdessen wollte er doch damals seinen Unwillen nicht äußern, noch (da er angelegentlich wünschte, daß seine Minister in London und in Paris die Friedensnegociatoren werden möchten) sich gegen das Verlangen des Londner Hofes stämmen. Er glaubte, daß, wenn jene Absicht ihm gelänge, seine Ansprüche auf die Herzogthümer Piacenza und Guastalla besser erörtert werden dürften.

Gewiß genug ist es, daß der Graf v. Viry in dieser Negociation sehr nothwendig war; er benahm sich auch in derselben mit aller Klugheit und Geschicklichkeit eines in Geschäftsführung vollendeten Ministers. Nur verfuhr er, wie gesagt, mit allzuviel Feinheit und Vorsicht, und legte zu große Wichtigkeit auf Kleinigkeiten. Ich habe ihn nächher am Turiner Hofe die größten Nichtswürdigkeiten mit eben so viel Heimlichkeit behandeln sehen, als den großen Friedenstractat; er hatte immer gewissermaßen die Chiffre im Mun-

de, und raunte, wie Molierens Timooth, einem ſogar den guten Morgen ins Ohr.

Es that ſich mir damals eine ſchöne Gelegenheit auf, ein beträchtliches Vermögen zu erwerben, wenn ich ſie hätte ergreifen wollen. Man weiß, daß die öffentlichen Fonds in England das Barometer des Staats ausmachen; ſie ſteigen oder fallen, je nachdem es mit den Angelegenheiten gut oder übel geht. Der Frieden mußte ſie beträchtlich ſteigen machen; wer alſo nur das Geheimniß wußte, und den günſtigen Augenblick zu benutzen verſtand, Fonds zu kaufen, machte ein beträchtliches Glück, ohne einen Heller ausgeben zu dürfen. Verſchiedene Banquiers thaten mir den Vorſchlag, mich um die Hälfte an ihrem Gewinn Theil nehmen zu laſſen, wenn ich ſie von dem günſtigen Augenblicke, ihre Speculationen anzuſtellen, benachrichtigen wollte; allein ich wies ſtets ihre Anerbietungen ab, und konnte mich nicht entſchließen, mich in einen Handel einzulaſſen, wodurch ich (ſo kam es mir vor) gewiſſermaßen das in mich geſetzte Vertrauen verletzt haben würde.

Drey und zwanzigſtes Capitel.

Unglück der Mylady Moleswarth und ihrer Familie *).

Es fiel damals eine beſondere Begebenheit vor, die ganz London eben ſo lebhaft, als die allgemeine Staatsangelegenheit, intereſſirte, deren Ausgang man erwartete. Die Umſtände derſelben waren ſo außerordentlich rührend, daß ich glaube, der Leſer wird es ſich nicht leid ſeyn laſſen, hier etwas Ausführlicheres über dieſe Geſchichte zu leſen, wie ich es mir nach den glaubwürdigſten, mir darüber gewordenen Zeugniſſen niederſchrieb.

Mylady Moleswarth, Wittwe des Lord Moleswarth, Feldmarſchalls in der engliſchen Armee, war eine geiſtvolle, tugendhafte Frau, die auf die Erziehung einer Familie, welche ſie anbetet, allen möglichen Fleiß anwandte. Ein plötzlicher Unfall zerſtörte in wenig Stunden ihr Glück, indem eines Morgens um vier Uhr, man

*) Im Jahr 1763.

weiß nicht wie, in ihrem Hause Feuer auskam. Sie lag mit einer ihrer Töchter im Bette; sobald sie aber von dem Brande etwas merkte, weckte sie diese eiligst auf, und sagte: „Henriette! ich „höre etwas kniſtern, und erſticke vor Rauch; „ſollte wohl Feuer im Hauſe ſeyn?“ — Das Mädchen ſprang augenblicklich aus dem Bette, lief an die Kammerthür und wollte ſie aufmachen, aber der Handgriff des Schloſſes war ſchon ſo heiß, daß ſie ſich die Finger verbrannte. Halb erſtickt eilte ſie ans Fenſter, Luft zu ſchöpfen; ſo wie ſie es aber öffnete, wich die Thür der Heftigkeit der Flammen, die denn, ſchnell um ſich greifend, Miß Molesworth nöthigten, ſich aus dem Fenſter zu ſtürzen. Sie that einen ſo ſchweren Fall, daß er ihr alle Empfindung raubte. Um die Häuſer in London iſt gewöhnlich eine Einhegung von ſpitzigen Eiſenſtäben, Miß Molesworth war auf eine dieſer Stangen gefallen und hatte ſich die Lenden und die Beine verwundet; man hob ſie auf und brachte ſie in ein benachbartes Haus, das der Mylady Grosvenor zugehörte. Sobald es deren Sohn, Mylord Grosvenor, vernommen, daß in ſeiner Mütter Nachbarſchaft Feuer ausgekommen ſey, hatte er ſich ſogleich dahin verfügt. Er empfing die junge Unglückliche, die er kannte und liebte. Von

Mylady Moleswarth hörte man nicht weiter reden; man stellte sich leicht vor, daß, nachdem sie ihre Tochter gerufen, sie nicht mehr das Vermögen gehabt, aufzustehen, und also ein Raub der Flammen geworden sey. Man fand noch ihren Ring unter den Gebeinen und Ueberbleibseln des Bettes, in welchem sie gelegen hatte.

Miß Moleswarth schlug, als man sie hinauftrug, auf der Treppe die Augen auf, heftete sie auf Mylord Grosvenor, erkannte ihn nicht und fragte: ob er ihr Oheim sey? Er antwortete ihr: „nein! ich bin Grosvenor“ — „Dann sorgen Sie für mich,“ flehte sie, und sank in Ohnmacht. Ein Wundarzt kommt und entscheidet: sie könnte nicht gerettet werden, wenn man ihr nicht das Bein über dem Knie ablöfete. Die Operation ging vor sich, und sie kam erst, nachdem sie vorbey war, wieder zu sich. Man hielt es aus Furcht, der Gram möchte ihr Wundfieber vermehren, nicht für gut, ihr zu sagen, daß sie ein Bein verloren habe. Das Fieber dauerte lange, und sie blieb beynahe zwey Tage lang in dieser Unwissenheit. Während dieser Zeit beklagte sie sich oft über den stechenden Schmerz, den sie an diesem Beine empfände; bisweilen auch an dem Fuße, den sie doch nicht mehr hatte. Diese Täuschung im Gefühle des Schmer-

ges läßt ſich leicht erklären. Das Gefühl liegt in den Nerven, deren Enden, ehemals am Fuße, jetzt über dem Knie zuſammenliefen; die Seele der Leidenden alſo, gewöhnt, Schmerzen auf die verſchiedenen Theile der Nerven zu beziehen, und ſich des abgelöſeten Gliedes nicht bewußt, fuhr fort, das, was ſie am Ende dieſer Nerven fühlte, ſo zu empfinden, als ob ſie noch den Fuß oder das Bein erreicht hätten. Ihr den erlittenen Verluſt zu verhehlen, hatte man ihr anderes Bein auch zwiſchen Pappſchienen gebracht und mit Bandagen umwunden; ein ähnlicher Verband an dem Stummel verbarg ihr, was mit ihr vorgenommen worden war. Eine ihrer Verwandtinnen, die ſie die ganze Zeit über nicht verließ, hat mir erzählt, daß man vierzehn Tage lang auf nichts, als Umſchweife gedacht habe, wie man die Kranke von ihrem Zuſtande unterrichten ſollte, damit die ſo traurige Nachricht ihrer Geſundheit keinen Nachtheil brächte. Sie allmählig auf die Vorſtellung vorzubereiten, ſagte man ihr: ihr Bein verſchlimmere ſich, man würde doch wohl endlich dazu ſchreiten müſſen, es abzunehmen. Als man ſie endlich dahin gebracht, ſelbſt zu wünſchen, die Operation möchte vorgenommen worden ſeyn, während ſie ſinnlos gelegen, ergriff man dieſen Augenblick, ihr zu ſa

gen, sie sey bereits geschehen. Sie erblaßte bey der Nachricht, schwieg ein Paar Augenblicke still, wandte dann ihr Gesicht gegen ihre Freundinn und sagte: „gut denn, daß sie nicht erst noch vor sich gehen soll!“

Während eines ganzen halben Jahres, welches sie in dem Hause der Mylady Grosvenor zubrachte, unterließ der junge Lord, ihr Sohn, nicht, der Kranken jede Aufmerksamkeit zu erzeigen, die nur zur Linderung ihres Unglücks etwas beytragen konnte. Als sie wieder im Stande war, ihn zu sehen, brachte er den größten Theil seiner Zeit bey ihr zu, und bemühte sich auf alle Weise, bald durch eine auserlesene, ihr angenehme, Gesellschaft, bald durch kleine bey ihr veranstaltete Concerte: kurz, durch eine solche unablässig emsige Sorgfalt ihr Unterhaltung zu gewähren, daß jedermann von seiner Seite Liebe im Spiele zu seyn glaubte. Auch liebte er sie wirklich, allein sein Zartgefühl und Edelmuth ließen ihn in nichts die Gränzen des genauesten Anstandes überschreiten; jede denkbare Vorsicht ward von ihm dazu angewandt. Er begab sich sogar zu Miß Moleswarths Vormunde, und stellte ihm eine beträchtliche Summe Geldes zu, worüber er zum Nutzen seines Mündels zu disponiren hätte, wenn in dem ihr zugestoßenen Un-

glücke vielleicht Familienpapiere verloren gegan-
gen wären, und ihre Vermögensumstände gelitten
haben sollten; indeß empfohl er ihm darüber di
strengste Verschwiegenheit. Auch wurde Mis
Moleswarth erst einige Jahre nachher, da si
bereits dieser Hülfe nicht mehr bedurfte, von de
Großmuth des Lords durch ihren Vormund bi
nachrichtiget.

Der junge Lord studirte damals noch im Wes
minster i Collegio; seine Mutter hatte ihn de
Tag vor der Begebenheit holen lassen, um einig
Wochen bey ihr zuzubringen; glücklicherwei
hatte ihn aber, ich weiß nicht durch welches Ve
sehen, der Bote verfehlt. Ohne diesen glücklich
Umstand wäre er vielleicht selbst in dem Brand
indem er den Unglücklichen zu Hülfe geeilt se
würde, mit umgekommen.

Zwey der andern Kinder, von acht bis ne
Jahren, waren in ihren Betten auch verbran
ohne daß man sie hatte retten können.

Noch zwey andere der Töchter, von zw
bis dreyzehn Jahren, hatten sich mit ihrer H
meisterinn auf das Dach des Hauses geflüch
Die Flamme verfolgte sie dorthin. Das un
versammelte Volk hatte indessen Madratzen u
Federbetten auf das Straßenpflaster ausgebrei
und rief ihnen zu: sich herunter zu stürzen. D

Hofmeiſterinn that den Sprung zuerſt, fiel aber auf das Pflaſter und zerſchmetterte ſich jämmerlich vor den Augen ihrer jungen Untergebenen. Die älteſte, vor der Höhe erſchrocken, ſagte zu der andern: „Schweſter, ich ſehe wohl, daß kein „Mittel vorhanden iſt, uns zu retten, als daß „wir uns herunterſtürzen, ich habe aber den „Muth nicht dazu; gieb mir einen Stoß, und „ſpring mir dann nach.“ — Die jüngſte thut es, ohne ſich weiter zu beſinnen, wirft ſich ihr hinterdrein herunter, und beyde fallen ſo glücklich auf die hingelegten Federbetten, daß ſie unbeſchädigt blieben.

Ich ſage nichts davon, welchen Schmerz dieſe armen Kinder, und beſonders die älteſte, über den Verluſt der Mütter empfinden mußten; kann aber nicht umhin, einen ſehr beſondern Zug des Unglücks, das obgedachte Miß verfolgte, noch anzuführen: Einige Jahre nachher verliebte ſich ein ſehr reicher und angenehmer vornehmer Engländer in ſie. Sie ſollte ihn heyrathen, und der Tag der Hochzeit war ſchon angeſetzt, als auf einem Spatzierritte, den das liebende Paar mit einander machte, der junge Mann mit dem Pferde ſtürzte, ſich den Kopf auf den Steinen zerſchmetterte, und vor den Augen ſeiner Braut den Geiſt aufgab.

...Eine der beyden jüngern Schweſtern, die vom Hausdache geſprungen waren, hat hernach den Sohn des Präſidenten des irländiſchen Unterhauſes, Herrn Ponſonby, geheyrathet, und wird jetzt für eines der liebenswürdigſten Frauenzimmer in Dublin gehalten.

Vier und zwanzigſtes Capitel.

Duchâtlon macht Anſtalten nach Turin zurückzukehren. — Engliſche Straßenräuber.

Endlich kam der Friede gegen das Ende des Winters von 1763 zu Stande. Mit ihm endigte ſich das Miniſterium des Lords Bute. Er hatte die Reichsſiegel nur angenommen, dieß große Werk zu vollenden, und beſchloſſen, ſie, unmittelbar nachher ſogleich wieder abzugeben. Wetzgeblich bemühte ſich der König, ihn zu überreden: er möchte noch ferner die Staatsgeſchäfte verwalten. Ihn widerten, ob er gleich den beſſten und vernünftigſten Theil der Nation für ſich hatte, die mit dieſem Amte, das ſo oft und ſo manche Widerſprüche erfahren muß, verknüpfe-

ten Unannehmlichkeiten so sehr, daß seine Gesundheit darunter litt; er sagte also zu dem Könige: er könnte in Seiner Majestät Dienste wohl sterben, aber nicht darin leben. — „Wenn dem so „ist," antwortete der König, „so will ich doch „lieber meinen Minister, als meinen Freund verlieren," und nahm seine Abdankung an.

Herr von Mackenzie vergaß mich bey dieser Gelegenheit nicht; er suchte um eine Pension für mich an, ehe sein Bruder das Ministerium verließ, und meine Bestallung war unter allen, die er unterzeichnete, die letzte. Der König gestand mir auf seine Vorsprache einen Gnadengehalt von zweytausend Ecus (6000 L.) zu, und Mylady B. M. bekam den Auftrag, mir diese Gunst anzuzeigen. Ich fühlte, wie ich es mußte, diese neue mir durch Herrn von Mackenzie erzeugte Wohlthat. Ich sah mich endlich unabhängig, eines für meine Bedürfnisse mehr als zureichenden Auskommens gewiß, und, welches mir es zugleich möglich machte, die meinen Wünschen gemäßeste Lebensart mir zu wählen; man stelle sich also vor, wie sehr ich froh und dankbar dafür seyn mußte. Ich ergoß mich in Erkenntlichkeitsbezeugungen gegen meinen Wohlthäter, und muß sagen, daß sein dabey empfundenes Vergnügen eben so groß, als das meinige

war. Nie habe ich ihn heiterer gesehen, Jemand einen Dienst geleistet zu haben, als bey dieser Gelegenheit.

Sogleich nach dem Frieden führte die Frau Gräfinn von Boufflers ihr Vorhaben aus, nach England zu kommen. Sie schrieb deshalb an mich, und ich nahm die gehörigen Maaßregeln, meinen Eifer, ihr nützlich zu seyn, zu beweisen. Unter allen Dingen, von denen ich glaubte, sie müßten ihr angenehm seyn, meldete ich ihr: Mylady Locke, Schwester der Lady M. M.; würde, bey ihrer Ankunft in London, sie besuchen, und biete sich im Voraus ihr schon an, sie bey Hofe vorzustellen. Sie kam an, und ich war einer der ersten, die ihr aufwarteten. Bald fand sie so viele Freunde, und machte so interessante Bekanntschaften unter den ersten Personen des Hofes, daß die meinige ihr nicht weiter von großem Nutzen zu seyn vermochte. Ich brauche nicht zu sagen, daß sie bey Hofe sehr gut aufgenommen ward. Außerdem, daß sie sich durch so viele persönliche Vollkommenheiten auszeichnete, drängte man sich auch um sie, als um einen Gegenstand der Neugierde und Verwunderung, aus dem Grunde, daß (wie bemerkt worden) seit hundert Jahren (Gemahlinnen der Gesandten etwa und die bekannte Herzoginn von Ro-

ſärin abgerechnet, die ſich auch einſt hier, aber auf Reiſe, aufgehalten) ſie die erſte franzöſiſche Dame von Stande wäre, die als Reiſende zum Beſuch nach England gekommen ſey.

Unterdeſſen wünſchte Herr Pitt in Turin lebhaft, um ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, nach England zurückzukommen. Er ſchrieb mir darüber, und bat mich, ich möchte mich dahin begeben, damit er, wenn ich erſt dort wäre, deſto leichter Erlaubniß erhielte, ſich von ſeinen Geſchäften zu entfernen, die er mir unterdeſſen zu beſorgen anvertrauen könnte. Ich kannte keinen angenehmern Wunſch. Wie ſehr ich auch Herrn von Mackenzie erzürnt war, zog mich doch meine Neigung nach Turin heftig zurück; überdieß gefiel mir die Lage, in der ich mich alsdann daſelbſt befinden würde, mehr als das ruhige, aber glanzloſe, Leben, welches ich in London führte. Bey alle dem wagte ich es nicht, die Annahme des Vorſchlags Hrn. v. Mackenzie ſelbſt anzukündigen, und ſchrieb alſo an Herrn Pitt, dem jener nichts verweigern konnte, daß er es ſich von ihm für mich ausbitten möchte. Herr Pitt that es, und Hr. von Mackenzie meldete es mir als eine Sache, worüber er mir zwar freye Hand ließe, aber doch dächte, daß ich ſie ablehnen würde. Es befrem-

bete ihn, ſich darüber geirrt zu haben; als er aber ſah, daß ich dabey blieb, willigte er, wiewohl ungern, ein, mich abreiſen zu laſſen. Während ich mich hierzu anſchickte, trug er mir ein paar andere, ſeiner Meynung nach, mir zuträglichere Ausſichten vor: die eine davon war, den Lord Hertford, der im Begriff ſtand, als Ambaſſadeur nach Paris zu gehen, zu begleiten, womit die Ausſicht verknüpft geweſen wäre, bald nach dem Ritter Burnbury, den man nicht langer mehr an der Stelle laſſen wollte, zum Geſandtſchaftsſecretair daſelbſt ernennt zu werden; und die andere die, nach Irland mit dem zum Vicekönig dort ernannten Herzoge von Northumberland zu gehen. Er hatte mich dieſen beyden Herren empfohlen, und ich beſuchte ſie auf ihr Verlangen; allein ich war ſo begierig, wieder in die Lage zu kommen, die mir einſt ſo angenehm geſchienen hatte, daß ich auf keinen dieſer Vorſchläge hören wollte. Ich verließ alſo Hrn. A. Mackenzie, jedoch nicht, ohne bey dieſer Trennung heiße Thränen zu vergießen.

Ich gelangte nach Frankreich, ohne daß mir irgend etwas Merkwürdiges aufgeſtoßen wäre, ein paniſches Schrecken ausgenommen, das ich auf der Heerſtraße von London nach Dover empfuhr. Die Wege waren damals durch Räuber

ſehr unſicher, an denen es in England zwar in Friedenszeiten auch nicht mangelt, aber die noch viel häufiger unmittelbar nach einem Kriege und zur Zeit allgemeiner Verabſchiedung der Truppen ihr Handwerk treiben. Gerade aus dem verdächtigſten Orte der Straße ſprang ein Mann zu Pferde, deſſen Geſicht mir nichts Gutes anzukündigen ſchien, querfeld, in ſtarkem Galopp, auf meine Chaiſe an, und heißt dem Fuhrmann halten. Da eine ſolche Begrüßung gewöhnlicherweiſe das Präludium des Beraubens zu ſeyn pflegt, hatte ich ſchon die Hand an meinem Beutel, ihn dem Schnapphahn zu überliefern, (weitere Gefahr läuft man in dieſem Lande doch nicht, als ſein Geld zu verlieren,) aber der Mann zu Pferde nahm höflichſt ſeinen Hut ab und ſagte mir: der General Crawford, der eine Meile von da auf ſeinem Landhauſe ſich den Sommer über aufhielt, habe erfahren, ich würde hier vorbey kommen, und ließe mich daher einladen, das Mittagsmahl bey ihm einzunehmen. Dieß Quidproquo war mir natürlicherweiſe nicht leid; ich ließ alſo nach des Generals Gute ablenken. Wir lachten zuſammen über meine ausgeſtandene Furcht, und er erzählte mir bey dieſer Gelegenheit einen ziemlich luſtigen Vorfall mit einem Herrn ſeiner Bekanntſchaft, der, wie ich befürchtet hatte es zu

werden, ſo auf der Heerſtraße beraubt worden wäre.

Dieſer Herr, ein Mylord D**, ſagte er, iſt ein ſehr gebieteriſcher rauher Mann, und dabey zugleich taub. Eines Tags, als er, auf einer Reiſe, in ſeiner Poſtchaiſe ſchlief, ward er von einem Räuber zu Pferde angehalten, der ihn aufweckte. „Was verlangen Sie von mir, mein „Herr," ſagte er zu ihm, nicht wenig ergrimmt aufſtehend. — „Geld! Mylord!" — „Wie? „Geld? Du biſt alſo ein Räuber? Sehe mir „doch einer einmal den Schurken, der mich im „Schlafe zu ſtören ſich unterſteht!" — „Ge„ſchwind! geſchwind!" erwiederte ihm der andere, „ich habe nicht lange Zeit, mich aufzuhalten, „heraus mit Ihrem Beutel!" — „Mit meinem „Beutel?" ſagte Mylord — „nun! den geb' ich „dir nicht. Du treibſt mir da wahrhaftig ein „ſchönes Handwerk!" — Indem er es ſagte, zog er eine wohlgeſpickte Börſe heraus, grif langſam mit den zwey Vorderfingern hinein, nahm zwey oder drey Guineen heraus, und reichte ſie dem Buſchklepper mit den Worten: „Da! das „iſt tauſend genug für ſo einen Schuft, wie du, „den ich nächſtens noch werde hängen ſehen." — Der Räuber wollte bey der Kaltblütigkeit des Lords vor Ungeduld aus der Haut fahren; die

sie aber steckte den Beutel wieder ein, immer mit den Worten: Schurke und Hundsvott, der bald gehangen werden wird, um sich wersteb; und dadurch erhielt er ihn so in Respect, daß jener nicht darauf zu bestehen wagte, den ganzen Beutel zu verlangen, trotz des Gewichts, das ihm eine in der Hand hingehaltene Pistole gab. Der Name dieses Räubers war Bunter. — Er wurde auch wirklich einige Zeit nachher (1778) gehangen, und man bedauerte ihn, weil er verschiedene Züge von Menschlichkeit bewiesen hatte, die jedoch bey den englischen Straßenräubern nichts ganz Seltenes sind. Man erzählte unter andern von ihm: er habe einmal auf einem seiner Züge ein Frauenzimmer getroffen, die ganz abgehärmt und verweint ausgesehen. Von Mitleid gerührt, hielt er an und fragte sie, was ihr fehlte? Sie sagte ihm, ohne zu wissen, wer er sey: in ein Haus, das sie ihm mit dem Finger zeigte, wäre vor ein paar Stunden ein Gläubiger, von einem Gerichtsbedienten begleitet, gekommen, ihren Mann für eine Schuld von dreyßig Guineen ins Gefängniß zu schleppen. Sogleich gab ihr Bunter die dreyßig Guineen, und sagte zu ihr, sie solle nun hingehen, die Schuld damit zu bezahlen. Sie that es, und überhäufte den braven Gentlemann mit

tausend Segenswünschen. Dieser lauerte eine Zeitlang, bis er den Gläubiger aus dem Hause herauskommen sah, machte sich darauf an ihn, und nahm ihm seine dreyßig Guineen, nebst dem was er sonst noch bey sich haben mochte, wieder ab.

Ich habe noch verschiedene andere Personen gekannt, die so in England beraubt worden sind, obgleich mich nie ein solches Ereigniß getroffen hat. Jedermann spricht sogar mit Rühmen von den „Egards“, die diese Herren bey ihren Plünderungen der Reisenden beobachten. Manchmal geben sie dem Beraubten so viel wieder heraus, als er nöthig hat, seine weitere Reise zu bestreiten; andere, noch galanter, wenn sie Fuhrwerken begegnen, in denen Männer und Frauenzimmer zugleich sich befinden, nehmen nur jenen das Geld ab, und verlangen von den Damen allenfalls höchstens einen Kuß.

Zwey Frauenzimmer meiner Bekanntschaft, eine Mutter und ihre Tochter, kamen einmal von Dortford, und wurden auf Blackheath von einem ganz jungen sehr wohl gekleideten Menschen angehalten, der ihnen mit einer in den Wagen gerichteten Pistole ihren Beutel abforderte. Die erschrockenen Damen baten ihn, das Pistol zurückzuziehen, welches er auch gleich that, und sie

wegen

wegen des ihnen verursachten Schreckens um Verzeihung flehte; versicherte aber auch zugleich, daß ihn nur die dringendste Noth zu einer solchen Handlung habe verführen können. Er brachte diese ganze Rede mit einem so höflichen und gerührten Wesen an, daß er die beyden Frauenzimmer, da sie äußerst gutmüthig waren, ganz für sich einnahm, so, daß sie sich sogar mit ihm in ein Gespräch einließen. Eine von ihnen sagte zu ihm: Mein Herr, Sie scheinen mir sehr jung zu seyn; es ist jammerschade, daß sie ein solches Handwerk treiben. Sie setzen sich großer Gefahr dabey aus! Ach, meine Damen, antwortete er ihnen: es ist das erstemal in meinem Leben; glauben Sie mir, die schrecklichste aller Lagen zwingt mich dazu: ich hätte hundertmal lieber sterben mögen, als zu dem Auswege greifen zu müssen. — — „Ich bin so sehr von dem überzeugt, was „Sie sagen," antwortete die Mutter, „daß es „mir wahrhaftig leid thut, Ihnen nicht begegnet zu seyn, als wir nach Dartford fuhren, wo „ich vierzig Guineen ausgezahlt habe, die zu Ihren Diensten gewesen seyn würden; aber hier „ist alles Geld, was mir und meiner Tochter „noch übrig ist: ich wollte, wir hätten mehr bey „uns." — Er nahm die Goldstücke, die die Damen ihm gaben, und entfernte sich unter der in-

ſtändigſten Bitte an ſie: ihn für den ihnen gemachten Aufenthalt zu entſchuldigen. — Einige Tage darauf bekam die Mutter von ihm folgenden Brief, den ich ſo gut geſchrieben fand, daß ich glaube, meine Leſer werden mir es Dank wiſſen, wenn ich ihn ganz herſetze:

„Das Verbrechen, Madame, welches ich begangen, iſt meiner Geburt und Erziehung ſo unwürdig, und die Betrachtungen, die ich darüber bey mir angeſtellt, beſchämen mich ſo ſehr, daß ich mir ſchmeichle, Sie werden mich entſchuldigen, wenn ich Ihnen meinen Namen und meinen Stand verſchweige. Sie müſſen, Madame, aus der heftigen Gemüthsbewegung, in der ich war, als ich Ihren Wagen vorigen Sonnabend Abends angriff, gemerkt haben, daß dieſe That mein erſter Verſuch geweſen iſt. Ich zog mein Piſtol eben ſo ſehr aus Furcht zurück; das Zittern, welches mich ergriffen hatte, konnte vielleicht ein Unglück nach ſich ziehen, was von meiner Abſicht gewiß ſehr weit entfernt war, weil ich ſah, wie ſehr Sie darüber in Schrecken gerathen waren. Dieſes Gewehr war mehr gegen mich ſelbſt beſtimmt, als gegen Andere; ich führte es bey mir als einen ſichern Freund, der, wenn ich etwa verfolgt werden würde, meine letzte Zuflucht ſeyn ſollte, mich

„der Schmach öffentlicher Einziehung und Hin-
„richtung zu entreißen.“

„Nachdem ich die verzweifelte Handlung,
„Sie zu berauben, begangen, that ich, als ob
„ich mich von der Stadt entfernte; allein ich
„kehrte bald wieder dahin zurück, in der Absicht,
„mich zu verbergen, um nicht entdeckt zu wer-
„den. Da ich an dem Schlagbaume gefragt
„wurde: ob ich beraubt worden sey, gerieth ich
„in sehr lebhafte Besorgniß, Sie möchten den
„Vorfall angegeben haben, und ich nun den streng-
„sten Untersuchungen ausgesetzt seyn. Ich
„eilte also in die Stadt, und siehe! es mußte
„sich gerade so treffen, daß ich in dem Augen-
„blick durch das Thor kam, durch welches Sie
„in Ihrer Kutsche fuhren. Da mir nun in dem
„Interesse, das Sie an meinem Unglücke nah-
„men, und in der liebreichen Warnung, die Sie
„mir über die Gefahr, in welche ich mich stürz-
„te, machten, ein so außerordentlich menschliches
„und mitleidiges Herz hervorzuleuchten schien, so
„war ich fast Willens, von meinem Pferde zu
„steigen und in der Entfernung Ihrem Wagen
„nachzufolgen, die Wohnung derjenigen zu er-
„fahren, die so viel Wohlwollen und Menschlich-
„keit für einen Unglücklichen bezeigten, der sich
„desselben ganz für unwürdig erkennen muß. In-

„dem ich darüber nachdenke, wie traurig es wä-
„re, wenn ich auf eine schmachvolle Weise, um
„einer einzigen unvorsichtigen Handlung willen
„sterben müßte, zu der mich nur ein äußerstes
„Elend gebracht hatte, nehme ich mir die Frey-
„heit, diesen Brief an Sie zu richten, in der Hoff-
„nung: dieselbe Güte, die Sie bewogen hat, mein
„unglückliches Schicksal zu beklagen, werde Sie
„auch rühren, keine Untersuchung wider mich zu
„veranstalten, oder, gesetzt, mein Unglück wollte,
„daß ich ergriffen würde, nicht gegen mich zu
„zeugen.“

„Ich will Ihnen den schrecklichen Auftritt
„des Unglücks nicht vorlegen, welches mich zu
„einer schlimmen That verführt hat, und Ihnen
„nicht durch eine ausführlichere Erzählung mit den
„Begebenheiten bekannt machen, die mich zu Grunde
„gerichtet und in diesen Schlund von Noth ge-
„stürzt haben. Ich würde fürchten, daß ein so
„trauriges Gemälde Ihnen Unruhe verursachen
„und den Frieden Ihres Herzens stören möchte,
„warum ich den Himmel bitte, ihn ununterbro-
„chen Sie genießen zu lassen; nur das Einzige
„will ich hinzusetzen, daß, wenn es Ihnen mög-
„lich wäre, den schwächsten Begriff von der leb-
„haften Angst zu haben, welche die Empfindung
„meines Vergehens in mir erregt, Sie glauben

„würden, daß ich ſchon zehnfach den Tod erlit-
„ten, und Sie, falls die Verzeihung, die Sie
„mir widerfahren laſſen, eben ſo vollkommen als
„meine Reue aufrichtig iſt, geneigt ſeyn werden,
„den Schuldigen zu beklagen, wie ſehr Sie auch
„ſein Verbrechen verabſcheuen mögen.“

„Erlauben Sie, Madame, einem Tiefgebeug-
„ten, zur Bezeugung ſeiner Dankbarkeit für alle
„Güte, die Sie ſchon gegen ihn geäußert, ſich zu
„unterſchreiben Ihren gehorſamſten“ u. ſ. w.

Die Damen, welchen dieſer Vorfall begegnet war, theilten mir obigen Brief mit, und fragten mich um Rath, was ſie wohl für Mittel anwenden könnten, einem Manne im Unglücke zu Hülfe zu kommen, der durch ſeine Geſinnungen und Ausdrücke ſo ſehr das Mitleiden gefühlvoller Seelen zu verdienen ſchiene. Ich ſchrieb den Brief ab, und las ihn in einigen Geſellſchaften vor. Er that eine ſolche Wirkung, daß ich darauf hätte rechnen können, eine Summe von fünfhundert Guineen für ihn zuſammen zu bekommen, wenn es mir möglich geweſen wäre, ihn zu entdecken. Ich nahm dazu alle denkbaren Maaßregeln, und unterließ beſonders nicht, in die Zeitungen und Anſchlagezettel des Tags eine Nachricht einzurücken, die dem Jünglinge Zutrauen hätte einflößen können, ſich an mich

zu wenden; es sey nun aber, daß sie ihm nicht zu Gesichte gekommen, oder daß er doch dem Frieden nicht recht traute: genug, ich habe seitdem nie wieder von ihm reden gehört.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Duchillon besucht seinen Vater, und kommt in Turin in Streitigkeiten Herrn Dites mit seiner Gemahlinn. Seltsame Präsentation.

Ich blieb nur einige Tage in Paris, die geschicktesten Wund- und Augenärzte dieser Stadt über die noch immer fortdauernde Entzündung meiner Augen um Rath zu fragen, die mich sehr zu beunruhigen anfing. Sie konnten mir indeß blos sagen, womit mich auch die Kundigsten in London getröstet hatten: das Uebel würde nicht von Dauer seyn; doch verstand es keiner, mich davon zu befreyen.

Ich brannte vor Ungeduld, meine Eltern wieder zu sehen, und sie zu Zeugen meines Glücks zu machen. Meine Vaterstadt lag nicht an der geraden Straße nach Turin; ich machte indeß

den Umweg dahin. Ich hatte die Meinigen von meiner Ankunft benachrichtiget, und der Zufall wollte, daß zu gleicher Zeit in die Gazette de France eingerückt worden war: ich ginge nach Turin, Herrn Pitt in seiner Gesandtschaftsstelle abzulösen; so, daß ich also vor der Hausthür meines Vaters gleichsam wie in einer Art von Triumphe ankam. Ich hatte, weil ich mir wohl vorstellen konnte, wie natürlich es wäre, daß mein Besuch ihm erfreulich seyn müßte, einen Boten eine Stunde voraus geschickt, um mit einer Art von Wichtigkeit und Geräusch anzulangen, das den Begriff, den man sich von meinem Glücke machte, noch erhöhen könnte.

In Sachen der Eitelkeit ist alles verhältnißmäßig. Eine kleine Begebenheit thut in einer kleinen Stadt eben die Wirkung, wie die größte in der Hauptstadt, nur mit dem Unterschiede, daß der Lärm sich in dieser weiter verbreitet. Mein Vater und meine Mutter waren entzückt, mich zu sehen. Alle ihre Freunde und Nachbaren kamen, Theil an ihrer Freude zu nehmen, und ihnen Glück zu einem Sohne zu wünschen, der seiner Vaterstadt solche Ehre bringe; mir, der ich meine Lage besser würdigen konnte, kam sie nicht eben so glänzend vor. Indessen ließ ich mirs nicht merken, um das Vergnügen meines

Vaters nicht zu stören, der stolz auf mich that, und mich von Haus zu Haus herumführte, um mich seinen Freunden vorzustellen.

Nachdem ich bey meinen würdigen Eltern verschiedene Tage zugebracht, reiſete ich wieder ab, und kam endlich in Turin an, wo Hr. Pitt mich ungeduldig erwartete. Er stand hier eben so gut angeschrieben, als in London, und ward in der besten Gesellschaft gesucht und geliebt. Sein gefälliges Wesen und seine übrigen glänzenden Eigenschaften sicherten ihm auch mit Recht den Anspruch auf allgemeinen Beyfall.

Sehr jung noch hatte er sich mit einem der schönsten Frauenzimmer seiner Zeit vermählt, in die er damals sterblich verliebt gewesen war. Seine Liebe hatte auch einige Jahre lang gedauert, allein die Zerstreuung, in welche bald darauf beyde Eheleute sich stürzten, gab ihr einen Stoß, und eine Freundinn von Lady Pitt (ich will sie Amaranthe nennen, um ihren eigentlichen Namen zu verschweigen, weil ich nicht viel Gutes von ihr sagen kann) hatte sie vollends aus dem Herzen ihres Gatten vertrieben. Dieß hatte mit ihr mehrere Jahre zusammen in der Stadt und auf dem Lande gelebt, ohne daß sie Herrn Pitt Anfangs sonderlich in die Augen gefallen wäre; allein sein Stündlein war endlich gekommen, und

ſie wußte es ſo anzufangen, daß ſie ſeine Eroberung machte. Hiermit nicht einmal zufrieden wollte ſie ſogar in dem Hauſe die Gebieterinn ſpielen, reitzte den Mann gegen die Frau auf, und ſuchte dieſe ihren Grillen zu unterwerfen. So ſtand es zwiſchen dem Ehepaar, als Herr Pitt an den Turiner Hof geſandt ward. Seine Gattinn ſollte ihm dahin nachfolgen, allein ſie ſuchte verſchiedene Vorwände, in London zu bleiben. Herr Pitt ſchrieb mir alſo, indem er mich zu ſich herüber lud, ſie zu beſuchen und zu bewegen, nach Turin zu kommen. Nach verſchiedenen Unterredungen über dieſen Gegenſtand machte mich Lady Pitt mit ihrer Lage bekannt, und ſagte zu mir: ſie wäre zur Abreiſe bereit, aber nur unter der Bedingung, daß Amaranthe ſich anheiſchig machte, nicht in das Haus zu kommen, wenn ſie darin ſeyn würde. Ich ging alſo zu dieſer und legte es ihr ans Herz, der Wiedervereinigung der beyden Eheleute kein Hinderniß zu ſeyn. Doch jetzt nahm ſie die Maske ganz ab, und ſagte mir gerade heraus, ſie wäre zu ſehr Herrn Pitts Freundinn, um in das von der Lady Geforderte einzuwilligen; er würde nicht anders glücklich ſeyn können, als wenn er ſich von ſeiner Frau ganz trennte: es wäre alſo am beſten, daß dieß je eher je lieber geſchähe.

Dabey redete ſie Herrn Pitt's Gattinn gegen mich tauſenderley Böſes nach, welches ich aber nicht glaubte, und gab mir ſogar einen Brief zu leſen, in dem ſie gegen ihren Liebhaber ſeine Gattinn anſchwärzte. Umſonſt widerlegte ich jene Beſchuldigungen; Amaranthe gehörte zu denjenigen Perſonen, die ſich nichts, was ihrem Intereſſe zuwider läuft, beweiſen laſſen; ſie ſchickte alſo ihren Brief ab. Ich ſchrieb an Herrn Pitt, dieſe Eindrücke zu zerſtören, und ſprach, als ich nach Turin kam, noch weitläuftiger mit ihm über dieſe Materie; allein Amaranthe hatte ſich ſo ſehr ſeines Geiſtes bemächtiget, daß er keine Einrede annahm. Wir zankten uns ſogar einmal ſo ſtark bey der Gelegenheit, daß wir übereinkamen, nie über die Sache wieder mit einander zu reden. Nicht lange nach meiner Ankunft ſchickte er ſich an, nach London zurückzugehen, wo er die Scheidung von Lady Pitt in aller Form betreiben wollte; was er endlich auch wirklich ins Werk richtete.

Es war Schade; denn beyde dieſer Ehegatten waren ſehr liebenswürdig. Lady Pitt ſagte einmal zu mir mit großer Unbefangenheit: „Iſt „es nicht ſehr ſonderbar, daß mein Mann und „ich nicht zuſammen leben? Er iſt ein ſchöner „Mann, und man ſagt, daß ich nicht häßlich

„bin; er hat Verſtand, und mir fehlt es auch „nicht an Geiſt; er liebt die Welt, ich ebenfalls; „er iſt immer von einer ſich gleichbleibenden Lau„ne, und ich bin von ſanftem Charakter; er iſt „galant, ſo wie ich es auch gern ſehe, daß man „mich ſchön findet, und es mir ſagt. Ich bin „auf ihn nicht eiferſüchtig, und er findet an mei„ner Aufführung nichts auszuſetzen; gleichwohl „wollen wir uns, zum Erſtaunen aller Welt, „trennen; aber freylich wiſſen die Leute nicht, „was für Triebfedern dieſe boshafte Frau, die „ich einſt für meine Freundinn gehalten habe, „gegen mich ins Spiel geſetzt hat.“

In der That habe ich wenige Menſchen gekannt, mit denen es ſich leichter, als mit Herrn Pitt, hätte leben laſſen. Er war immer von einer heitern Fröhlichkeit, hatte viel Geiſt ohne Anmaaßung, und ein gerades aufrichtiges Herz, ſo, daß er, wenn er auch über dieſes und jenes ſich einmal irren und von Vorurtheilen hinreißen laſſen konnte, es denn doch wenigſtens immer ehrlich meinte. Da ich dieſe lobenswürdige Eigenſchaft ihm anerkennen muß, ſo habe ich mir ſelbſt niemals einen gewiſſen beynahe lächerlichen Vorfall recht erklären können, der zwiſchen ihm und mir ſich einmal zutrug. Es war folgender:

Das erſte Mal, als ich in Turin allein die Geſchäfte betrieb, war es mir begegnet, daß ich der Frau Herzoginn von Savoyen auf einmal fünf engliſche Herren vorſtellen mußte, deren barokke Namen, wenn man ſie zuſammen ausſprach, freylich eine ſehr beſondere Kakophonie bildeten. Sie hießen: Dutton, Kenrik, Melikan, Kellikan und Carmichael. Der grelle Klang dieſer, den italieniſchen Ohren ſehr auffallenden Töne erweckte einen Augenblick lang große Luſt. Einige der Hofdamen der Herzoginn ließen ſich einfallen, darüber zu lachen, baten mich heimlich, die Namen dieſer Herren aufzuſchreiben, und machten ſich nachher ein Spiel daraus, ſie den Herren am Hofe als eine Art von Solfeggio zum ſchnellen Hintereinanderſprechen aufzugeben. Ich hatte dieſen Zug Herrn Pitt erzählt, worüber er ſehr lachte. Zwey Jahre nachher, als ich nach London zurückgekehrt, aß ich bey ihm, und da er die auswärtigen Miniſter zu Tiſche hatte, erzählte er, als die Rede aufs Vorſtellen von Fremden bey Hofe fiel, unter andern auch, wie er Gelegenheit gehabt hätte, in Turin den Herren Dutton, Kenrik, Melikan, Kellikan und Carmichael dieſen Dienſt zu leiſten, welche Namen den König und den ganzen Hof beluſtigten. Ich konnte vor Erſtaunen

nicht zu mir ſelbſt kommen, ihn mit einer ſolchen Zuverſichtlichkeit in meiner Gegenwart eine Sache, als ihm begegnet, ſich zueignen zu hören, die ich ihm doch erzählt hatte. Einige der anweſenden Miniſter, welche mit mir zu gleicher Zeit in Turin geweſen waren, ſahen ſich einander dabey lächelnd an; ich ſagte indeſſen kein Wort dazu, und dieß kleine Plagium ging ungerügt durch. Auch wagte ich es nicht, ihn nachher wieder daran zu erinnern, als wir allein waren, und erſparte ihm die Beſchämung; konnte mich aber doch des Argwohns nicht enthalten, er möchte die Anekdote ſchon ſo oft erzählt und ſich zugeeignet haben, daß er ſich nachher wirklich eingebildet, er habe ſie ſelbſt erlebt. Indeſſen mußte es mir doch, da nur zwey Jahre verfloſſen waren, ſeit ſie vorgefallen war, ein wenig ſonderbar vorkommen.

Sechs und zwanzigſtes Capitel.

Der Marquis de Breille. — Der Graf Virp wird Staatsminiſter in Turin.

Ich fand Madame Martins kleinen Hof mit einer ſehr bedeutenden Perſon vermehrt. Der Marquis de Breille, von dem ich bereits geredet, verliebte ſich in ſie. Obgleich er ſchon in den Achtzigen war, beſaß er doch noch alle Lebhaftigkeit und Geiſtesfröhlichkeit eines Jünglings. Er brachte faſt alle ſeine Zeit bey Madame Martins zu, und wußte ſie beſſer, als alle jungen Leute, von denen ſie umgeben war, zu unterhalten. Jeden Morgen ſchickte er ihr einen Blumenſtrauß zu, und Mittags beſuchte er ſie. Er verließ ſie nur, um zu Hauſe zu eſſen, kam aber den Nachmittag wieder; kurz, ſie verſicherte mich, ſie zöge dieſe Anhänglichkeit eines Greiſes an ſie, wie der Marquis von Breille, deſſen einziges Beſtreben es ſchien, ihr zu gefallen, allen zärtlichen Aufmerkſamkeiten der jungen Herren vor, die nur eigentlich ſich ſelbſt in Aufwartungen bey

den Damen hofiren, und nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß ſie durchaus auf jedes Frauenzimmer einen gewaltigen Eindruck machen müſſen. Der Marquis hatte ſo lange in der beſten Geſellſchaft von Europa gelebt, daß er für das vortrefflichſte Repertorium der merkwürdigſten und beluſtigendſten Anekdoten ſeiner Zeit gelten konnte. Er wußte ſeine Geſchichtchen mit einer außerordentlichen Anmuth und Leichtigkeit wieder zu erzählen, und Madame Martins richtiger und feinfühlender Geiſt verſtand dieſes Verdienſt an ihm gehörig zu ſchätzen. Ueberdieß ſchmeichelte ihr die Ergebenheit eines Mannes, deſſen Alter der Macht ihrer Reitze eine alle andern gleichſam verdunkelnde Huldigung brachte, und ſie bediente ſich dieſes Umſtandes auch noch dazu, ihren Mann in Reſpect zu halten, der niemals einer andern Meynung, als der des Marquis de Breille, zu ſeyn wagte. Ich ſelbſt zog aus dieſen Emſigkeiten (assiduités) des Marquis bey ihr den Vortheil, daß ich ſie immer zu gewiſſen beſtimmten Stunden zu Hauſe anzutreffen hoffen, und alſo deſto häufiger ihres Umgangs genießen konnte.

Der Marquis von St. Germain, vormaliger Ambaſſadeur des Königs von Sardinien in Paris, war damals Staatsſecretair bey den aus-

wärtigen Angelegenheiten; allein er nahte ſich
mit ſtarken Schritten ſeinem Ende, und Jeder-
mann fing ſchon an, darauf zu lauern und auf-
zuforſchen, wer wohl in dieſer Stelle ſein Nach-
folger werden würde? Man nannte bisweilen
den Grafen Biry, der, nachdem er ſich das
Verdienſt, den Frieden zu negociiren, erworben
endlich vom Hofe auch erhalten hatte, daß ſein
Sohn an ſeinen Platz in London ernannt wur-
de. Er war von den Königen von Frankreich
und England aufs prächtigſte beſchenkt worden
von jenem mit einem reich mit Diamanten be-
ſetzten Bildniſſe deſſelben und prächtigen Gobe-
linstapeten; von dieſem mit einer ihm zugelegten
Penſion von zwanzigtauſend Livres jährlich, die
er auf ſeinen Gütern in Savoyen verzehrte. Un-
ter dem Vorwande ſchwächlicher Geſundheit hat-
te er es bisher immer aufgeſchoben, den Hof zu
beſuchen. Die wirkliche Urſache ſeines Zurück-
ziehens war der ihm nicht unbekannte Umſtand,
daß der Marquis von St. Germain ihn nicht
leiden konnte; auch mochte er wohl fürchten, daß
der König noch einen geheimen Zorn deswegen
auf ihn hätte, weil er, wie ſchon geſagt, durch
die von ihm angewandten, dem Monarchen da-
mals ſehr mißfälligen Mittel denſelben gleichſam
gezwungen, ihn an dem Londoner Hofe zu laſſen

Sobal

Sobald er indeſſen erfuhr, der jetzige Staatsminiſter habe nicht lange mehr zu leben, machte er ſich nach Turin auf den Weg.

Bekanntlich iſt das Leben ein Würfelſpiel, doch nicht ſo ganz, daß nicht immer der Geſchickteſte ſich die meiſten Augen zuwenden ſollte, und auf die Kunſt ſolcher Berechnungen verſtand der Graf von Viry ſich vortrefflicher, als irgend jemand. Er zeigte dieſe ſeine Kunde deutlich bey beſagter Gelegenheit, und machte ſo kleine Tagereiſen, daß er gerade in dem Augenblicke in der Hauptſtadt eintraf, wo der Miniſter, dem er nachzufolgen hoffte und wünſchte, wirklich in den letzten Zügen lag. Tags darauf begab er ſich ſogleich an den Hof, und ließ es ſein Erſtes ſeyn, dem Könige mit den prächtigen von ihm in Frankreich erhaltenen Gobelinstapeten ein Geſchenk zu machen. —

Er ſah den König in ſeinem Cabinette, blieb mehrere Male ziemlich lange mit ihm allein; zeigte ſich übrigens aber weder bey Hofe, noch anderwärts. Ich beſuchte ihn ziemlich oft, und er erkundigte ſich immer bey mir ſehr angelegentlich darnach: was man denn im Publiko über die bevorſtehende Beſetzung der Staatsſecretairſtelle ſpräche. Ich ſagte ihm wieder, was mir darüber zu Ohren gekommen ſey, und ließ mir

nicht undeutlich merken, daß man ihn mit unter die sich darum Bewerbenden zählte. Jedesmal warf er diese Idee weit von sich weg: „seine Gesundheit sey schwächlich; er stände schon mit einem Fuße in der Grube! Wie man doch so thöricht und einfältig seyn könnte, sich einzubilden, er würde sich noch ferner mit der Politik befassen und in die lärmenden Hofscenen je wieder einlassen.“ Eines Abends unter andern wandte er so viel Mühe an, mich von der Stärke dieser Gründe zu überreden, daß ich mich endlich gefangen gab, seiner Denkungsart darüber beypflichtete, und voller Bewunderung über seine Weißheit und Mäßigung mich zeigte. Ich sagte sogar zu Andern, ich wäre jetzt bereit, mit Hrn. Pitt zu wetten: Seine Excellenz würden niemals Staatssecretair werden. Das Lustigste bey der Sache war, daß der Graf gerade in dem nämlichen Augenblicke, wo er so gegen mich sich äußerte, schon seine Ernennung zu der Stelle in der Tasche hatte, und der König machte sie den Tag darauf bey seinem Lever den auswärtigen Ministern öffentlich bekannt. Man hielt sich über mich auf, und ich leugne nicht, daß mich diese Falschheit des neuen Ministers so sehr verdroß, daß ich bey mir anstand, ob ich ihn auch besuchen, und ihm mein Compliment machen sollte.

Unterdeß, da ich doch mit ihm nunmehr in Geschäften zu thun bekommen mußte, überwand ich meine Empfindlichkeit, und kann nicht umhin, mich sogar des Vorwurfs schuldig zu bekennen, daß ich seine Klugheit bey der Verstellung lobte. Solch ein Doppelwesen ist freylich nicht allemal die beste Verfahrungsweise, und kann sogar bisweilen demjenigen, der sie sich zur Regel macht, schaden; allein diesen Erfahrungssatz zu schanden zu machen, glaubte der Graf v. Wirp das Mittel gefunden zu haben, da er immer dadurch zu seinen Zwecken zu gelangen verstand. Indessen war es noch nicht ausgemacht, ob er auch bey größerer Aufrichtigkeit nicht seinen Endzweck erreicht haben würde, statt daß er jetzt, durch ein so entschiedenes Bloßgeben seines Charakters, doch sicher die Achtung und das Zutrauen derjenigen gegen sich schmälerte, die nachher mit ihm zu unterhandeln haben würden; allein dieß kam ihm nicht weiter in den Sinn. Herr Pitt reisete am Morgen nach seiner Ernennung nach London ab, und wünschte mir in einem ironischen Tone Glück, daß ich es von nun an mit einem so offenen und ehrlichen Minister zu thun haben würde.

Ich habe ihn ähnliche Listanwendung recht bis zur Kleinheit ausüben sehen. Einmal be-

trieb ich bey ihm eine Sache, die einen meiner Freunde sehr stark interessirte, worauf er zu mir sagte: ich möchte diesen zu ihm schicken, er wolle alles Mögliche thun, ihm zu dienen; auch nahm er wirklich meinen Freund ganz vortrefflich auf. Kurz nachher ließ er mich um acht Uhr Morgens zu sich rufen, und sprach mit großen Lobeserhebungen über meinen Empfohlnen unter der Betheurung: er sähe dessen Sache als seine eigene an, und ermahne mich daher eifrigst, nur weiter das Meinige zu thun, so, daß ich ihn mit höchstem Vergnügen und völliger Zufriedenheit verließ. Kaum war ich zu Hause, als mein Freund lachend zu mir ins Zimmer trat, und, indem ich mich anschickte, ihm von meiner Unterredung mit dem Minister Rechenschaft abzulegen, mich unterbrach und zu mir sagte: „Ich „habe Alles mit angehört; der Graf von Virx „hat mich schon um sieben Uhr kommen lassen, „und gewollt, ich sollte Zeuge davon seyn, wie „sehr er sich meine Sache zu Herzen nähme; er „ließ mich also hinter einen Schirm treten, „während er sich mit Ihnen besprach.“ — Unterdeß kam, trotz aller der Gewogenheit, die er für meinen Freund zu haben uns glaubhaft machen wollte, die Sache dennoch nicht zu Stande; was gleichwohl nicht hinderte, daß er sich immer

mit der Hoffnung trug, wir würden an der Ernſtlichkeit ſeiner angewandten Bemühungen nicht im Mindeſten zweifeln. Kein Menſch konnte ſich rühmen, jemals die geheimen Abſichten des Grafen von Viry errathen zu haben; auch glaubte ihm Niemand, ob er es gleich nicht an allen möglichen Winkelzügen gebrechen ließ, das Zutrauen derjenigen zu gewinnen, mit denen er zu thun hatte. Oft nahm er die Leute bey Seite, zog ſie ins Fenſtergeſimſe hin, und raunte ihnen dann Nachrichten als Geheimniſſe ins Ohr, die ſchon männiglich kund und ruchtbar waren. Antwortete ihm Jemand: die Sache, die der Graf ihm anvertraute, ſtände ſchon in der Zeitung, ſo ſagte er: „ja! aber die Zeitung iſt keine Autorität; ich bin eine!“ Einſt hielt er mich ganze drey Wochen lang in lebhafter Erwarung einer wichtigen Nachricht hin, die er mir mittheilen wollte, und die, wie er mir ſagte, mir bey meinem Hofe Ehre bringen würde. Er ließ mich zu dem Ende alle Poſttage zu ſich kommen, und ſagte mir: die Sache wäre noch nicht reif. Endlich rückte er dann, nach einem Vorſpiegeln von einer ganzen Glockenſtunde, mit ſeinem groſſen Geheimniß hervor. „Ihro Excellenz!“ erwiederte ich ihm, „ich habe ſie ſchon vor einem Mo„nate an meinen Hof geſchrieben.“ — „Gleich-

„viel!“ antwortete er mir, „ſchreiben Sie ſie „noch einmal, und ſagen Sie nur dabey, daß „Sie ſie jetzt von mir hätten.“

Noch ein anderes Mal fiel mir ſeine Verſtellung äußerſt auf. Es befanden ſich damals in Turin fünf bis ſechs junge Engländer; einer noch mehr ein Sauſewind als der andere. Keine ungebührlichen Streiche laſſen ſich gedenken, welche dieſe jungen Herren nicht Tag vor Tag ausgeführt hätten. Bald hatte der Eine einen Handwerker, der eine Schuld von ihm einzufordern gekommen war, mit einem Fußtritte aus dem Zimmer geſtoßen; bald ein Anderer einen Kutſcher von ſeinem Bocke heruntergeriſſen, weil er nicht geſchwind genug gefahren, und ſich ſtatt deſſen ſelbſt darauf geſetzt; bald ein Dritter auf dem Stadtwalle, trotz des Verbots der Schildwache, reiten wollen, und dieſe bedroht, ſie vor den Kopf zu ſchießen, wenn ſie es ihm nicht erlaubte; bald wollte endlich ein Vierter einem Soldaten auf ſeinem Poſten den Degen in den Leib rennen, weil dieſer ſich widerſetzte, ihn in die Couliſſen bey der Oper zu laſſen. Der Graf von Viry beklagte ſich über dieſe Ausſchweifungen gegen mich. Der letzte dieſer jungen Herren hatte ſich ſchon öfters ſolcher Vergehungen ſchuldig gemacht. Bey alle dem wurde dieſer junge

Wüstling zu der nämlichen Zeit zum englischen Minister an einem auswärtigen Hofe ernannt, so, daß ich ihn nun unter diesem Charakter dem Grafen von Viry vorstellen mußte. Sollte man es wohl glauben, wenn ich erzähle, daß der Graf von Viry ihm bey dieser Gelegenheit ein langes und breites Compliment machte, und kein Ende finden konnte, zu bewundern, welche Unterscheidungskraft Se. Majestät der König von England bewiesen hätten, einen jungen Mann zu der Stelle zu wählen, dessen Klugheit und vortreffliche Aufführung so allgemein bekannt wären? Der junge Engländer nahm selbst das nicht für baare Münze an, und war der erste, der beym Weggehen über die empfangenen Lobsprüche ins Fäustchen lachte, welche er zu verdienen nie gesonnen war.

Diesen Verstellungsgeist übte der Graf von Viry sogar in seinen kleinsten häuslichen Angelegenheiten; er trug keinem seiner Bedienten auch nur das geringste Gewerbe auf, wobey er ihm nicht einband, sich ja in Acht zu nehmen, daß keiner der andern etwas davon erführe. Sogar wenn ihm eine Unpäßlichkeit zustieß, mußte es wie ein Staatsgeheimniß verborgen bleiben. Man kann sagen, daß dieß geheime Wesen zuletzt gewissermaßen Ursache seines Todes mit ward. Er

bekam ein Geschwür am Beine, und ließ einen Wundarzt kommen, um es zu besorgen. Da ein paar Tage darauf ihm noch eins an dem andern Fuße ausbrach, wurde ein zweyter dazu angenommen, damit keiner wissen möchte, der Patient litte an beyden zugleich. Die dadurch veranlaßte falsche und sich widersprechende Behandlung beschleunigte sein Ende. Besser nahm sich der Vicekönig von Irland, Lord Townshend, bey einem ähnlichen Vorfalle. Dieser Herr hatte Blutwarzen an seinen beyden Beinen, von denen er sich lange durch keine ärztliche Hülfe hatte befreyen können. Zwey geschickte Kunstverständige suchten damals eben um die erste Chirurgenstelle bey der Armee an; er ließ beyde kommen, vertraute jedem von ihnen eins seiner Beine, und zwar mit Bewußtseyn beyder, an, und versprach die Stelle demjenigen von ihnen, der ihm zuerst das seiner Besorgung anvertraute Bein hergestellt haben würde. Natürlicherweise wandte nun ein jeder so viel Fleiß und Aufmerksamkeit auf die Cur, daß der Patient von Grund aus schnell geheilt und von seinem Uebel befreyt wurde. Der Vicekönig gab darauf dem einen die Stelle, und entschädigte den andern durch Geldbelohnung sehr reichlich. Um auf den Grafen von Virp noch einmal zurückzukommen, füge ich nur noch hinzu,

daß, nachdem er ſchon geſtorben war, und Jemand in ſein Haus ſchickte, nach ſeinem Befinden ſich erkundigen zu laſſen, ſein Secretair auf die Nachfrage zur Antwort gab: Se. Excellenz ſind nicht mehr am Leben, allein Sie wollen nicht, daß man es wiſſe. Selbſt der König von Sardinien ſagte bey der Gelegenheit: ſein Miniſter würde ſein Abſterben durchaus gern ein Geheimniß bleiben laſſen, wenn nur irgend eine Möglichkeit dazu da wäre.

Sieben und zwanzigſtes Capitel.

Literariſche Arbeiten. — Der Herzog von Crillon, Herzog von Savoyen. — Duchillon wird abgerufen, und nimmt Abſchied vom König von Sardinien.

Eines Tags, da ich beym Grafen von Saluce zum Beſuch war, bat mich ein zweyter Wundarzt am heil. Johannishoſpitale, wie auf mein Augenübel die Rede fiel, um Erlaubniß, es beſichtigen zu dürfen, und ich ließ es geſchehen. Er ſprach über die Urſache davon, und erbot ſich, mich binnen drey Tagen davon herzuſtellen, wenn ich mich ihm anvertrauen wollte.

Ich achtete ein solches mir als Prahlerey vorkommendes Versprechen nicht, und wollte ihn kaum anhören. Als er aber hinaus war, drang gleichwohl mein Freund, der Graf (so nannte er sich), in mich, diesen Penchieneti zu versuchen, weil, ob er gleich noch keinen großen Ruf hatte, er ihn doch für sehr geschickt in seiner Kunst hielte. Er wiederholte mir dieß einige Tage lang so oft, daß er mich endlich überredete. Ich ließ dem zu Folge Penchieneti zu mir kommen, und er überzeugte mich, daß mein Augenübel aus einer Verstopfung im Thränengange herrührte; er spritzte ihn aus, machte den Gang frey und ich wurde wirklich in drey Tagen hergestellt. Diese Cur setzte alle diejenigen in Verwunderung, die mich seit einigen Jahren so sehr leiden sahen. Der König von Sardinien selbst, der ein schwaches Gesicht besaß, hatte damals Augenschmerzen. Der Marquis d'Ormea schlug ihm, auf meine Empfehlung, Penchienetti vor, welcher dem Könige Linderung schaffte, zu seinem Wundarzt, und kurz darauf durch ihn zum Professor seiner Wissenschaft in Turin ernannt wurde. Die Geschichte meiner Krankheit ist die sehr vieler andern; große Aerzte verfehlen sehr oft die Heilung eines Uebels, weil sie die Ursache davon auf den ersten Blick zu errathen glau-

ben, und nicht Aufmerkſamkeit genug auf ihre Erforſchung verwenden; nicht ſelten hat ein anderer geſchickterer, obgleich weniger berühmter, mehr Glück: er unterſucht den Grund des Uebels und heilt es.

Der erſte Gebrauch, den ich von meinen Augen machte, war, die lange Zeit, die ich fürs Studiren verloren hatte, wieder einzuholen. Ich ging lebhafter als je daran, und kam auf den Gedanken, der Republik der Wiſſenſchaften einen wichtigen Dienſt zu leiſten, indem ich eine Ausgabe von Leibnitzens Werken veranſtaltete. Seit den funfzig Jahren, daß dieſer große Philoſoph todt war, hatten fünf bis ſechs deutſche Gelehrte ſchon ſich vorgenommen, ſeine Werke zu ſammeln; aber alle hatten die Schwierigkeiten dieſer Unternehmung zurückgeſchreckt. Ein großer Theil der kleinen Schriften deſſelben waren in allen periodiſchen Werken ſeiner Zeit zerſtreut, befanden ſich an andern Werken ſeiner Zeit angeſchloſſen, oder lagen auch noch in Handſchrift im Staube der öffentlichen Bibliotheken vergraben. Es erforderte viel Thätigkeit, Geld und Zeit, ſie zuſammenzubringen; doch hielt mich keine Schwierigkeit davon ab. Ich ließ einen Plan darüber drucken, ſchrieb an viele berühmte Gelehrte Europa's, und bat ſie um Beyträge zu

meinem Vorhaben. Ich kann ſagen, daß ich von ihnen ſehr viel Aufmunterung erhielt; von allen Seiten her ſchickte man mir nicht allein die mir mangelnden Stücke, ſondern auch viele eigenhändige Briefe meines Verfaſſers und viele unbekannte Schriftchen von ihm. Ich ordnete alles nach den Materien, machte Noten dazu und ſchrieb Vorreden. Die Sammlung wurde innerhalb Jahresfriſt vollendet, und Leibnitz erſchien in dem darauf folgenden in ſechs großen Quartbänden. Als ich dieſe Unternehmung begann, ſchrieb mir Voltaire: „Leibnitzens Schriften „ſind zerſtreut, wie die Blätter der Sybille, und „eben ſo dunkel, als die Orakel dieſer Vettel.“ — Als ich ihm aber ein vollſtändiges Exemplar des Verfaſſers, ſehr wohl gebunden, zuſchickte, war er doch etwas milder, und machte mir das Compliment: „er müſſe mich mit der Göttinn Iſis „vergleichen, die Oſiris zerſtreute Glieder geſammelt, und ſie der Anbetung ausgeſtellt hätte.“

Ich kann hier nicht unterlaſſen, eines beſondern Ungefährs und Glücksfalls, der mir bey dieſer Gelegenheit zuſtieß, zu erwähnen: Unter beynahe fünfhundert kleinen, zerſtreuten, Leibnitzens Werke ausmachenden Stücken fehlte mir ein einziges: Notitia Opticae Promotae betitelt, das eine von ihm an den berühmten Spi-

Roza gerichtete Abhandlung enthält, von dem er über einen Artikel aus der Optik um Rath befragt worden war. Alle meine Nachforschungen, diese kleine Schrift zu entdecken, waren bisher vergebens gewesen. Da ich auf meiner Rückkehr nach London durch Paris ging, sagte mir ein Freund, er habe, indem er in einigen Papierschachteln der königlichen Bibliothek etwas gesucht, in einer, mit dem Buchstaben D. beschriebenen, Papiere angetroffen, die Beziehung auf meine Familie hätten. Ich ging also auf die Bibliothek, sie nachzusehen, fand die angezeigten Papiere, und, indem ich das Portefeuille oder den Carton dem Bibliothekar (Hrn. Capperonnier) wieder zustellte, ließen wir beyde ihn von ungefähr aus der Hand fallen, so, daß alle fliegenden Blätter darin von dem Winde, der gerade in der Gallerie wehte, durcheinander flogen. Ich machte gegen Heren Capperonnier tausend Entschuldigungen, und half sie ihm wieder zusammenlesen; von ungefähr fiel mein Auge auf den Titel einer Broschüre in Quart von sechszehn Seiten, die — o Schickung! — gerade die von mir so lange gesuchte G. G. Leibnitzii Optica Promota war. Wer war vergnügter als ich? Ich brach in ein Freudengeschrey aus, und erhielt Erlaubniß, die mir so ganz unvermuthet

und wunderbar zugeführte Vorschüre mit nach Hause zu nehmen. — Da ich kein Mathematiker bin, und gleichwohl die in diese Wissenschaft einschlagenden Werke Leibnitzens den beträchtlichsten Theil der Sammlung ausmachen, so hatte ich mich entschlossen, auf das Versprechen des Herrn de la Grange, die Vorrede zu dem mathematischen Theile zu schreiben, die Ausgabe erscheinen zu lassen; allein da die Zeit dazu heran kam, entschuldigte sich dieser Gelehrte wieder mit dem Vorgeben zu häufiger anderer Arbeiten. Ich sah mich genöthigt, mich an Herrn d'Alembert zu wenden, und, da er mir diesen Dienst gleichfalls abschlug, ward ich gezwungen, mich selbst daran zu machen. Meinen Kräften nicht genug trauend, wagte ich dabey nichts, und schränkte mich lediglich darauf ein, eine historische Nachricht von den Fortschritten des Verfassers in seinen mathematischen Entdeckungen zu geben. Herr de la Grange bezeugte mir darüber viel Zufriedenheit, und Herr d'Alembert schrieb mir gleichfalls, sie sey die beste Vorrede unter allen in der Ausgabe. Diese Lobsprüche hätten mich fast dahin gebracht, künftig nur über solche Materie zu schreiben, die nicht eigentlich in den Kreis meiner Kenntnisse gehörten. Freylich ist es gewiß, daß, wenn man sich über einen

Gegenſtand öffentlich auslaſſen muß, mit dem man nicht ganz in vertrauter Bekanntſchaft ſteht, man ſich deſto mehr Mühe giebt, ihn ganz verſtehen zu lernen, und, indem man ihn ſich ſelbſt erklärt, ihn auch andern deſto verſtändlicher macht.

Noch ſchrieb ich in Turin ein Werk, deſſen Zweck dahin ging, den Alten wieder die Ehre verſchiedener Entdeckungen zurückzugeben, welche ſich die Neuern als die ihrigen zugeeignet haben; es wurde zwar mit Beyfall aufgenommen, machte mir aber Feinde. Die Philoſophen, oder vielmehr die ſich ſo nennende Klüglerzunft, glaubte darin wahrzunehmen, daß ich nicht zu den Ungläubigen gehörte, und der Umſtand reichte zu, ſie gegen mich in Harniſch zu bringen. Sie ſchlugen alſo über mich in der gelehrten Welt gleichſam Lärm, und warnten das Publikum vor meiner Lehre. Da ich indeß im Rufe ſtand, im gemeinen Leben ein ganz gutherziger Menſch zu ſeyn, und meine Orthodoxie ſich durch dieſes Werk doch noch nicht gehörig erhärtet befand, ward mir dieß gleichwohl kein Hinderniß, das Jahr darauf mit verſchiedenen von ihren Häuptern in nähere Verbindung zu kommen.

Was mir in Turin vorzüglich gefiel, war, daß man ſo häufig daſelbſt ausgezeichneten Frem-

den begegnete, die von aller Welt Enden durchreiseten, Italien zu besehen. Souveraine Fürsten, Adel aus allen Ländern, Minister, die sich aus ihren Aemtern zurückgezogen hatten, oder in Ungnade gefallen waren, junge und alte Reisende, schon berühmte Männer und andere, welche nachher berühmt geworden sind, gingen alle nach Rom über Turin. Unter dieser letzten Classe ist mir niemand merkwürdiger gewesen, als der Herzog von Crillon, der während meines letzten Aufenthalts in jener Stadt Italien besuchte. Er war schon siebzig Jahr alt, als er von Madrit, im Monat Januar 1780 dahin kam. Er ging mit der Post nach Rom, wo er einen Proceß zu beendigen hatte, und von da im Februar nach Madrit zurück sollte, den Feldzug nach der Insel Minorka anzutreten, die er auch eroberte. Nie habe ich einen Mann von gröſserer Thätigkeit, Fröhlichkeit, Artigkeit und so voll von Einfällen gekannt, als ihn. Während einer halben Stunde, in der ich ihn sah, erzählte er mir zwey oder drey Anekdoten, die eine immer lustiger, als die andere. Folgende davon kann ich nicht umhin aufzuzeichnen:

Der Herzog von Crillon war in Avignon, als der Herzog von Ormond dort starb. Da er ihn gerade in dem Augenblicke besuchte, wie

dieser

dieſer in letzten Zügen lag, ward er Zeuge von einer ganz beſondern Scene, die zwiſchen dieſem Herrn, einem Muſter außerordentlicher Höflichkeit und Umſtändlichkeit, und einem gewiſſen deutſchen Baron, der es gleichfalls in dieſer Tugend ſehr weit gebracht hatte, ſich zutrug. Der Herzog hatte ſich, als er ſich ſterbend fühlte, in einen Lehnſtuhl ſetzen laſſen, und entſchuldigte ſich ſehr dringend gegen den Baron: . . . „Bitte! bitte „ſehr, mir zu verzeihen, mein Herr, wenn ich et„wa einige Geſichter vor Ihnen ſchneiden ſollte; „aber mein Arzt ſagt mir, daß ich eben in To„deskampf eintreten werde.“ — Ach!“ antwortete der Baron: „Herr Herzog, ich bitte Sie tau„ſendmal, geniren Sie ſich um meinetwillen „nicht!“

Je länger ich in Turin blieb, deſto mehr gefiel es mir dort. Ich hatte ſehr viel Freunde, ich war in der beſten Geſellſchaft wohl aufgenommen, und bey Hofe gut gelitten. Der Herzog von Savoyen ſelbſt hatte die Güte für mich, mir zu erlauben, daß ich ihm ganz allein aufwarten durfte. Ich benutzte die mir von ihm bewieſene Gnade, dieſen Fürſten näher bewundern zu lernen, gegen den ich eine mit tiefer Ehrerbietung vermiſchte Zuneigung empfand. Seine Einſichten, ſeine Tugenden, ſeine Sanftmuth und

seine Begierde, sich Allen gefällig zu machen, die des Glücks genossen, sich ihm nähern zu dürfen, machten, daß ich in solchen Augenblicken immer bedauerte, nicht genug vom Schicksal begünstigt zu seyn, mich näher an seine Person knüpfen zu können. Er hatte alle Eigenschaften, die man nur an einem Obern zu finden wünschen mag, und wäre er nicht geboren gewesen, ein regierender Fürst zu werden, so hätte man sehnlichst verlangen können, sich an ihm einen Freund zu gewinnen *).

Der Cardinal von Lances bezeigte mir auch nicht wenige Freundschaft. Ich sah ihn oft, und die häufigen Besuche eines Ministers des Königs von England bey einem Cardinal, dessen Frömmigkeit so allgemein anerkannt war, veranlaßten, daß gesagt wurde: er arbeitete an meiner Bekehrung; da es uns doch niemals einfiel, Streitigkeiten über Religionsmaterien zum Gegenstande

*) So war dieser Fürst, ehe er auf den Thron gelangte. Man hat nachher, als er König geworden war, anders über ihn geurtheilt; nicht weil er nicht derselbe geblieben wäre, sondern weil jene Güte, welche machte, daß man ihn als Herzog von Savoyen anbetete, ihn bisweilen als König von Sardinien in Verlegenheit brachte, und mehrmals Schwierigkeiten aussetzte, welche er bey einer ähnlichen Festigkeit, wie die des Königs, seines Vaters, überwunden haben würde.

unſerer Unterhaltungen vorzunehmen. Se. Eminenz hatten ſehr viel Geiſt, Wiſſenſchaften und Menſchenkunde; dieß und ſeine Artigkeit gegen mich war mir Bewegungsgrund genug, ſeinen Umgang zu ſuchen. Da man meinen Wagen eben ſo oft vor ſeiner Thür, als vor der der Madame Martin ſah, ſo gab dieſes Gelegenheit, daß der Marquis von Caraccioli, neapolitaniſcher Geſandter in Turin, einen Umſtand, der mir bey einem dieſer Beſuche begegnete, wie es mir nachher Madame de Boufflers erzählte, ſcherzhaft genug verbildete. Einmal, als ich vor einem Buchladen ausſtieg, hatten, da mein Kutſcher ſeinen Sitz verlaſſen, die von irgend einem Umſtande ſcheu gewordenen Pferde vor meinem Wagen das Reißaus genommen, und waren endlich, nachdem ſie verſchiedene Straßen durchlaufen hatten, vor Madame Martins Hauſe ſtehen geblieben. Der Marquis hatte dieſe Begebenheit mit einem Zuſatze vermehrt und erzählt: eins von den Thieren ſey mit abgeſtreiftem Geſchirr zu Madame Martin, und das andere mit zerriſſenem zum Cardinal de Lauces hingerannt.

Unterdeſſen ſchrieb mir Herr v. Mackenzie, der mein Beſtes nie außer Acht ließ: der Herzog von Northumberland, damals Vicekönig von Ir-

land, habe ihm eine Dechaney auf dieſer Inſel für mich angeboten. Ich dankte ihm für das mir dadurch bewieſene Wohlwollen; erſuchte ihn aber ſehr, mir zu erlauben es verbitten zu dürfen, nach Irland zu gehen. Einige Zeit nachher erhielt ich einen andern Brief von ihm, worin er mir ankündigte: der Herzog beſtimmte mir, einer andern Einrichtung zu Folge, eine Priorey von zehntauſend Livres Einnahme in England, und rieth mir zugleich, herüber zu kommen und ſie in Beſitz zu nehmen. Ich dachte, die Klugheit erfordere es, dieſe gute Gelegenheit zu einem feſten Glücke nicht zu verſäumen. Ich ging alſo zum Grafen von Biry, um ihm meinen Entſchluß zu melden. Er verſprach, mir einen nicht zweifelhaften Beweis der Freundſchaft, die er jederzeit gegen mich hegte, zu geben, und ſagte endlich, nachdem er mich von einem Tage zum andern damit hingehalten, zu mir: ich möchte zum Könige gehen, um Abſchied von ihm zu nehmen; ich würde Urſache haben, darüber vergnügt zu ſeyn. Ich hoffte folglich nichts Geringeres, als ein prächtiges Portrait oder irgend ein reiches Geſchenk zu bekommen, das Herr von Biry, in der Fülle ſeiner Freundſchaft für mich, dem Könige an die Hand gegeben hätte, mir zu verehren. Ich ſtellte mich bey Hofe ein, und wurde

zu einer beſondern Audienz gelaſſen, welche drey Viertelſtunden lang dauerte. Während der Monarch ſich mit mir mit aller der Vertraulichkeit unterhielt, die ihm ſo natürlich war, zog er eine goldene Doſe hervor, von der ich mir einbildete, daß ſie ſein Portrait enthalten müſſe, und für mich beſtimmt wäre; allein er nahm nur eine Priſe Rappee daraus, und ſteckte ſie wieder in die Taſche. Eine Viertelſtunde darauf griff er in eine andere, und nun hätte ich wieder ſchwören wollen, daß aus der etwas für mich herauskommen würde. Ich ſann ſchon auf eine beredte Dankſagungsformel, als leider! nur eine Priſe ſpaniſcher Tabacks daraus genommen, ſie dann gleichfalls wieder eingeſteckt, und ich darauf mit Güte von Sr. Majeſtät verabſchiedet wurde. Nachdem der Auftritt vorbey war, kehrte ich wieder zum Grafen Viry in der feſten Meynung zurück, er würde wohl den Umſtand der Spende des Geſchenks ſich ſelbſt vorbehalten haben. Kaum aber ſah er mich in das Zimmer treten, als er mich anredete: „Nun! „mich deucht, Sie werden zufrieden ſeyn müſſen; „ich weiß, daß der König Sie drey Viertelſtun„den lang unterhalten hat: das ſind Sie mir „ſchuldig; es iſt eine Unterſcheidung, die Niemar„den an Ihrer Stelle noch widerfahren iſt.“ —

Man kann denken, daß ich mich, da ich aus dieſen Worten ſah, wie ſich alles für mich blos auf die Ehre der gehabten Audienz einſchränkte, wegbegab, ohne eben von den ſehr zweydeutigen Freundſchaftsbeweiſen des Herrn von Wiry tief durchdrungen geweſen zu ſeyn.

Acht und zwanzigſtes Capitel.

Duchillon macht die Bekanntſchaft des Herzogs von Northumberland, und geht nach Paris. — Was ihm mit einer Unbekannten widerfährt, die er im Schauſpiele antrift.

Ich nahm, nachdem ich die Sachen des Königs den Händen eines meiner Freunde überliefert, für den ich Beglaubigungsbriefe erhalten hatte, von meinen Freunden in Turin Abſchied, jedoch nicht ohne Hoffnung, ſie bald wiederzuſehn. Als ich in London angekommen war, machte ich ſogleich dem damaligen Staatsſecretair, Lord Conway, meine Aufwartung. Er erzeigte mir die Gewogenheit, mir zu ſagen, der König und ſeine Miniſter wären mit meinem Eifer zufrieden; auch beehrte mich der König mit einem unzweifelhaften Zeugniſſe ſeiner Gewogenheit, indem er mir

eine Gratification von zwölftausend Livres auszahlen ließ. Hierauf ging ich nach dem nördlichen Theile Englands, um von meiner Pfründe Besitz zu nehmen; und da ich in Newcastle Hrn. von Mackenzie angetroffen hatte, der eben aus Schottland kam, genoß ich das Vergnügen, ihn zu umarmen, und nach London zurückzukehren.

Jetzt fehlte mir zu meinem Glücke nichts weiter, als daß ich meine Wünsche einzuschränken verstanden hätte. Ich sah mich im Besitz einer größern Einnahme, als ich mir jemals Hoffnung machen konnte, besaß mächtige Freunde, liebte das Studiren, und genoß einer guten Gesundheit. Was konnte ich wohl noch weiter für Bedürfnisse haben? Herr v. Mackenzie sagte mit der Offenherzigkeit, die ich immer so sehr an ihm bewundert hatte, eines Tags zu mir: „Nun, „mein lieber **, es geht Ihnen also jetzt wohl; „mich deucht, Sie müssen mit dem Auskommen, „welches ich Ihnen zu verschaffen gesucht habe, „recht glücklich leben können. Glauben Sie mir, „schränken Sie sich darauf ein; ich will Sie „nicht mit eitlen Hoffnungen täuschen, und sage „Ihnen rund heraus, daß Sie von mir von nun „an nichts weiter zu erwarten haben. Mir liegt „ob, noch für das Glück verschiedener Andern zu

„ſorgen, die ſich in demſelben Falle, in dem Sie „waren, befinden; laſſen Sie uns aber fortfah„ren, als Freunde zuſammen zu leben. Sie „wiſſen: ich bin Ihnen ſehr gut, weil ich weiß, „daß Sie mir ergeben ſind. Mein Haus wird „Ihnen ſtets offen ſtehn, und ich ſetze Zutrauen „genug in Sie, zu glauben, daß ich mich ohne „Bedenken ſo gegen Sie ausdrücken darf.“ Was er mir hiermit ſagte, gefiel mir außerordentlich; es machte uns beyden Ehre, und ſeit den fünf und dreyßig Jahren, daß ich dieſe Worte aus ſeinem Munde gehört habe, darf ich mich wohl rühmen, ſeine gute Meynung von mir nicht einen Augenblick getäuſcht zu haben.

Leider war ich indeß des Lebens in der großen Welt doch noch nicht müde; ich kannte ſie dazu noch nicht genug, und machte mich alſo der Thorheit ſchuldig, von ihr noch mehr gekannt ſeyn zu wollen. Ich begab mich wieder, mit lebhafter Uebereilung in ihren Strudel hinein, und ſtürzte mich unvermerkt in eine Verbindung, die nachher meine Vorſätze und den mir gemachten Lebensplan gänzlich änderte.

Die Veranlaſſung hierzu ward ein Beſuch, den ich bey dem Herzoge von Northumberland abſtattete, ihm für die Pfründe, von der ich Beſitz genommen hatte, zu danken; nicht weil ich

ihm gerade dieſe Wohlthat ſchuldig geweſen wä-
re (er hatte mir die Stelle nur auf Herrn von
Mackenzie's Verwendung gegeben, ohne mich
zu kennen), ſondern weil ich den Anſtand nicht
verletzen, und nichts unterlaſſen wollte, was in
dieſem Verhältniſſe die Höflichkeit erforderte. Ue-
brigens war dieſer Herzog einer der vornehmſten
Herren Englands, welche am meiſten die Pracht
liebten; und dieß hatte ſo vielen Reitz für mich,
daß ich mich, ein wenig unvorſichtig vielleicht,
dem Wunſche überließ, ihn noch genauer kennen
zu lernen. Ich wurde von ihm mit aller mög-
lichen Höflichkeit und Leutſeligkeit, wodurch er
ſich ſo ſehr auszeichnet, aufgenommen. Er
ſprach mit mir von meinem Werke über die Ent-
deckungen der Alten. Er hatte es geleſen, mach-
te mir nicht wenige Complimente darüber, und
lud mich zur Tafel ein; kurz, er empfing mich
ſo gut, daß ich nach Verlauf weniger Zeit faſt
ſo gut bey ihm angeſchrieben ſtand, als ob ich
mein ganzes Leben mit ihm zugebracht hät-
te. Da ſpäterhin faſt meine ganze Zeit ihm und
einer Familie gewidmet ward, werde ich wohl
nicht unrecht thun, hier meine Leſer ein wenig
näher mit ihm bekannt zu machen.

Der Herzog von Northumberland war einer
der ſchönſten Männer im Königreiche; er beſaß

viel Talente, einen gebildeten Geiſt und mehr Kenntniſſe, als man gewöhnlich bey Adlichen zu ſuchen pflegt. Seine Eltern waren ſchlichte Edelleute geweſen, die ſich durch keine Verwaltung der Staatsämter eine beſondere Illuſtration erwarben. Er gelangte nur durch die Vermählung mit der Erbin des Namens und der Güter des Hauſes Percy zu dieſer hohen Sphäre, und zeigte ſich auch nachher durch ſein ganzes Betragen eines ſolchen Glücks nicht unwerth. Durch eine ſehr verſtändige Haushaltung vermehrte er ſeine Einkünfte ſo ſehr, daß ſie ſich zuletzt auf eine Million beliefen. Er ſtellte den alten Glanz der Percy's durch ſeinen Geſchmack und ſeine Prachtliebe wieder her. Das Schloß Alnwick, ehemals die Reſidenz der Grafen Northumberland, fiel, als er dieſe Beſitzung antrat, gänzlich in Trümmer. Er baute es von Grund aus wieder auf, und ſchmückte es, aus Gefälligkeit für ſeine herzogliche Gemahlinn, im gothiſchen Styl aus, obgleich dieſer ihm nicht ſonderlich gefiel. Unterdeß wußte er es mit ſo viel Geſchmack einzurichten, daß es zu einem der prunkvollſten in der Gattung geworden iſt, die man nur in Europa hat. Eben ſo verſchönerte er auch Sion, ſeinen Sommerſitz in der Nähe von London, und erſchöpfte alle Mittel der Künſte und

eines nicht gewöhnlichen Vermögens, diese beyden Wohnungen mit allen Meisterstücken des Geschmacks auszustatten, und sie ihrer Besitzer würdig zu machen. Der König erhob ihn in den Grafenstand, gab ihm den Orden vom blauen Hosenbande, ernannte ihn hierauf zum Vicekönig von Irland, und kurze Zeit darauf erhielt er den Titel eines Herzogs. In allen diesen Würden wußte er sich mit einem zu seiner Zeit beyspiellosen Aufwande zu zeigen. Er war zwar eben nicht sehr häufig großmüthig, verstand aber seine Wohlthaten, wenn er einige erzeigte, durch äußere Annehmlichkeiten so gut zu würzen, daß er dennoch für einen freygebigen Mann galt.

Seine herzogliche Gemahlinn war von der allerhöchsten Geburt; sie stammte von Carl dem Großen durch Josselin aus Löwen ab, der im Jahre 1168 Agnes Percy, die einzige Erbinn dieses Hauses, geheirathet hatte. Sie brachte ihrem Gemahle verschiedene Paireien, den Namen und das Wappen von Percy, nebst einer Million Einnahme zu. Sie war ein Frauenzimmer von edelmüthigen Empfindungen, von gutem und mitleidigem Herzen, und besonders hatte sie eine große Anhänglichkeit an ihre Freunde, die sie auf alle Weise auszuzeichnen und ihnen zu dienen sich befliß.

Dieß waren die beyden Personen, welchen ich alle meine Zeit und Aufmerksamkeit widmete, und das mit einem Eifer, den nur eine Art von Enthusiasmus einflößen kann. Die Pracht des Herzogs verblendete mich; die Höflichkeiten, womit er mich beehrte, bezauberten mich; besonders fand ich mich durch die Art und Weise, womit mich die Herzoginn auszeichnete, geschmeichelt. Da ich damals noch geschmeidigeren Geistes war, als jetzt, wandte ich alles Mögliche an, sie beyde für mich zu interessiren. Der Herzog liebte die Künste und Wissenschaften, und ich ließ mich auf alle seine Liebhabereyen ein; besprach mich mit ihm über die Gegenstände, an denen er am meisten Wohlgefallen hatte, so, daß er bald fand, er könne sich mit Niemand besser, als mit mir, unterhalten. Die Herzoginn ihrerseits liebte nichts mehr, als gewisse Geistesspiele in einem kleinen auserlesenen Zirkel von Freunden; ihre höchste Lust war es, Kupferstich-, Medaillen- und andere dergleichen Sammlungen mannigfaltiger Art zu machen. Ich gab mich damit ab, als ob ich mein ganzes Leben nichts Anderes gethan hätte. Des Abends wohnte ich ihren Gesellschaftsspielen bey, und machte mich für ihre Vergnügungen so nützlich, daß ich endlich in diesem Hause ganz wie gefesselt und angebunden war.

Dieſes Leben mit dem beſagten Ehepaare, das ich eigentlich eine unausgeſetzte Reihe von Aufmerkſamkeiten für den Herzog und ſeine Gemahlinn nennen könnte, wurde durch nichts, als eine kleine, während dieſer Zeit von mir unternommene Reiſe nach Paris unterbrochen, auf der mir eine Art von nicht ganz alltäglichem Abentheuer im Schauſpielhauſe begegnete, in welches ich ſogleich nach meiner Ankunft daſelbſt gegangen war.

Beym Eintritte in das Haus nahm ich Platz in einer der erſten Logen, die aber doch noch ziemlich dunkel war. Es befand ſich Niemand, als eine Dame mit ihrer Tochter, nebſt einer Mannsperſon darin, welche ich für den Mann der erſtern halten mußte. Alle drey ſprachen engliſch zuſammen, und theilten ſich einander ihre Meynungen und Urtheile über die Schauſpieler mit. Die Dame that einige Fragen in ziemlich ſchlechtem Franzöſiſch an mich, worauf ich engliſch antwortete, und es ſchien ihr ſehr angenehm zu ſeyn, ſich mit mir in ihrer Sprache unterhalten zu können: ſie bat mich alſo, ihr alle Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu nennen, die den Abend auftreten würden. Wir redeten auch über das engliſche Theater, bey welcher Gelegenheit ſie mich dann fragte: was ich von Garrik, von Mißtres Cibber, von Mißtres Prichard und

endlich von Mißtres Yates dächte und hielte? von der ich nun freylich gestand: ich könne ihre Mittelmäßigkeit eben nicht sehr loben. — „Und „worin bestehen denn ihre Fehler?“ fiel mir die Dame ein. — „Es mangle ihr,“ sagte ich, „an „Verständniß ihrer Rollen; sie griffe oft in den „Leidenschaften fehl, setzte sich in Zorn, wenn sie „weinen müßte und sich gerührt zeigen sollte.“ — „Ist es denn lange her, daß Sie sie gesehen ha„ben?“ sagte sie hierauf. — „Noch vorigen „Dienstag in der Rolle der Zaire.“ — „Aber „noch ein Paar andere Beyspiele, wenn ich bit„ten darf!“ — — Ich führte noch einige an. — „Und wie hätte sie denn diese Rollen spielen „sollen? — „Ich wüßte das,“ erwiederte ich, „nicht zu sagen, weil ich kein Schauspieler wäre, „aber man könnte wohl urtheilen, daß der Aus„druck einer Schauspielerinn fehlerhaft gewesen „sey, wenn man auch nicht im Stande wäre, „eine Rolle selbst gehörig darzustellen.“ — Da ich indeß sah, mit welcher Wärme diese Dame die Parthey von Mißtres Yates ergriff, war ich schon willens, meine Critik wieder zurückzunehmen, oder sie wenigstens etwas zu mildern; allein sie wiederholte mir, was ich eben behauptet hätte, und dieß reitzte mich denn auch, meine Behauptungen zu erweisen. Während der Zeit

hatte ſich der Mann uns genähert. Das junge Mädchen und er horchten dieſem Geſpräche mit der größten Aufmerkſamkeit zu, ohne jedoch Antheil daran zu nehmen. Endlich hörte das Schauſpiel auf; ich gab der Dame die Hand, ſie aus der Loge zu führen, ſah ihr, als ich Abſchied von ihr nahm, näher beym Lichte unter das Geſicht, und glaubte nun gewahr zu werden, daß die Dame, mit der ich geredet hatte, Mißtres Yates ſelbſt ſey; doch ließ ich mir dieß nicht merken, und ſchied ſo von ihr. Sie ſagte mir, ſie wohne im Hotel de Tours. Ich ging den Nachmittag darauf daſelbſt vorbey, mich zu erkundigen, wer denn die Engländer wären, die dort abſtiegen? und ſiehe! wirklich war es Niemand anders, als Herr und Mißtres Yates und ihre Tochter. Alle drey waren, wie ich, am Mittwoch von London abgegangen, und den Sonntag ſchon in Paris angekommen. Gern hätte ich ſie beſucht, aber da ich über die verzweifelte Unterredung nachdachte, konnte ich mich doch durchaus auf nichts Verbindliches weiter erinnern, das ich ihr geſagt hätte, als daß ich ihre Geſtalt ſehr gelobt, weil ein ſolches Lob oft vielem Andern durchhelfen kann. Doch hörte ich nachher, es hätte ihr ſelbſt beliebt, von dieſem ſonderbaren Zuſammentreffen zu reden, und

ſie ſoll geſagt haben: es wäre ihr niemals eine ſo gute Lection gegeben worden, als von mir. Dieſe kleine Begebenheit fiel 1766 vor, und man verſichert mich jetzt, daß die Schauſpielerinn ſich jene Unterredung ſehr gut in der Folge zu Nutze gemacht habe.

Ich beendigte ſchnell die Geſchäfte, die mich nach Paris gebracht hatten, und kehrte bald darauf nach London zurück. Dort begab ich mich wieder in meine vorige Lebensweiſe, und ließ es einen der erſten Zwecke meiner Mühe und Aufwartungen ſeyn, dem Herzog und der Herzoginn von Northumberland zu gefallen; ſo angenehm war mir, das geſtehe ich, ihre Geſellſchaft. Ich begleitete ſie auf ihren Landpartien nach Sion, und ſelten verging mir dort bey ihnen ein Tag, an dem ich nicht etwas Neues ausgeſonnen hätte, mich in dem Wohlwollen zu befeſtigen, das, wie ich ſah, dieſes hohe Ehepaar für mich äuſſerte und wirklich empfand.

Sie beſaßen zwey Kinder; ihr einer Sohn, Mylord Percy, hatte Mylord Bute's Tochter geheirathet; der zweyte, Algernon Percy, war damals nur erſt noch ſiebzehn Jahre alt. Da ich es mir vornahm, meinen Vater noch einmal zu beſuchen, ſo bat mich der Herzog von Northumberland, Mylord Algernon mitzunehmen, und

und auf dieſer Reiſe ſein Führer zu ſeyn. Er wollte, daß dieß gleichſam ein kleines Vorſpiel einer größern werden ſollte, die er mir nachher mit ihm vorzunehmen vorſchlagen würde. Anfangs ſuchte ich mich zu entſchuldigen, und nahm zur Ausflucht, daß meine Eltern nichts weniger als in glänzenden Umſtänden ſich befänden. Der Herzog meynte indeß, das wäre nur deſto beſſer, ſein Sohn ſey noch zu jung, um ſchon in die eigentliche große Welt eingeführt werden zu können; er würde alſo, wenn es mir nicht zu läſtig fiele, mir für den Dienſt, der ihm durch Erfüllung ſeines Verlangens geſchähe, ſehr verbunden ſeyn.

Während wir uns zu unſerer Abreiſe anſchickten, erzählte er mir: der König habe mir die Ehre erzeigt, gegen ihn von mir zu ſprechen; er habe meinen in Turin bewieſenen Dienſteifer gelobt, des Styls in meinen Depeſchen mit Beyfall erwähnt, und ihm geſagt: daß er mir eine gewiſſe Pfründe von zwanzigtauſend Livres Einnahme, deren Erledigung er bald hoffte, zugedacht hätte, welche frohe Nachricht mir ſchon Hr. v. Mackenzie angekündigt hatte. Ich konnte dieſe Gnade Sr. Majeſtät für mich nicht anders, als eine neue von meinem erſten Gönner zugewandte Wohlthat betrachten.

Neun und zwanzigſtes Capitel.

Duchillon reiſet mit dem Sohne des Herzogs von Northumberland nach ſeiner Vaterſtadt ab. — Sie kehren nach London zurück, wo Duchillon dem Lord Bute vorgeſtellt wird.

Mylord Algernon und ich reiſeten dann ab, mein Vaterland zu beſuchen; aber wir hielten uns nicht acht Tage lang in Paris auf. Als wir uns meinem Geburtsorte näherten, ſah ich den Bedienten des Mylords vorausreiten. Ich fragte ihn, wo er ihn hinſchicke? Er antwortete mir: er hätte ſich vorgeſtellt, es würde mir nicht unangenehm ſeyn, meinen Vater ſogleich im Augenblicke meiner Ankunft zu ſehen; er habe ihn alſo auf den Mittag einladen laſſen wollen, mit uns im Wirthshauſe zu eſſen. Dieſer Zug von Aufmerkſamkeit von einem jungen Menſchen ſeines Alters überraſchte mich, und nahm mich ſehr zu ſeinem Vortheile ein. In der ganzen Zeit, die wir zuſammen in dem Städtchen zubrachten, fielen von ſeiner Seite mehrere ähnliche

Züge vor, welche mir von ihm die Ueberzeugung gaben, daß er, außer andern guten Eigenschaften, auch ein Erbe der Artigkeit seines Vaters und der feinfühlenden Gefälligkeit seiner Mutter, ihre Freunde gern verbinden zu mögen, sey.

Dieser junge Lord war sehr liebenswürdig, eines offenen und natürlich guten Herzens, von einem merklich richtigen Verstande, und so feinem und zartem Gefühle, die Menschen leicht kennen zu lernen, daß man dieses gleichsam bey ihm als eine Art von sechstem Sinn betrachten konnte. Er unterschied Charaktere oft besser in ein paar Tagen, als manche es wohl in Jahren thun. Lebhaft und lustig dabey, haßte er zwar nicht Prunk und Glanz, schweifte aber doch nicht in der Liebe dazu aus, und wußte seinen Aufwand mit Geschmack zu verbinden. Es war eine Art von Liebhaberey bey ihm, denen, welchen er gut war, Geschenke zu machen; gegen mich äußerte er immer mit Wärme die größte Zuneigung.

Wie viele Engländer, mochte er lieber mit einigen erwählten Freunden leben, als sich in die große Gesellschaft zerstreuen; daher quartierten wir uns auch bey einem reichen Bürger des Städtchens ein, der oft die auserlesenste Gesellschaft des Orts bey sich hatte. Wir bezahlten monat-

lich funfzig Louisd'or Koſtgeld, und genoſſen dabey der Freyheit, Geſellſchaft in dem Hauſe einzuladen, ſo oft es uns gefiel. Damit wir unterdeß nicht gar zu ſehr Mißbrauch von dieſer Vergünſtigung machten, waren wir, Mylord und ich, unter uns übereingekommen, daß ein jeder wechſelsweiſe unſere Freunde und Bekannten bitte, und ich bemerkte ſehr bald, wie er, wenn die Reihe an ihm war, meinen Vater, oder ſonſt Jemand, den ich gern ſah, dazu wählte.

Wir verlebten auf dieſe Weiſe unſere Zeit in gegenſeitigem guten Vernehmen zuſammen. Ich ſah, daß mich Mylord liebte, ſo wie ich hinwieder wahre Freundſchaft gegen ihn empfand. Ich wüßte ihm keinen einzigen Fehler nachzuſagen; denn er erfüllte alle meine Hoffnungen von ſeinem Charakter. Bisher waren Hunde und Pferde die herrſchende Neigung bey ihm geweſen; dieſe vertauſchte er indeß doch bald mit einer, bey ſeinem Alter nicht zu verwundernden, Bekanntſchaft mit einem jungen Mädchen meiner Vaterſtadt, die noch in Penſion war, und der wir alle Tage auf dem Spatziergange begegneten. Sie hieß Mademoiſelle Boucherat, und war außerordentlich hübſch. Durch ihr Geſicht, ihr ganzes Weſen und ihren Gang unterſchied ſie ſich ausnehmend vor zwanzig andern

Kostgängerinnen, mit denen sie sich gewöhnlich auf dem Spaziergange einzufinden pflegte. Ich habe niemals eine junge Person sich durch ein glänzenderes Aeußere ankündigen gesehen; die schimmernde Farbe ihrer Haut schien eine Art von Licht auf alles, was sie umgab, zurückzustrahlen. Sie stach Mylord Algernon so sehr in die Augen, daß er von ihr ganz bezaubert ward, und alle mögliche Gelegenheiten nahm, sie anzutreffen; er konnte nicht aufhören, von Mademoiselle Boucherat zu reden. Immer erkundigte er sich, wo sie wohl den folgenden Tag seyn würde, und versäumte dann gewiß nicht, sich an dem Orte einzufinden. Sobald sich nur irgend eine öffentliche Lustbarkeit, ein Ball, ein Concert aufthat, war er dabey, und dann so äußerst lustig und vergnügt, ja von so lebhafter und ausgelassener Freude, daß wir alle mit einander dadurch aufgeheitert wurden.

Wir machten von hieraus auch einen kleinen Abstecher, Veret, ein prächtiges Schloß, wo sich der Herzog von Aiguillon oft aufhielt, zu besehn. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es bey diesem oder einem andern Besuche in meiner Vaterstadt war, daß ich bey besagtem Herzoge und seiner Gemahlinn zu Mittag bleiben mußte. Beym Dessert fiel das Gespräch auf Herrn Chauve-

lin; ich lobte deſſen Talent zur Poeſie, und unter andern das kleine geiſtvolle Gedicht, das er auf die ſieben Todſünden gemacht hatte, wobey ich die Herzoginn fragte: ob ſie es kennte? — „Ob ich es kenne?“ antwortete ſie mir, „o ja! ich bin unter den ſieben Sünden die Eß„luſt (gourmandise), Sie haben das an dem „guten Appetite wohl ſehen müſſen, mit dem ich „heute unſerer Mahlzeit Ehre machte.“ Bisweilen beſuchten wir auch den Prinzen von Rohan, deſſen Landſitz einige Meilen weiter lag. Mylord Algernon beluſtigte ſich dort mit der Jagd, und ich ſpatzierte unterdeß, indem ich ihn begleitete, viel in den reitzenden Gehölzen von Cambrai umher.

Als die von uns zu dieſem Aufenthalte beſtimmte Zeit vorüber war, dachten wir endlich darauf, nach England zurückzukehren, und unſern Weg durch die Normandie und Bretagne zu nehmen. Ich hatte ſagen hören: es halte ſich eine Familie, Nahmens Percy, nahe bey Vire auf. Wir gingen alſo über dieſe Stadt, um bey dieſer Familie vorzuſprechen. Es giebt verſchiedene Zweige derſelben in dieſer Provinz, deren hauptſächlichſter aber in Montchamp, drey Meilen von Vire, ſeinen Wohnſitz hat. Es iſt das nämliche Städtchen, das ein Algernon Percy, vor ſie-

benhundert Jahren verließ, als er Wilhelm den Eroberer nach England begleitete. Der Aelteste des Hauses blieb in diesem Montchamp zurück, dessen Nachkommen leben dort noch, und sind Besitzer des nämlichen Erbes, ohne es weder vermehrt, noch vermindert zu haben. Der Herr Percy, welchen wir besuchten, war über unsere Erscheinung bey ihm ein wenig verwundert. Ich sagte ihm aber: Mylord Percy käme, die seit sechs oder sieben Jahrhunderten unterbrochene Verbindung mit seinen Verwandten wieder anzuknüpfen. Dieß schmeichelte ihn auf eine sehr angenehme Weise, und er nahm uns ausserordentlich wohl auf, und gab uns alle Nachrichten, die ich über den Ursprung der Familie nur verlangen konnte. Wir setzten unsern Weg darauf durch Canu weiter fort, besuchten das Grab Wilhelm des Eroberers daselbst, und kehrten endlich nach London zurück. Mylord Algernon machte seinen Eltern die lebhaftesten Beschreibungen von dem Vergnügen, das er auf seiner Reise mit mir genossen hatte.

Bald nach meiner Ankunft machte ich eine neue Bekanntschaft mit dem Lord Bute. Er hatte zu seinem Bruder gesagt, daß er mich einmal nach Lutton mitbringen sollte. So hieß eines seiner Landhäuser, das nur dreyßig englische

Meilen von London lag, und das er kürzlich gekauft hatte, um ſich ſelbſt in der Einſamkeit dort zu leben. Sehr bald hatte er ſich ein prächtiges Schloß erbaut, welches die Geſtalt eines T hatte. Der Park deſſelben zählt anderthalb Meilen im Umfange, und iſt mit Palliſadenwerk eingehegt; auch findet man darin einen botaniſchen Garten, der dreyßig Morgen Landes einſchließt, und der dem Lord des Jahrs an Unterhaltung auf mehr als zwanzigtauſend Livres zu ſtehen kam. Mylord Bute war einer der größten Pflanzenliebhaber und Kenner des Jahrhunderts; er hat mit einer unglaublichen Sorgfalt alle ſeltenen Gewächſe des Erdbodens in ſeinem Garten geſammelt, und in dem Park obigen Schloſſes die auserleſenſten Bäume gezogen. Drittehalb Meilen lang hat er darin mit Sand und Kies ausgeſtreute Alleen anlegen laſſen, ſo, daß man bey jedem Wetter trockenes Fußes darin ſpatzieren gehen kann. Die Unterhaltung ſeines Hauſes, Parks und Gartens koſtet ihm nicht weniger, als ſechszigtauſend franzöſiſche Livres des Jahrs. Seine Bibliothek rechnete man auf dreyßigtauſend Bände; ſie macht ein Schiff von hundert und funfzig Fuß in die Länge, vierzig in die Breite und zwanzig in die Höhe aus. Es ſtößt auch ein mit mathematiſchen und aſtrono-

miſchen Inſtrumenten und einem phyſiſchen Apparat verſehenes Cabinet daran, der für einen der auserleſenſten und vollkommenſten ſeiner Art in Europa gelten kann. Dort hat Lord Bute ſeit 1766, wo er in dem Hauſe der Pairs erklärte, daß er den König nicht mehr ſähe, und ſich nicht weiter mit Staatsgeſchäften abgäbe, mehr wie Philoſoph als Weltmann gelebt, und ſich blos der Betrachtung und dem Studio der Wiſſenſchaften und Künſte gewidmet, die durch ihn immer mit einem Edelmuthe und einer Freygebigkeit ohne Gleichen aufgemuntert worden ſind. Von allen großen Herren, deren näherer Bekanntſchaft ich mich erfreute, iſt er derjenige, von dem ich die großmüthigſten Eigenſchaften rühmen muß. Er iſt edel, ohne die geringſte Oſtentation; groß in jeder ſeiner Anſichten; bieder in allen Handlungen, menſchlich, ſanft; von einnehmender Einfachheit in ſeinem Privatleben, ohne daß er ſich von der Würde ſeines Standes gleichwohl etwas vergäbe *). Mylord Bute dachte damals, ſeiner Geſundheit wegen, nach Italien zu reiſen, und wäre es nicht ſchon entſchieden geweſen, daß ich mit Mylord Algernon Percy die große Reiſe durch Europa machen ſollte, ſo glaube ich, daß ich Lord Bute begleitet hätte.

*) Dieß iſt 1776 geſchrieben.

Dreyßigſtes Capitel.

Abfahrt von London, um die Reiſe durch Europa zu machen. Luſtige Repartie des Ritters de la Barde. — Die Marquiſinn Walbey in Genua. — Florenz.

Indem ich mich jetzt mit Algernon Percy auf die große Reiſe durch Europa begebe, erkläre ich meinen Leſern, daß es meine Abſicht nicht ſey, ihnen von allen Schritten und Tritten meines Begleiteten Nachricht zu geben; ich werde ſeiner dabey gedenken oder nicht, wie es die Gelegenheit mit ſich bringen wird, weil, wenn ich auch nur als ein Mitreiſender hier betrachtet werden muß, er doch gleichwohl bey dem, was ich von unſern Ereigniſſen aufzuzeichnen habe, als eine Nebenfigur anzuſehen iſt.

Ein für allemal begnüge ich mich alſo, mit wenigen Worten zu ſagen, was ich mir, ihn ſo zu leiten, daß er ſelbſt ſich nicht geleitet zu ſeyn ſchien, zur Regel gemacht hatte, da dieß vielleicht noch andern, entweder Eltern oder Hofmeiſtern, welche junge Leute auf Reiſen zu führen haben,

nützlich werden kann. Mein Erstes war also bey dieser Führung, daß ich mir fest vornahm, mich gegen ihn in tausend gleichgültigen Dingen äußerst gefällig und nachgiebig zu erzeigen, damit er wieder desto geneigter seyn möchte, meinem Rathe im Wesentlichen und bey seltener vorfallenden wichtigeren Angelegenheiten zu folgen. Dieß fehlte denn auch nie, die erwünschte Wirkung hervorzubringen. Hatte ich ihm bisweilen einen Rath zu ertheilen, den er nicht nach seinem Geschmacke fand, wollte ich irgend ein Opfer von ihm erhalten, bey dem es doch eigentlich nur auf seinen Vortheil abgesehen war, wenn er sich in dem Augenblicke davon nicht überzeugt hielt: so hütete ich mich wohl, meinen Einfluß auf ihn ins Gedränge zu bringen; ich hatte immer entweder einen seiner Freunde oder Vertrauten in Bereitschaft, der in solchen Fällen des guten Endzwecks wegen immer meine Absichten beförderte: sein Kammerdiener, seine Lackeyen, alle seine Umgebungen waren in meinem Interesse. Sah ich Schwierigkeiten schon in der Ferne voraus, so schrieb ich über diese Punkte an seine Eltern, und ließ denn zu gehöriger Zeit von ihnen Befehle ankommen, das zu thun, was ich von ihm wünschte, als hätte ich nicht den geringsten Antheil daran. Durch die Anwendung solcher Mit-

tel haben wir beyde Zusammenreisende ganzer vier Jahre in dem allerbesten Verständnisse und der schönsten Eintracht zugebracht, ohne daß er sich auch nur aufs allerentfernteste träumen ließ, als regierte ich ihn. Wenn wir in einer großen Stadt ankamen, wo wir uns einige Zeitlang aufhalten sollten, so wurden wir zusammen dem Hofe vorgestellt: er als ein Herr von Stande, und ich als Exminister des Königs von England am Turiner Hofe. In Gemeinschaft statteten wir unsere ersten Besuche ab; hatte er an einem Orte noch keine besondern eignen Bekanntschaften gemacht, so war ihm meine Gesellschaft immer eben so lieb und angenehm, als irgend eine andere. Merkte ich, er habe sich irgendwo besonders eingenistelt, so nahm ich einen Wagen für mich. Er ging seinen Liebhabereyen nach, ich den meinigen; sie mußten natürlicherweise ein wenig von einander verschieden seyn: die seinigen waren indeß vielleicht doch nicht schlechter, als die seines Führers. Diesen Unterschied fühlten wir sehr genau; daß wir es thaten, machte eben die Harmonie unserer Verbindung aus. Kurz, wofern ich in Absicht unserer fernern Zusammenreise nicht weiter von Lord Algernon sprechen werde, erkläre ich noch einmal, daß es nicht geschieht, weil ich mich als die wichtigste Person

unſeres Zuges anſähe, ſondern nur weil ich mir vorgenommen habe, hier meine und nicht ſeine Bemerkungen aufzuzeichnen. Wir hielten uns in Paris nicht länger auf, als nöthig war, uns Kleider machen zu laſſen; und da uns ſo Manches, was wir auf unſerer erſten Reiſe in Frankreich nicht geſehen hatten, in Augenſchein zu nehmen übrig blieb, ſo gingen wir über la Rochelle, Bourdeaux, Toulouſe, Marſeille und Toulon nach Italien. Als wir durch Chatellerault kamen, fand ich meinen alten Freund, den Chevalier de la Barde, wieder, den nämlichen, von dem ich in einem obigen Capitel meiner Denkwürdigkeiten geredet habe. Er hatte ſich an eine Creolerinn verheirathet, die ihm ein anſehnliches Vermögen zugebracht, und ob er gleich durch ſein Aeußeres und ſeinen Geiſt beſtimmt zu ſeyn ſchien, eine unterſcheidende Rolle in der guten Geſellſchaft von Paris zu ſpielen, ſo hatte er ſich doch, damit er mit Niemand in Concurrenz geriethe, der an Rang und Reichthum ihm überlegen ſey, in Chatellerault häuslich niedergelaſſen. Er war ein kleiner Mann, von viel Geiſt und Feuer; ſein Witz reizte ihn oft, in Verfertigung kleiner angenehmer Geſellſchaftsliedchen zu ſchimmern, wozu er viel natürliche Anlage beſaß. Ich erinnere mich bey der Gelegenheit eines Zuges von Leb-

haftigkeit von ihm, der einen gewiſſen Zirkel ſehr beluſtigte, in dem er ſich einſt in Paris befand. Ich war zwar nicht dabey gegenwärtig, habe aber die Anekdote aus ſeiner eigenen Erzählung.

Er hatte nämlich in der Provinz ein Lied gemacht und ſelbſt in Muſik geſetzt, das dort ſehr unter die Leute gekommen war. Kurze Zeit darauf fand er, auf einer Reiſe nach Paris, daß es ſogar ſchon dort bekannt ſey. Er hörte es in einem Hauſe ſingen und fragte: ob man den Verfaſſer davon kenne? Er erhielt zur Antwort: „ja! „ein gewiſſer Gardeofficier habe es gemacht," den man ihm nannte. Unſer Ritter, ein wenig verwundert, verabredet ſich mit dem Freunde, der ihn in das Haus eingeführt, den kleinen Betrug des Officiers zu ſchanden zu machen. Sie beſuchen dieſen beyde zuſammen, und der Freund des Ritters fragt jenen ganz wie von ungefähr: ob es denn wahr ſey, daß das ſo geſungene Lied von ihm herrühre? „Allerdings, mein Herr! „aber . . . warum fragen Sie mich das?" — „Nun!" antwortet jener, „weil ich bisher in der „unrichtigen Meynung geweſen bin, daß es einer „meiner Freunde in der Provinz gemacht." — „Mein Herr! erwiedert der Officier, ſich ins Zeug werfend, „wenn Jemand wie Ich ſich für den „Verfaſſer einer ſolchen Kleinigkeit angiebt, ſo

„findet

„findet darüber wohl kein Zweifel weiter Statt.“ — Der Ritter trat darauf zwiſchen beyde, nahm das Wort und ſagte laut: „Wirklich, mein Lie„ber, Sie haben Unrecht; warum wollen Sie „nicht, daß dieſer groſſe lange Herr das Lied „gemacht habe: habe ich es doch gemacht, der „ich nur ſo ein kleines Männchen gegen ihn „bin!“

Weiter kamen wir durch la Rochelle, wo ich eine meiner Schweſtern beſuchen wollte, die ich zärtlich liebte. Nachdem wir uns einige Tage daſelbſt verweilten, beſuchten wir auch die andern obbenannten Städte. Ich hatte dem Lord Algernon viel vom Touloufiſchen Kanale erzählt, den ich freylich nie geſehen, aber von dem ich mir groſſe Vorſtellungen machte, weil ich ſo ſehr prächtige Beſchreibungen in Verſen und in Proſa davon geleſen hatte. Wir waren beyde gleich neugierig, an den Ort zu gelangen, wo wir ihn zum erſten Male erblicken würden; befanden uns aber ſchon darauf, als wir noch immer die Frage thaten, wann er angehen würde? Da man uns darauf belehrte, der groſſe Graben, auf dem wir jetzt führen, ſey dieſer weltberühmte Kanal, ſo war unſere gemeinſchaftliche Empfindung dabey die, daß wir uns einander verwundert anſahen und zu lachen anfingen. In meinem Le-

ben war ich nie mehr als hier, in hochgeſpann-
ter Erwartung einer Merkwürdigkeit getäuſcht
worden.

Wir bewunderten mit Recht die Naturſchön-
heiten der Provinz Languedoc, und beſonders frap-
pirte uns der Anblick der Montagne Françaiſe,
zehn Meilen weit von Toulouſe, ſo wie auch der
Platz Peyrou in Montpellier, von welchem man
das Meer, die Pyrenäen, die Berge der Auver-
gne und des Dauphiné (woſelbſt die Alpen an-
fangen), überſieht. Die Alterthümer von Nis-
mes und der Pont du Gard gefielen mir außer-
ordentlich; das viereckigte Haus, ein ehemals den
Cäſarn Cajus und Lucius, Söhnen des Agrippa,
gewidmeter Tempel, iſt eines der ſchönſten Stücke
des Alterthums, und vielleicht das in Europa
am beſten erhaltene Gebäude dieſer Art. Wir
gingen durch Aix, Marſeille und Toulon, und
machten dem Gouverneur dieſer letzten Stadt
unſere Aufwartung, der die Frage an uns that:
„Was wir denn eigentlich in Italien ſuchten?
„und ob nicht in Frankreich wohl noch ſchönere
„Kirchen, ſchönere Gärten und ſchönere Paläſte
„wären? Wir brauchten (meynte er) das alles
„nicht ſo weit hin in der Entfernung zu ſuchen.
— Ich begnügte mich wieder zu fragen: „Ob
„er denn in Italien geweſen wäre?“ „Nein!“

ſagte er, „er wüßte das alles ſehr gut, ohne ſich „ſo viele Mühe darum geben zu dürfen.“

Wir ſetzten unſern Weg über Nice fort, ſchickten unſere Kutſche mit einer Feluke nach Genua, und gingen über die Alpen beym Col de Tende; eine nicht weniger angenehme und bequeme Straße, als die, welche über den Mont-Cenis führt. Durch Coni traten wir ins Piemonteſiſche ein, und reiſeten, Turin vorbey, gerade durch, weil ich es mir auf unſerm Rückweg verſpart hatte, mich in dieſer Stadt, welche mir ſo manche angenehme Erinnerung darbot, etwas länger aufzuhalten.

Den Weg von Alexandrien nach Genua fand ich bis zum Bezaubern ſchön, beſonders bieten ſich einem beym Durchfahren der Bocchetta die lieblichſten und mannichfaltigſten Landſchaften dar. Von der Höhe und dem Gipfel des Bergs entdeckt man, in ſehr großer Entfernung, das mittelländiſche Meer, die Vorſtädte von Genua, als ein ſehr lachendes Thal, in deſſem Keſſel der Strom Polvecera, einer der beträchtlichſten und reißendſten, die es in Italien giebt, fortſtürzt. —

Ich hatte das Vergnügen, in Genua die Marquiſe Balby kennen zu lernen, ein Frauenzimmer von großer Schönheit, Grazie und Geiſt; ſie beſaß auch Empfindlichkeit, dieſe für ihre Beſitzer

oft so traurige Eigenschaft, welche auch besagter Dame mancherley Gram zugezogen hatte. Ich habe wenige Frauenzimmer von belebterm und interessanterm Umgange gekannt, als der ihrige war. Sie hatte sehr viel gelesen, unglücklicherweise sich vornehmlich mit den Schriften der Starkgeister des Jahrhunderts beschäftigt, und ihren Verstand nicht genug vor dem Gifte verderblicher Grundsätze bewahrt. Die Unterredungen, die ich mit ihr über diesen Gegenstand pflog, gaben zu einem Werke die Veranlassung, das ich nachher unter dem Titel: die Sturmglocke (le Tocsie) in Rom, und später auch in Paris unter dem veränderten: Appellation an den gesunden Menschenverstand, bekannt machte. Ich bestritt darin die Argumente der Ungläubigen, und theilte sie in drey Classen ab; die der Atheisten oder Materialisten, welche nur eine Substanz in der Welt zugeben, von der die Planeten, die Menschen, die Thiere und die Pflanzen nur die verschiedenen Modificationen seyen; die der Theisten, welche freylich ein höchstes Wesen einräumen, aber leugnen, es habe die Welt geschaffen und regiere sie durch seine Vorsehung, auch behaupten: Alles sterbe mit uns, und es gebe demnach keine Strafen und Belohnungen nach diesem Leben; und endlich die

eigentlich sogenannten Deisten, die zwar die Eigenschaften anerkennen, welche wir der Gottheit beylegen, die Unsterblichkeit der Seele und künftige Strafen und Belohnungen nach dem Tode zugeben, indeß aber doch jede Art Dogma und äußeren Gottesdienstes verwerfen. Ich zeigte in diesem Werke, wie leicht es sey, die Ersteren der Unfolgegerechtigkeit, des Widersinnes und der Unrichtigkeit zu überführen. Ich bewies den Zweyten, daß sie im Widerspruch mit sich selbst verfielen und sich in größere Schwierigkeiten stürzten, als diejenigen wären, denen sie zu entgehen suchten. Die Letztern betreffend, wagte ich zu behaupten: sie fürchteten sich die Wahrheit zu sehen, und schlössen die Augen über die Menge der Beweise und Gründe zu, die sie ihnen doch vielmehr öffnen, und sich vor der Verfinsterung sichern könnten, in die empörte Leidenschaften den Menschen zu stürzen drohen.

Von Genua gingen wir nach Florenz. Ich sah hier zum ersten Male den Ritter Mann, mit dem ich seit acht Jahren, ohne ihn persönlich zu kennen, in Briefwechsel gestanden hatte. Ich brauche nicht zu sagen, daß sich die Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten für Landesleute und für Fremde überhaupt nicht weiter treiben lassen, als es dieser Vortreffliche zu thun pflegte.

Sein Haus war das angenehmste Stelldichein aller guten Gesellschaft von Florenz. Besonders war bey ihm für einen auserlesenen Tisch gesorgt. Er bewirthete seine Gäste mit der äußersten Aufmerksamkeit. Lady Anna Pitt sagte einmal, als Jemand darüber klagte: „man könne nicht zweymal hinter einander bey dem Alten Mann essen, ohne sich übel darauf zu befinden: To be sure, Sir Horace Mann's table „is a provoking table. (Ja, gewiß! Sir Horace Mann's Tafel ist eine sehr herausfordernde."

Auch sah ich in Florenz Mylord Cowper, der seit zehn Jahren schon seine Koffer gepackt gehabt hatte, um nach London zurückzukehren, aber in den Banden der Marquise Corsi zurückgehalten, sich von ihnen nicht losmachen konnte. Zehn Jahre nachher fand ich ihn wieder in Florenz, aber wieder in andere Liebesstricke verwikkelt. Er hatte ein englisches Fräulein von sehr vielen Talenten und Reitzen geheirathet, die die Großherzoginn eben so gütig aufnahm, als der Großherzog ihren Gemahl. Um ihn zum längern Aufenthalte daselbst zu bewegen, bezeigte dieser ihm unendliche Freundschaft, und hatte ihn in den Reichsfürstenstand erhoben. Mylord Cowper war ein sehr angenehmer, sanfter und höf-

licher Mann; er fand viel Geſchmack an Wiſſenſchaften und Künſten, die er mit einer eines regierenden Herrn würdigen Prachtliebe und Freygebigkeit aufmunterte.

Ein und dreyßigſtes Capitel.

Rom. — Zeitvertreib daſelbſt. — Der Graf Schuwalof. — Project zu neuem Vertrage mit dem Papſte.

Endlich langten wir in Rom an, dem Ziele meiner Wünſche, das ich aber ſehr unter dem Begriffe fand, den ich mir davon gemacht hatte, ſo viel es auch ſonſt von dem, was man ſich davon verſpricht, erfüllt. Der Geſchmack und die Pracht der Kirchen und der Paläſte übertreffen bey Weitem alles, was man davon ſagen kann. Ich will daher über dieſen Gegenſtand ſchweigen, überdieß bedürfte es eines ganzen Bandes, die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt zu beſchreiben, und mein Plan bringt es nicht mit ſich, mich zu lange an einem Orte aufzuhalten. Ich bemühte mich alles Sehenswerthe dieſer Hauptſtadt der alten Welt in Augenſchein zu nehmen,

Sein Haus war das angenehmſte Stelldichein aller guten Geſellſchaft von Florenz. Beſonders war bey ihm für einen auserleſenen Tiſch geſorgt. Er bewirthete ſeine Gäſte mit der äußerſten Aufmerkſamkeit. Lady Anna Pitt ſagte einmal, als Jemand darüber klagte: „man könne nicht zweymal hinter einander bey dem Alten Mann eſſen, ohne ſich übel darauf zu befinden: To be sure, Sir Horace Man's table is a provoking table. (Ja, gewiß! Sir Horace Mann's Tafel iſt eine ſehr herausfordernde.“

Auch ſah ich in Florenz Mylord Cowper, der ſeit zehn Jahren ſchon ſeine Koffer gepackt gehabt hatte, um nach London zurückzukehren, aber in den Banden der Marquiſe Corſi zurückgehalten, ſich von ihnen nicht losmachen konnte. Zehn Jahre nachher fand ich ihn wieder in Florenz, aber wieder in andere Liebesſtricke verwickelt. Er hatte ein engliſches Fräulein von ſehr vielen Talenten und Reitzen geheirathet, die die Großherzoginn eben ſo gütig aufnahm, als den Großherzog ihren Gemahl. Um ihn zum längern Aufenthalte daſelbſt zu bewegen, bezeigte dieſer ihm unendliche Freundſchaft, und hatte ihn in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Mylord Cowper war ein ſehr angenehmer, ſanfter und höf-

ſicher Mann; er fand viel Geſchmack an Wiſſenſchaften und Künſten, die er mit einer einer regierenden Herrn würdigen Prachtliebe und Freygebigkeit aufmunterte.

Ein und dreyßigſtes Capitel.

— Projecte zu neuem Vertrage mit dem Papſte.

Endlich langten wir in Rom an, dem Ziele meiner Wünſche, das ich aber ſehr unter dem Begriffe fand, den ich mir davon gemacht hatte, ſo viel es auch ſonſt von dem, was man ſich davon verſpricht, erfüllt. Der Geſchmack und die Pracht der Kirchen und der Palläſte übertreffen bey Weitem alles, was man davon ſagen kann. Ich will daher über dieſen Gegenſtand ſchweigen, überdieß bedürfte es eines ganzen Bandes, die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt zu beſchreiben, und mein Plan bringt es nicht mit ſich, mich zu lange an einem Orte aufzuhalten. Ich bemühte mich alles Sehenswerthe dieſer Hauptſtadt der alten Welt in Augenſchein zu nehmen,

ersäumte aber doch auch nicht, mich mit den von mir immer vorgezogenen Annehmlichkeiten der Gesellschaft bekannt zu machen. Diejenigen, die behauptet haben, es sey schwer, hier solche aufzufinden, die Reitz für den Reisenden hätten, haben sich darin entweder nicht wollen oder nicht können einführen lassen, sonst würden sie von dem Irrthume überzeugt worden seyn. Es giebt in allen grossen Städten, und besonders auch in Rom, Zirkel, die jeden Geschmack, welcher Art er auch sey, befriedigen können. Man trifft dort, wie bey andern Höfen, ein zahlreiches Corps diplomatique an, welches Fremden sehr viele Unterhaltung gewährt; nicht wenige Häuser, die des Abends regelmässige Gesellschaft halten, in der man das Vergnügen der Unterredung geniesst, oder, wenn man will, spielt; viel Männer und Frauen von Geist und einem angenehmen, sehr verbindlichen Adel. Nichts ist lächerlicher, als in einem Lande sich etwa darüber zu beklagen, daß nicht alle Sprachen darin gesprochen werden. Ein Deutscher, ein Engländer, ein Franzose, der Italien bereisen will, hat leichter Italienisch gelernt, als ein Italiener umgekehrt seine Sprache. Freylich wird das Französische an den Höfen Europa's häufig genug gesprochen; allein in Rom, wo es keinen eigentlichen giebt,

verſtehen es nur ſehr wenige Perſonen, und diejenigen, die es verſtehen, fragen nicht viel darnach, es zu reden; überdieß iſt dazu in einem Zirkeln keine Möglichkeit, weil immer Leute darunter ſind, die es nicht verſtehen, und es daher eine Unhöflichkeit ſeyn würde, ſich hierüber Emancipationen zu geſtatten. Es ſey mithin Fremden, und beſonders den Engländern, die es ſich immer ſehr übel merken laſſen, daß man in Italien vor ihnen Italieniſch ſpricht, anzurathen, ſich ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und, falls ſie ſich vergnügen und wohl aufgenommen ſeyn wollen, die gehörigen Maaßregeln zu ergreifen, dieſer Vortheile auch theilhaftig zu werden.

Die Häuſer, welche ich in Rom am häufigſten beſuchte, waren die des Cardinals Alexander Albani, der Herzoginn von Bracciano, der Marquiſinn Boccapaduli, und der Signore Maria Pizzelli. Der Cardinal Albani iſt in Europa als ein Orakel des guten Geſchmacks zu bekannt geweſen, als meiner Lobſprüche zu bedürfen. Er hatte viel Geiſt und Feuer, war höchſt wohlwollend gegen ſeine Freunde, und hat, während der funfzig Jahre ſeines Cardinalats, genugſam Gelegenheit gehabt, ſeine Prachtliebe und Talente glänzen zu laſſen. Die

Herzoginn von Bracciano galt für eine Dame vom ersten Verdienste, großen Kenntnissen, reifem Verstande, einem seltenen Edelmuthe der Empfindungen und äußerst feinem Betragen. Die Marquise Bonapaduli war sehr einschmeichelnd, geistvoll und lustiger Gemüthsart dabey; sie gab stets Rath zu mannichfaltigen und angenehmen Unterhaltungen. Was die Signora Maria Pizzelli betrifft, so muß ich auch von ihr sehr liebenswürdige und schöne Eigenschaften rühmen, wie man sie nur immer von einer Frau, die man lieben möchte, zu finden sich wünschen kann: gebildeten Geist, gesunde Vernunft, Geschmack, Sanftmuth, Bescheidenheit und Herzensgüte waren Vorzüge an ihr, die dabey durch eine höchst interessante Gestalt und ein äußerst einnehmendes Wesen erhöht wurden. Sie soll bis ans Ende ihres Lebens ihre alten Freundt ihr getreu bleiben sehn: ein Umstand, der allein schon vielleicht hinreicht, die beste Meynung von ihr einzuflößen. In ihrem Hause trif man die merkwürdigsten Köpfe von Rom an, und untersuchte Gegenstände mannichfaltigster Gattung ohne Ziererey und mit einer Duldsamkeit, der Wirthinn würdig, die diese Gesellschaft bey sich versammelte.

Unter den vornehmen, ſich in Rom durch ihren Aufwand auszeichnenden Fremden war der Graf von ** der hervorſtechendſte. Er war erklärter Liebhaber einer großen Fürſtinn Nordens geweſen, und während der ganzen Zeit, daß ſeine Gunſt dauerte, hatte er ſich höflich und verbindlich gegen jedermann bezeigt, und ſich mit ſolcher Mäßigung der Vortheile ſeiner Lage bedient, daß er weit entfernt war, als jene Fürſtinn ſtarb, reich zu ſeyn. Unterdeß ſah er ſich doch, gleich nach Anfang der neuen Regierung in dem Lande, von ſeinen Freunden vernachläſſigt, und von der ** übel angeſehen. Unruhig über ſein Schickſal wandte er ſich an Herrn von B** (Bretenil), franzöſiſchen Ambaſſadeur an jenem Hofe, dem er während der vorhergehenden Regierung weſentliche Dienſte geleiſtet, mit der Bitte, über ihn mit ſeiner Souvereine zu reden, und ihn in ſeiner Furcht zu beruhigen. Herr von B** übernahm es mit Vergnügen, ihm zu dienen. Er verlangte eine Audienz, erhielt ſie, und ſprach mit allem Intereſſe eines wahren Freundes von dem Grafen **. Man ſchien ihn mit Unwillen anzuhören. Als er geendigt hatte, ſagte die ** zu ihm: „Mein Herr Ambaſſadeur, „Sie ſcheinen der Freund des Grafen zu ſeyn; „rathen Sie ihm alſo, ſich aufs baldigſte zu ent-

„fernen: denn der Schritt, den er durch Sie ſich
„zu thun unterſteht, erweckt eine Empfindlichkeit
„in mir, die ſchon zu erlöſchen begann; noch
„einmal, ſage ich Ihnen, rathen Sie ihm, lieber
„heute als morgen abzureiſen, denn ich ſtehe Ih-
„nen nicht dafür, daß ich ihm nicht mein Miß-
„vergnügen empfinden laſſen dürfte.“ Der Am-
baſſadeur wurde betroffen, und wollte noch einige
Worte hinzufügen, ſeinen Freund zu vertreten;
allein die Fürſtinn that ihm Einhalt: „Warten
„Sie einen Augenblick, Sie ſollen ſelbſt ſehen,
„ob ich nicht guten Grund zu meinem Unwillen
„habe.“ Sie ging darauf in ihr Cabinet, und
kam einige Zeit nachher mit ein paar Briefen
heraus, die ihr der Graf ** geſchrieben hatte,
als ſie noch ſehr weit von der Hoffnung entfernt
war, den Thron zu beſteigen, und von demjeni-
gen, deſſen Nachfolgerinn ſie darauf ward, mit
Härte behandelt wurde. Der Graf hatte ihr in
dieſen Briefen angeboten, ihr zu einer beſſern Be-
gegnung zu verhelfen, aber einen ihre Würde
kränkenden Preis auf dieſe Verwendung geſetzt.
Ihr Stolz war durch dieſen Antrag beleidigt
worden, ſie hatte ihn mehr wie eine erzeigte De-
müthigung aufgenommen, als eine ihren Reitzen
dargebrachte Huldigung darin zu finden. Mit
alledem ſchärfte ſie es dem Ambaſſadeur ein, dem

Grafen nichts von dem, was ſie ihm darüber anvertraute, wieder zu ſagen, und nur zu bewirken, daß er augenblicklich abreiſe. Der Ambaſſadeur hielt alſo reinen Mund darüber, und verſprach dem Grafen nur, ihn, wenn er ihn jemals wo anders wieder ſehen ſollte, über die wahre Urſache ſeiner Ungnade die Augen zu öffnen. Als der Baron von B** nachmals Ambaſſadeur in Neapel ward, traf er den Grafen ** daſelbſt an, und hielt ſein Wort. Dieſer hatte ſich niemals eine ſolche Wirkung ſeiner Briefe träumen laſſen, und zitterte über die Gefahr, der er ſich ausgeſetzt hatte. Unterdeſſen fand er nachher doch Mittel, ſich während ſeines Aufenthalts in Italien der ** nothwendig zu machen. Sie bediente ſich ſeiner, die ſchöne Sammlung von Gemälden, Statuen und Alterthümern zuſammenzubringen, mit denen ſie ihren Sommerpallaſt ausgeſchmückt hatte. Er erhielt endlich die Erlaubniß, in ſein Vaterland zurückzukehren, und gelangte wieder zu dem Glücke, von ſeiner Souveraine zu Gnaden aufgenommen zu werden.

Während er ſeine Zeit in Rom zubrachte, bewohnte er ein auf den Trümmern von Auguſts Grabe erbautes Haus, deſſen Mauern die Terraſſe ſeiner Zimmer ausmachten. Er bewirthete

darin häufig vornehme Fremde, und ließ bey ſich oft ſchöne Concerte aufführen. Eines Tages, als ich mich mit mehreren Engländern bey ihm befand, konnte ich nicht umhin, Betrachtungen über den ungeheuern Unterſchied anzuſtellen, den ſiebzehn Jahrhunderte an dieſem Orte hervorgebracht haben. Man ſah einen Mann, der aus einem Reiche war, von dem die Römer damals nicht den geringſten Begriff hatten, und das ſie, wie alle gegen Norden gelegene Länder, unter dem Namen: Hyperboräer begriffen, auf dem Grabe des Neffen Julius Cäſars Concerte von trefflicher Muſik den Bewohnern Brittanniens geben; auch eines Landes, das man damals noch nicht anders, als eine von Wilden bewohnte Inſel kannte, die nackend einhergingen, und ſich den Leib bemahlten, wie die Horden Amerika's es jezt noch thun; deshalb ſie denn auch Picten genannt wurden.

Den Cardinal Alexander fand man jeden Abend zu Hauſe; er machte dann ſeine Partie Minchiati mit drey oder vier ſeiner Vertrauten. Die Gräfinn Cherofini, ſeine alte Freundinn, damals ſchon bejahrt und ſchwächlich, ſpielte in dem Hauſe dieſes Cardinals nur noch eine halbe Rolle, und genoß blos noch eines Schattens von dem Anſehen, mit dem ſie vorher darin

geherrſcht hatte. Nach geendigter Partie liebte der Cardinal das Geſpräch, und befand ſich ein Engländer in dem Zimmer, ſo pflegte er ihn wohl zu rufen und zu bitten, ſich neben ihn auf das Sopha zu ſetzen. Die Franzoſen konnte er nicht ausſtehen. Einmal, als der Prinz Camille Rohan eben die Geſellſchaft verlaſſen hatte, fragte ich ihn: was er über ihn dächte — „nun!“ antwortete er, „für einen Franzoſen finde „ich ihn gut genug!“ Ein anderes Mal ſprach ich mit Sr. Eminenz über die Ausgedehntheit der Macht des Bourbonſchen Hauſes, und rechnete ihm alle Beſitzungen her, auf deſſen Thronen man daſſelbe ſähe: Bourbons in Frankreich, Bourbons in Madrid, Bourbons in Neapel, Bourbons in Parma — „Freylich,“ fiel er mit einer Art von Ungeduld mir in die Rede: „Vogliono imborbonar „tutto il genere humano!“ *)

*) Il comptent embourbonner (embourber) tolit le genre humain. — Bey dieſem Wortſpiele fällt dem Ueberſetzer ganz natürlich der treffliche Einfall des ältern Grafen Stolberg ein, mit dem er einen der Fröſche aus der homeriſchen Batrachomyomachie, der ſich rühmt, ein Peleide zu ſeyn, (auch ein Wortſpiel: Πάτερ, der Vater Achills, und πηλός, Sumpf, Schlamm,) ſich den Bourboniden nennen läßt; und ſo den Koth und eine vornehme, in der neuern Welt eben ſo wie die

Dahingegen ſagte er immer: „unſere gu„ten Freunde, die Engländer! und unterhielt mich oft von einer Lieblingsidee, die er auszuführen und ins Werk zu ſetzen wünſchte, nämlich: eine Verbindung zwiſchen dem Hofe von London und dem römiſchen zu veranſtalten, wodurch den Engländern im Kirchenſtaate Handlungsvorzüge eingeräumt werden ſollten; dafür ſie dann unter dem Vorwande, dieſen Handel zu begünſtigen, den römiſchen Hof gegen die Beleidigungen ſeiner Feinde ſchützen würden. Dieß war im Jahre 1768, als der König von Neapel von der einen, und der Herzog von Parma von der andern Seite Truppen in das päpſtliche Gebiet hatten einrücken laſſen, und Sr. Heiligkeit in ſehr lebhafter Unruhe darüber waren. Ich ergriff die Kugel im Fluge, und ſetzte einen Plan auf, den ich dem Cardinal mittheilte. Er billigte ihn ſehr: ich führte den Gedanken noch weiter aus, und zog darüber verſchiedene aufgeklärte Perſonen, beſonders den damals nach Rom gekommenen Cardinal de Lances, zu Rathe; allein als der Papſt Rezzonico bald nachher unvermutheterweiſe ſtarb, ließ ich meinen Entwurf

der Peleiden in der alten griechiſchen, berühmte Familie vereinigte.

wurf in den Händen des Cardinals de Lances, damit er ihn von dem neuzuwählenden Papſte genehmigen laſſen möchte. Er wollte dieß zu ſeinem Geſchäfte machen, auch ließ er es eine der nächſten Sachen ſeyn, die er Ganganelli, Clemens XIV., vorlegte, ſobald dieſer zum heiligen Stuhle ernannt worden war. Als ich ein halbes Jahr nachher nach Turin kam, ſah ich den Cardinal de Lances dort, welcher mir ſagte: der Papſt hätte meinen Plan ſehr gebilliget, ihm aufgetragen, mich zu umarmen, und verlangt, er ſollte mich bitten, in meinen guten Abſichten für den Kirchenſtaat nicht nachzulaſſen.

Um den Faden dieſer Sache nicht zu verlieren, will ich noch hinzufügen, wie es am Ende mit ihr ablief. Als ich nach England zurückkehrte, ſetzte ich ein kurzes Memoire darüber auf, das ich dem Staatsſecretair, Mylord Rocheſord, übergab. Er erzeigte mir die Ehre, mir zu ſagen: er hätte niemals einen in ſo wenigen Worten ſo deutlich auseinander geſetzten vortheilhaften Entwurf, und der ſo ſehr zum Gelingen gemacht wäre, geleſen; er trug mir auf, darüber mit dem erſten Commis ſeines Bureaus zu conferiren, und verſicherte mich: er würde mit dem Könige davon ſprechen; allein ich konnte es zu

weiter nichts damit bringen, weil jenen Commis schon der bloße Gedanke eines Vertrags mit dem Papſte erbitterte. Als ich, acht Jahre nachher, wieder nach Rom reiſen ſollte, ließ ich den nämlichen Entwurf Mylord Weymouth durch deſſen Freund, den Ritter Lynch, mittheilen. Auch er ließ mir ſagen: er billige ihn, und erlaube mir, ihm darüber zu ſchreiben, wenn die Umſtände ſich zur Ausführung deſſelben günſtig anlaſſen würden. Ich beſuchte Rom 1777 wieder, bat den Cardinal de Lances, als ich durch Turin ging, den Papſt von demjenigen, was ich einſt vorgeſchlagen, zu benachrichtigen, welches er auch that. Braschi war damals, unter dem Namen Pius VI., Inhaber des päpſtlichen Throns. Ich hatte zwey lange Audienzen bey Sr. Heiligkeit; in der erſten ſagte mir der Papſt: er wolle ſich darauf bedenken; die zweyte aber fiel gerade in die Zeit, wo Frankreich ſich für die Amerikaner wider England erklärt hatte. Nun hieß es: England nähme nicht den günſtigſten Zeitpunkt, ſeinen Schutz anzubieten, da es ſich in Umſtänden befände, wo es kaum ſeine eignen Beſitzungen vertheidigen könne; es habe keine Flotte in der mittelländiſchen See, man müſſe alſo auf einen beſſern Augenblick warten. Dieß war auch nur allzuſehr wahr. Meine Idee, die

1768 ſehr gut geweſen wäre, taugte 1778 nichts mehr, und die Sache hatte dabey ihr Bewenden. Behauptet England Gibraltar und ſeine Herrſchaft im mittelländiſchen Meere, ſo kann dieſer Plan ſich noch einmal wieder vernehmen laſſen. Alle beſondern Umſtände bey dieſem Vertrage (über die ich mich hier, der Weitläufigkeit wegen, nicht weiter verbreiten kann) ſind in meinem Memoire wohl erwogen worden; Rom würde für England das Nämliche ſeyn, was Portugall ihm ſo lange geweſen iſt, und beyde Theile dabey ihren Vortheil finden.

Zwey und dreyßigſtes Capitel.

Neapel. — Ueber den König, die Herzoginn und den Marquis Tanucci.

Ich war ſehr neugierig, den damals ſich in Rom aufhaltenden Prätendenten zu ſehn, allein ich wagte es nicht, zu ihm zu gehn. Er kam nicht mehr in die Häuſer der Particuliers, weil man ihm den Titel Majeſtät nicht zugeſtehen wollte, auf den er noch Anſpruch machte; ich ſah ihn alſo nur

in der Oper, wo er seine Würde, so gut er konnte, zu behaupten und sich in der Verlegenheit zu helfen wußte. Seine Loge war durch einen Vorhang verdeckt. Er begab sich jedesmal vor Anfange des Schauspiels hinein; wenn der Vorhang aufging, ließ er auch den seinigen aufziehen, und zeigte sich dem Publiko, indem er zuerst nach allen Seiten hin seine Bücklinge machte, welche Höflichkeit man ihm erwiederte. Die Oper fing an, und mit dieser kleinen Etiquette-Gaukeley tröstete er sich über alle seine verlornen Ehren.

Schon früher hätte ich erzählen sollen, daß wir dem Papste Clemens XIII. vorgestellt worden waren. Er empfing uns mit vieler Güte, und wollte nicht erlauben, daß wir ihm den Pantoffel küßten. Sein Hof kam mir eben nicht sehr prächtig vor, er verrieth in nichts die Größe eines Fürsten, der in seinen Staaten mit einer unumschränkten Macht regiert, und durch die Meynung einen guten Theil der civilisirten Welt beherrscht. Er starb unvermuthet mitten im Carneval am Aschermittwochstage, und durch diesen Todesfall hatten die Carnevalslustbarkeiten ein Ende. Ich verwunderte mich bey dieser Gelegenheit über die Ruhe des Volks von Rom. Jedermann ging nach Hause, die Handwerksleute

ahmen wieder ihre gewohnten Arbeiten vor, und
z einer Zeit, wo alle Regierung aufhörte, und
er Geiſt des Pöbels in der größten Gährung
ar, fielen doch nicht die geringſten Unordnun-
en vor. „Der Papſt iſt geſtorben!“ ſagte der
ine; „nun! wir wollen einen andern machen,“
ntwortete ein Anderer; mehr Wichtigkeit legte
as Volk nicht auf den Vorfall. Unter dem
bel hingegen war es ganz anders. Es gab
ine Familie darunter, die nicht irgend bey der
eränderung zu gewinnen hoffte. Bey einem
euen Papſte — ein neuer Hof; neue Beſetzun-
n von bürgerlichen, militairiſchen Bedienungen,
n geiſtlichen Aemtern; oft wird durch den
achfolger alles um und um gekehrt. Die vor-
hmſten Herren unter den Römern ſtatten dann
y den Cardinälen Beſuche ab, und küſſen ihnen
e Hände, da jeder von denſelben ihr künftiger
eherrſcher werden kann, und ſie ſämmtlich in
r Zwiſchenzeit das höchſte Anſehen unter ein-
nder theilen. Es wurde ein prächtiges Cata-
lk oder Mauſoläum in der St. Peterskirche
efgeführt; es war genau nach dem Plane der
ugenblicklichen Mauſoläen alter römiſcher Kai-
r eingerichtet, und ich habe bemerkt, daß man,
h einen vollkommenen Begriff von einem dem
abſte zu Ehren bereiteten Todtenprachtgebäude

zu machen, nur die Beſchreibung nachzuleſen braucht, die Herodian von dem Mauſoläum oder Scheiterhaufen gegeben hat, auf welchem die Leichname der römiſchen Kaiſer verbrannt wurden.

Sobald dem Papſte die letzten Ehren erwieſen worden waren, traten die Cardinäle in das Conclave zuſammen. Dieß iſt allemal ein groſſer Ceremonientag; der ganze Adel geht in prächtigem Aufzuge zu den Cardinälen, um Abſchied von ihnen zu nehmen. Auch den Fremden iſt es vergönnt, den ihnen darunter bekannten ihre Aufwartung zu machen, und ich ſtattete meinen Beſuch bey dem Cardinal Alexander Albani ab. Er hatte damals viele Geſchäfte, weil er Director des Conclave war; ihm lag es ob, die Zimmer oder Zellenverſchlüſſe der zwey und funfzig Cardinäle einzurichten und zu vertheilen. Der eine ſchickte an ihn, ſich zu beklagen, daß er zu eng einquartirt ſey; ein anderer that ihm zu wiſſen, man habe durch ein Verſehen ſeine Zelle eingenommen, und ließ anfragen, in was für eine andere er ſich zu verfügen hätte? kurz, des Cardinals Geduld ward dabey ſo ſehr aufs Aeuſſerſte getrieben, daß ſie ihm endlich riß, und er, ſich zu mir wendend, mir einmal ſagte: Vedete, caro amico, tutti quanti Cardinali sono quà,

sono tanti minchioni, e pure da loro si caverà un papa *). Er bediente ſich eines noch kräftigern Worts, als das Wort minchioni, welches mir aber der Wohlſtand zu unterdrücken gebietet.

Der Cardinal Albani handelte mit eben der Freyheit, mit der er ſprach, und ſetzte ſich wohl dann und wann über alle Formalitäten des Conclave weg. Die Statuten unterſagen den in die Zellen Eingeſchloſſenen jede Art Verbindung auſſerhalb des Conclaves; ſie dürfen keinen Menſchen ſehen, keine Briefe noch Billette annehmen; ſie müſſen ſich ſogar bequemen, höchſtens nach einer gewiſſen beſtimmten Ordnung, wie es in einem Frauenzimmerkloſter gehalten wird, mit denen, die ihnen etwas vorzutragen haben, zu reden. So machte ich meine Beſuche beym Cardinal de Lances; allein der Cardinal Albani, der die Zimmer vertheilt hatte, hatte ſich eins mit einem Fenſter vorbehalten, das auf den kleinen Hof des Vaticans ging, und etwa zehn Fuß über einem andern auſſerhalb des Conclave liegenden erhöht war; dahin begab ich mich, ihn zu ſehen. Seine Leute ließen mich hinein; er

*) „Sehen Sie, lieber Freund, alle Cardinäle, ſo viele ihr „rer da ſind, ſind lauter Holzköpfe, und doch wird man „einen Papſt daraus drechſeln.“

trat dann an sein Fenster, und ich an das meinige. Ich überbrachte ihm die Neuigkeiten des Tags, und wenn ich ihm etwas Geheimes mitzutheilen hatte, wovon ich fürchtete, es könnte vielleicht gehört werden, so hatte ich einen Brief in der Tasche in Bereitschaft: der Cardinal ließ alsdann ein Körbchen an einem Bindfaden herunter, worein ich den Brief legte; war dagegen eine Antwort erforderlich, so kam sie mir auf die nämliche Weise den folgenden Morgen wieder zu Händen.

Ich verließ ihn indeß mitten in seiner Sorge einen Papst zu machen (er hat an der Ernennung nachher viel Antheil gehabt), und beschloß, die Zeit des Zwischenreichs wahrzunehmen, um Neapel zu besehen. Wir machten die Reise dahin, ohne uns aufzuhalten, damit wir die üblen Nachtlager vermieden. Der Hof hielt sich eben in Caserta auf, wohin wir uns mit dem Ritter Hamilton begaben, um uns dem Könige und der Königinn von ihm vorstellen zu lassen. Der König sprach niemals, oder wenigstens sehr selten, mit den bey ihm eingeführten Fremden; dahingegen entschädigte sie die Königinn für jenen eben nicht gnädigen Empfang, durch die leichte und edle Gesprächigkeit, und das höchst verbindliche Aeußere, womit sie die Besuchenden ihres Hofs aufnahm.

Wir bewunderten die unermeßliche, noch nicht ganz vollendete Anlage von Caserta, das die Paläste der ersten Monarchen Europa's sehr weit übertrifft. Was aber am meisten meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war die majestätische und lachende Lage der Stadt Neapel selbst. Es erhebt sich, wie man weiß, amphitheatralisch über den Rand eines Kessels, der funfzehn Meilen im Umfange hat, und bietet eine Meile weit, der See entlang, die schönste Perspective einer Stadt dar, die sich nur denken läßt. Wir besahen die bekannten classischen Orte: das Herculanum Pompeji, den Vesuv, kurz alles, was dieses erstaunende Land einer Neugierde aufweiset, die sich an solchen Anblicken nicht zu sättigen vermag. Da ich mich über diesen Gegenstand in einem andern Werke weiter ausgebreitet habe, will ich hier nichts mehr davon beybringen.

Ich hatte einen Brief von dem Marquis Carraccioli an den Marquis Tanucci mitgenommen, welcher mich bey sich zur Tafel bat. Dieser Staatsminister war einer der außerordentlichen Männer des Jahrhunderts, in Absicht auf seinen Glücksstern, der ihn auf einen so hohen Posten geführt hatte. Er war Anfangs Professor in Pisa gewesen. Als der gegenwärtige König von Spanien Don Carlos nach Italien

kam, ſchrieb Tanucci ein Werk, das Recht deſſelben auf das Königreich Neapel zu vertheidigen. Seine Schrift brachte große Senſation hervor, er fuhr mit dieſer Arbeit fort, und machte ſich Don Carlos nothwendig. Dieſer lud ihn darauf ein, als er ſich in Neapel feſtgeſetzt hatte, dahin zu kommen, und ſchenkte ihm allmählig ſein ganzes Vertrauen ſo ſehr, daß, als er nachher, durch den Tod ſeines Bruders, auf den ſpaniſchen Thron kam, er Tanucci die Vormundſchaft über ſeinen Sohn auftrug, und ihn an die Spitze der Regentſchaft beyder Sicilien ſtellte, die er mehr als zehn Jahre lang unter der Leitung St. Majeſtät von Spanien faſt deſpotiſch regierte. Er mag als Rechtsgelehrter ein großer Mann geweſen ſeyn, in Hauptſachen aber hat er eben nicht ſehr geglänzt, und ſeine Verwaltung und Verordnungen ſind ſehr weit davon entfernt, das Gepräge des Genies an ſich zu tragen. Ich habe auch verſchiedene ſeiner Depeſchen an den Marquis Caraccioli geleſen, welche nach dem Style der Schule ſehr ſchmeckten; Cicero und Homer wurden darin auf allen Seiten angeführt.

Da Mylord Hillsborough nach Neapel kam, kündigte ihn der Ritter Hamilton als einen Mann von großen Talenten in Staatsver-

waltungsſachen, und beſonders in allem, was den Handel betrifft, an. Er hatte in England das Staatsſecretairamt für die Colonien bekleidet, und dieſem Amte auf eine ſehr ausgezeichnete Weiſe vorgeſtanden. Der Marquis von Tanucci ließ ſich mit Mylord Hillsborough über dieſen wichtigen Gegenſtand angelegentlich in Unterredung ein, theilte ihm ſeinen Operationsplan mit, und machte ihm die Einrichtungen bekannt, die er, die Manufacturen, den Handel und die Schifffahrt in dem Königreiche beyder Sicilien zu vervollkommnen, veranſtaltet hatte. Als er ihn zuletzt bat, ihm ſeine Meynung darüber zu ſagen, hätte der Lord, der ſich ſchon vorher von der Lage des Landes hinlänglich unterrichten ließ, und auf keine Weiſe den darin befolgten Plan billigte, ſich dieß lieber verbeten. Er erſuchte alſo verſchiedene Male den Marquis Tanucci, ihn ſeiner Meynungseröffnung zu überheben; allein dieſer drang nur deſto lebhafter darüber in ihn. Endlich, da er ſich gezwungen ſah, zu reden, ſagte ihm der Lord mit engliſcher Freymüthigkeit: „Herr Marquis, ich ha„be die Art, wie man hier adminiſtrirt, ſchon „unterſucht; ich habe auf das, worüber Sie mich „jetzt mit Ihrem Zutrauen beehren, genau Acht „gegeben: wollen Sie meine Meynung durch-

„aus wiſſen, ſo glaube ich, daß, falls Sie ge-
„rade das Gegentheil von allen dem gethan hätten,
„was Sie bisher gethan haben, Sie dem Ziele,
„das Sie ſich zu erreichen vorſetzen, ungleich
„näher gekommen ſeyn würden.“

Zweymal bin ich in der Zeit von zehn Jahren in Neapel bey Hofe geweſen, und habe ihn immer ſehr glänzend, und als einen der angenehmſten von Europa gefunden. Der König war gut, fröhlich und bis zur Vertraulichkeit luſtig gegen ſeine Hofleute: liebte aber wenig die Geſchäfte, und deſto mehr die Jagd. Er ließ ſeinen Vater aus der Ferne regieren, und hatte einen blinden Gehorſam gegen deſſen Willen; übrigens guter Gatte, guter Vater, guter Freund. Er hatte einen von Natur ziemlich richtigen Geiſt, und würde manchen Mängeln und Mißbräuchen abgeholfen haben, wenn er in ſeinem Reiche Herr zu ſeyn verſtanden hätte. Er verſtand dieß aber ſo wenig, daß er ſogar in Dingen, die ihn ſelbſt ſehr nahe angingen, keine Aenderung zu machen wagte. Eines Tages, als er ſich mit einem Engländer, der ihn auf die Jagd begleitete, unterhielt, that er verſchiedene Fragen über die Jagdgeſetze in England an ihn. Dieſer beantwortete ſie ihm befriedigend; der König billigte unſere Einrichtungen ſehr, ſagte aber zuletzt: Sie ſind

vortrefflich! — vortrefflich bey Ihnen! aber hier haben wir keine Geſetze. — (Quà non ci è lege!)

Die Königinn war von ſehr einnehmender Geſtalt und höchſt verbindlichem Weſen, hatte Geiſt, befließ ſich, ihrem Gemahle zu gefallen, und liebte ihre Kinder zärtlich. Sie fing bereits damals an, im Staatsrathe viel Anſehen und Einfluß zu bekommen, beſonders ſeitdem der Marquis Tanucci daraus entfernt worden war, und man muß ſagen, daß es mit den Geſchäften deshalb nur deſto beſſer ging.

Einmal, als der König ſeiner Gemahlin zu Ehren eine wilde Schweinsjagd in dem Thiergarten von Aſtrone gab, wurden die Fremden, die am Hofe vorgeſtellt worden waren, in die für die Königinn abgeſonderte Einhegung eingelaſſen, worin ſich auch verſchiedene Damen und Herren befanden. Die Königinn befahl, daß alle zu ihr zugelaſſen würden, und ſagte: „wenn ſie es „bequem hätte, verlange ſie, daß auch alle an„deren es eben ſo hätten.“ Der König kam von Zeit zu Zeit zu ihr, um ihr Nachricht zu bringen, wie es mit dem Fange abliefe. Jedesmal, wenn Jemand aufſtehen, oder ſeinen Hut abnehmen wollte, wehrte er es mit den Worten ab: „Meine Herren, laſſen Sie doch! laſſen Sie doch!

„qui non si fa ceremonie (hier macht man „keine Umstände)." Er sollte den Tag darauf inoculirt werden, und wurde es auch. Ob das gleich in seinem Alter ein ziemlich ernsthaftes Wagestück war, zeigte er doch nicht die geringste Unruhe darüber. Während des Carnevals gab die Königinn ein oder zweymal die Woche Assemblee, bey der, um zu großen Aufwand zu ersparen, jedermann sich in bunte Domino's, aber unmaskirt, einfand. Die großen Zimmer des Pallastes standen offen; es waren Spieltische darin aufgestellt; ein jeder wählte sich nach Belieben seine Partie. Der Ballsaal glänzte von Pracht; ihm zur Seite war noch einer, in welchem Erfrischungen ausgetheilt wurden. Man ging, man kam in den Zimmern; man sprach, man spielte, man tanzte, man sah dem Tanze zu: Ungezwungenheit, Fröhlichkeit und Vergnügen mahlten sich auf allen Gesichtern, und machten das größte Verdienst dieser Lustbarkeiten aus, die die ganze Carnevalszeit durch dauerten. Die ausgezeichneten unter den Fremden machten die Partie des Königs, bisweilen auch die der Königinn auch, und alles ging mit der größten Ordnung her.

Den Neapolitanern kann man viel Geist und Lebhaftigkeit nicht absprechen; ich meines Theils habe sie, was Andere auch darüber sagen mögen,

ſehr gut und verbindlich gefunden. Sie lieben das Spiel. Ich weiß, man giebt ihnen Schuld, daß ſie es nicht allemal ſehr ehrlich dabey hergehen laſſen, doch habe ich ſelbſt eine ſolche Erfahrung niemals gemacht. Ich bin in Neapel freylich Augenzeuge von manchen Kleinheiten geweſen, allein das nämliche müßte ich auch über Wien, Paris und London ſagen; fürs Ganze beweiſen ſolche Einzelnheiten nichts.

In Wien z. B. iſt es mir einmal begegnet, daß ich einen Ducaten zum Kartengelde hinlegte, weil ich keine andere Münze bey mir hatte. Eine der erſten Damen des Hofs wurde es gewahr, und wandte ſich dem Tiſche. „Was iſt das?“ ſagte ſie, „hat ein König an dieſem Tiſche geſpielt?“ Das heißt doch wohl die Bedienten nur verderben!“ und darauf trat ſie hinzu, nahm den Ducaten weg, ſteckte ihn in die Taſche und legte einen Gulden dafür hin. Im Ganzen kann ich gleichwohl ſagen, daß es keinen Hof giebt, an dem man höher und edler ſpielt, als in Wien.

Einen merkwürdigen Gaunerſtreich, der in einer guten Geſellſchaft von Neapel ſich zugetragen haben ſoll, habe ich mir indeß erzählen laſſen. Ob ich gleich nicht Augenzeuge davon geweſen bin, will ich ihn hier doch nicht vorbeygehen,

weil er die Eigenheiten der Nation mahlt und mir luſtig vorkommt.

Ein junger vornehmer Engländer wurde in einer Aſſemblee bey einer dortigen Dame vom erſten Range durch einen neapolitaniſchen Cavalier eingeführt, und eines Abends merkte er, daß man ihm in der Geſellſchaft ſeine Tabacksdoſe geſtohlen habe. Den Tag darauf ſah er in einer andern Geſellſchaft Jemand aus einer Doſe eine Priſe nehmen, die er für die ſeinige erkannte. Er lief zu ſeinem Freunde und ſagte zu ihm: „Sehen Sie „wohl den Herrn im blauen goldgeſtickten Kleide „dort? Gott verdamme mich! er hat eben Taback „aus der Doſe genommen, die mir geſtern ge„ſtohlen worden iſt. Kennen Sie ihn? Sollte „es nicht vielleicht ein Spitzbube ſeyn?“ — „Wie? „Teufel,“ antwortete der Freund, „es iſt einer un„ſerer erſten Herren von Stande!“ — „Was geht „mich ſein Stand an?“ erwiederte der Engländer, „ich will hin und ihm ſeine Doſe wieder ab„fordern.“ — „Hüte Sie ſich ja, ſo ein Spec„takel zu machen,“ ſagte der Freund, „ſeyn Sie „ruhig; laſſen Sie mich dafür ſorgen, Sie ſollen „Ihre Doſe wieder bekommen.“ — Auf dieſe Verſicherung ging der Engländer weg, und bat den Neapolitaner auf den folgenden Tag zum Mittagseſſen zu ſich. Dieſer erſchien, und wie er

ins Zimmer trat, ſagte er zum Engländer: „Hier, „Ihre Doſe wieder! ich bringe ſie Ihnen.“ — „Nun? . . . und wie haben Sie es denn ange„fangen, mir zum verlornen Schäfchen zu hel„fen?“ — „Meiner Treue! ſagte der Neapolitaner, „ich habe keinen Lärm machen wollen; ich „habe ſie ihm wieder aus der Taſche genom„men.“

Ich ſagte vorhin, der Marquis von Tanucci habe mich zur Tafel geladen. Der Marquis Caraccioli hatte ihm geſchrieben: ich hätte mich auf die Wiſſenſchaften gelegt, und dieß veranlaßte, glaube ich, meinen Wirth, nach der Tafel ſich in eine lange Unterredung mit mir einzulaſſen, von der ich aber nicht ein einziges Wort verſtand. Er hatte ſich ein ganz eigenthümliches Syſtem über die Elektricität gemacht; er wollte es mir entwickeln, und hielt mich eine ganze Stunde lang ſtehend vor ſich, mir den erſten Theil davon zu erklären. Er brachte darin allerley von der Syſtole und Diaſtole der Erde unter dem Aequator vor, die die Elektricität in Bewegung ſetzen ſollten, und Urſache an dem Erdbeben, welches Liſſabon zerſtört hatte, geweſen wäre. Er zergliederte mir das mit einem ſo natürlichen überzeugtem Weſen, daß ich alle mögliche Mühe hatte, ernſthaft dabey zu bleiben.

Endlich wurde ich erlöst, weil er ausgehen mußte; ich wagte es aber nicht, mich wieder bey ihm blicken zu lassen, aus Furcht, er möchte mir auch noch den zweyten Theil seines Systems vererklären.

Nicht lange nachher schrieb man uns: der Großherzog von Toskana wäre in Rom mit einem zahlreichen Gefolge angekommen, und der Kaiser auf dem Wege, sich auch dahin zu begeben. Joseph II. wollte den Umstand, daß der neue Papst noch nicht ernannt sey, benutzen, Italien zu besehen, zu dessen Empfange man den Pallast seines Bruders, die Villa Medicis, bestimmt hatte, wohin der Großherzog sich begab, um ihn zu empfangen. Sobald wir diese Neuigkeit erfuhren, verließen wir eiligst Neapel, um uns bey dieser Gelegenheit in Rom einzufinden, weil wir nicht zweifelten, die Gegenwart dieser beyden Fürsten würde glänzende Lustbarkeiten dort veranlassen.

Drey und dreyßigſtes Capitel.

Rückkehr nach Rom, den Kaiſer zu ſehen. — Charakter dieſes Fürſten und Anekdoten bey dieſer Gelegenheit.

Wir glaubten den Kaiſer ſchon in Rom zu treffen, er war aber noch nicht angekommen. Er hatte ſeine Reiſe ſo geheim gehalten, daß man nicht einmal wußte, wer er wäre, ob man gleich gewiß genug war, er habe ſchon Wien verlaſſen, um nach Italien zu gehn. Wir hatten unſere Wohnung neben der Villa Medicis genommen. Da einer unſerer Bedienten bald nach unſerer Ankunft um ſechs Uhr des Morgens vor der Thür ſtand, ſah er ein offenes Cabriolet, worin zwey Perſonen ſaßen, in den Pallaſt fahren. Er bildete ſich ein, es könnten wohl Leute aus dem Gefolge des Kaiſers ſeyn, und fragte ſie: ob man nicht Nachrichten von ihm hätte? Einer derſelben bejahte die Frage, und fügte hinzu: daß der Kaiſer nicht mehr weit entfernt ſey; aber dieſer Antwortende war der Monarch ſelbſt. Er hatte

nicht in seiner Equipage in Rom einfahren wollen, und war solchergestalt vorausgegangen, um unerkannt zu bleiben. Der Bediente war den beyden bis an das Thor der Villa gefolgt, wo sie der Schweitzer sehr übel empfing, daß sie so früh anklopften. In dem Augenblicke, da der Kaiser sich an dem Zorne des Schweitzers belustigte, erkannte ihn einer von den Leuten des Großherzogs und warf sich ihm zu Füssen. Wenige Minuten darauf kam unser Bediente zurück, um mir diesen Vorfall zu melden. Ich glaubte, er sey von Sinnen, als er mir sagte, er habe selbst mit dem Kaiser gesprochen.

Joseph II. hatte den Namen Graf Falkenstein angenommen, und beobachtete unter ihm das möglich strengste Incognito. Als Graf von Falkenstein empfing er Visiten und stattete wieder welche ab. Er wollte keine der gewöhnlichen Geschenke annehmen, und verbat sich jedes Fest, das man ihm zu Ehren geben wollte. Indeß fand er sich als Privatmann bey denjenigen ein, die für seinen Bruder Statt fanden; nur von einem einzigen Cammerjunker begleitet, ging er zu Fuß in Rom tagtäglich auf der Straße, bis endlich das Volk ihn kennen lernte, und die wiederholten Begrüssungen ihm lästig wurden. Er wollte eben so wohl

die Menſchen als die Oerter ſehen, und an nichts fand er mehr Vergnügen, als wenn ihm unter ſeiner Hülle allerley kleine Vorfälle aufſtießen.

Als er durch Bologna fuhr, fand er, bey der Ankunft daſelbſt, ſeinen Poſtillion mit dem eines engliſchen Herrn über die Vorſpannpferde im Zank, und ließ den Poſtmeiſter rufen, um zu erfahren, ob jener, da nur ein Geſpann eben vorhanden war, ein ausſchließendes Recht daran habe? Weil man ihn nicht kannte, erhielt er die Antwort: da ſein Poſtillion ſpäter, als der des Engländers angekommen wäre, müßte jener zuerſt befördert werden; er ſollte aber nicht mehr lange warten. Er erwiederte: das wäre auch ganz recht, er wolle warten.

Hierauf trat er in ein Kaffeehaus nahe bey der Poſt, und ließ ſich mit einem päpſtlichen Officier in eine Unterredung ein. Dieſer beklagte ſich ſehr über ſeinen Dienſt, in dem man nicht höher aufrücken könne, und doch ziemlich ſchlecht bezahlt würde. „Warum," ſagte der Kaiſer zu ihm, „ſuchen Sie denn nicht anderwärts anzu„kommen? Sie haben ja die Staaten des Kö„nigs von Sardinien oder des Kaiſers ſo nahe, „Sie könnten ſich in die Dienſte des einen oder „des andern dieſer Herren begeben." „Ey! das „iſt bald geſagt," — antwortete der Officier,

„an wen sollte ich mich wohl deswegen wenden?
„Glauben Sie, daß man nur um einen Dienst
„ansuchen darf, um ihn zu bekommen?“ —
„Nun die Schwierigkeiten ließen sich doch wohl
„heben,“ antwortete der Kaiser, „ich gelte bey
„dem letztern großen Herrn etwas, und will
„Sie bey ihm empfehlen.“ — Der päpstliche Officier, der nichts als einen jungen Mann, in Lieutenantsuniform vor sich zu sehen glaubte, konnte, als dieser ihm seine Protection bey dem Kaiser versprach, sich des Lachens kaum enthalten, dankte ihm aber unterdeß höflich, ohne auf das Anerbieten gleichwohl Zutrauen zu legen. — „Um Ihnen zu zeigen,“ fährt der Kaiser fort, „daß ich nicht zu viel behaupte, will ich Ihnen „einen Brief an einen deutschen Herrn hier ge„ben, der in einigen Stunden durchkommen wird; „ich schmeichle mir, er soll Ihnen nicht unnütz „seyn.“ Er schrieb darauf den Brief, siegelte ihn zu, die Pferde kamen an, und er fuhr ab. Der Officier, noch immer ungläubig, rechnete nicht viel auf die Wirkung des Briefs dieses Unbekannten; indeß, da bald darauf der angekündigte deutsche Herr anlangte (es war der Graf v. Dietrichstein, Oberstallmeister des Kaisers), so übergab er ihm denn doch sein Schreiben, und entschuldigte seine Zudringlichkeit. Er sank vor Er-

ſtaunen beynahe zu Boden, als der Oberſtallmeiſter darauf zu ihm ſagte: „Mein Herr, ich wün„ſche Ihnen Glück; es iſt der Kaiſer ſelbſt ge„weſen, mit dem Sie geredet haben; er befiehlt „mir hier, Ihnen vierhundert Zechinen auszuzah„len, damit Sie ſich zu dem Regimente verfügen „können, bey welchem er Ihnen eine Compagnie „beſtimmt.“ — Er ſtieg darauf aus der Poſtchaiſe, ließ ſeinen Banquier kommen, und traf Anſtalt, den neuen Hauptmann abzufertigen, der, wie man ſich leicht vorſtellen kann, vor Ueberraſchung und Freude auſſer ſich war.

Zu Rediscofani fand der Kaiſer den franzöſiſchen Oberſtallmeiſter, Prinzen von Lambecc, der, wie der Kaiſer, in dem Flecken ſtille liegen blieb, um die Nacht daſelbſt zuzubringen. Der Kaiſer ließ dem Prinzen ſeine Empfehlung machen und ihm ſagen: wenn der Prinz es ihm erlauben wollte, würde ein deutſcher Baron mit einem ſeiner Freunde die Ehre haben, ihm ſeine Aufwartung zu machen. Der damals noch ſehr junge Prinz hätte ſich gern die Geſellſchaft der deutſchen Barone verbeten, allein ſein Hofmeiſter redete ihm zu und bewog ihn, ſie anzunehmen. Sie kamen, und da das Aeußere und die Artigkeit des Kaiſers den Prinzen für die Beſucher einnahm, ſo bat er ſie, nach einiger Unterredung,

zum Abendeſſen. Man ſprach von den Neuigkeiten des Tags und erzählte ſich: der Großherzog wäre in Rom, und man erwarte den Kaiſer auch dort. „Ich wünſchte wohl,“ ſagte der Kaiſer, „die Ehre zu haben, Sie die„ſem Fürſten vorzuſtellen.“ — „Sehr verbun„den!“ antwortete der Prinz von Lambese, „aber Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich der Vet„ter dieſes Fürſten bin, und mich ſchon ſelbſt „vorſtellen kann.“ — „Ach, wahr!“ erwiederte der Kaiſer, „ich dachte nicht daran, daß Sie aus „dem Hauſe Lothringen ſind. Sie werden dann „doch wohl einmal Ihre Anverwandten in Wien „beſuchen wollen; ich bin verſichert, man wird „Sie dort ſehr wohl aufnehmen.“ — Man ſchied allerſeits vergnügt von einander, mit dem Verſprechen, ſich in Rom wiederzuſehen. Sobald der Prinz von Lambese dort angekommen war, ließ er um Erlaubniß bitten, dem Kaiſer und dem Großherzoge von Toskana ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Er ward angenommen und war natürlicherweiſe nachher nicht wenig erſtaunt, in dem deutſchen Baron den Kaiſer zu ſehen. Dieſer umarmte ihn, und ſagte zu ihm: „Kommen „Sie, mein Vetter, ich will mein Verſprechen „erfüllen, und Sie dem Großherzoge vorſtellen.“

Dieſer Prinz war damals einer der ſchönſten Männer, die man zu ſehen bekommt, und wurde von den römiſchen Damen ſehr bewundert. Ich begegnete ihm oft bey der Marquiſe von Baccapaduli. Er kam von Turin, wo er ſich einige Zeit aufgehalten hatte, und ſuchte, da er eines Tages von dem verſtorbenen König von Sardinien ſprach, das Aeußere dieſes Fürſten ein wenig lächerlich zu machen, das nun auch freylich wohl das angenehmſte nicht war. Ich konnte mich dabey nicht enthalten, ihn zu unterbrechen, und ihm, ſo höflich als möglich, vorzuſtellen: „ein Fürſt, deſſen Tapferkeits-, „Weisheits- und Billigkeitsruf in ganz Europa „ſo ſehr feſtgeſetzt wäre, verdiente wohl, daß man „mit etwas mehr Achtung von ihm ſpräche.“ — Ich muß dem Prinzen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er, ſo jung er auch war, dieſe Erinnerung doch ſehr gut aufnahm. Sein Hofmeiſter, der mich Tags darauf in einem andern Hauſe antraf, führte mich beyſeite, und dankte mir dafür, daß ich ſeinem Zöglinge dieſe kleine gute Lehre gegeben hätte.

Man hat mir von dem Prinzen von Lambeſc eine Anekdote erzählt, die nach ſeiner Rückkehr nach Paris vorgefallen ſeyn ſoll. Er liebte die Pferde leidenſchaftlich: eine Eigenſchaft, die

von einem Oberſtallmeiſter auch eben nicht zu befremden iſt. Der Marquis von D** erzählte einmal einer Dame in Verſailles: der Prinz hätte ihm den Tag vorher, als das Geſpräch auf einen Gaul fiel, auf den er vorzüglich viel hielt, verſichert: „er möchte lieber ſeinen Schmetter„ling reiten, als in aller möglichen Gunſt (bon„nes graces) bey Madame la Dauphine ſtehen.“ — Die Dame wollte es gar nicht glauben, daß etwas ſo Schreckliches über eines Sterblichen Zunge hätte gehen können. Um nun dieſe Erzählung glaubhaft zu machen, rief der Marquis von D** den Prinzen herbey, und bat ihn, es ſelbſt zu ſagen, ob er etwas Unwahres ihm nachgeredet? — „Nun! ſo halb,“ erwiederte der Prinz, „ich habe es nicht vom Schmetterlinge, ſon„dern vom Fougeux geſagt.“ — Einige Zeit nachher, da er mit der Dauphine auf die Jagd ausreiten mußte, fragte ihn dieſe Prinzeſſinn ganz unvermuthet: „Herr von Lambese, iſt „das der Fougeux, den Sie da rei„ten?“

Doch wieder zum Kaiſer! Er brachte die gröſte Senſation in Rom hervor; das Volk verfolgte ihn überall mit dem außerordentlichſten Beyfallsausrufe; man hörte unaufhörlich ſchreyen: Vive il Re de Romani! siete a casa no-

stra! siete il nostro padrone! *) Ich redete mit dem Prinzen Giuſtiniani über dieſe Volksſtimmung und hörte von ihm: es ſey auch die aller großer Herren dieſer Stadt; der Kaiſer würde nur nöthig haben, zu wollen, um in Rom gekrönt zu werden: allein dies würde wider den Willen aller europäiſchen Mächte geſchehen, die ihre Einwilligung dazu gewiß nicht geben würden, den Kirchenſtaat ſich zuzueignen und den öſterreichiſchen Beſitzungen einzuverleiben. Er fühlte das ſo ſehr, daß er ſo viel, als er nur konnte, die Gelegenheiten vermied, ſich dem Volke zu zeigen. Eines Tags indeß, als er zu Fuß die Alterthümer auf dem Foro Romano in Augenſchein nahm, wurde der Platz in einem Hui mit einem Schwall angefüllt, der den gewöhnlichen Ruf wiederholte: „Es lebe der römiſche König! Sie ſind unſer rechtmäßiger Beherrſcher!“ Er wandte ſich gegen die Menge, und legte den Finger auf den Mund. Augenblicklich entſtand eine, unter einem ſo großen Haufen kaum glaubliche Stille; ſobald er aber nur aufhörte, ihm mit dieſer Gebehrde Schweigen aufzulegen, plagte man ihn wieder

*) „Es lebe der römiſche König! Seyn Sie wie zu Hauſe „den uns! Seyn Sie unſer Herr!“

mit der nämlichen Ausrufung, so. daß er sich genöthigt sah, den Platz zu verlassen.

Der Prinz Corsini gab bey dieser Gelegenheit einen Ball, nach dessen Beendigung ein Abendessen von fünfhundert Couverts aufgetragen ward. Ich habe nie einem besser angeordneten Feste beygewohnt, und was mich am meisten in Verwunderung setzte, war, daß der Prinz mir Tags darauf sagte: alles dabey gebrauchte Silberzeug, Leinen und Porzellain sey sein eigenes gewesen. Ich glaube nicht, daß es außer Rom noch anderswo einen großen Herrn giebt, der es in einem solchen Ueberflusse den Römern gleich thun könnte. Auch der Prinz von Doria richtete in drey Tagen einen Saal ein, der achtzig Quadratfuß Flächeninhalt hatte; wozu zwölfhundert Arbeiter zugleich angestellt waren. Nach geendigter Mahlzeit wurde ein prächtiger Ball gegeben. Auch der Cardinal Albani, ob er gleich damals im Conclave sich befand, gab auf seinem Landhause ein prächtiges Fest, wobey ein kleiner Umstand vorfiel, der Jedermann sehr belustigte. Eine Dame aus Ragusa that in einem Contretanze, und das beynahe zu den Füssen des Kaisers, einen für ein Frauenzimmer höchst unglücklichen Fall. Ihre Röcke geriethen in eine solche Unordnung, daß Jedermann wirklich die äußerste

Beſchämung zu Herzen ging, in der die arme Schöne ſeyn muſte. Aber ganz und gar nicht! ſie ſtand raſch wieder auf, ſetzte den Tanz fort, und kam nicht mehr aus dem Tact, als wenn ihr dieſer Unfall gar nicht begegnet wäre. Der Kaiſer, der gleichfalls für ſie in einiger Verlegenheit geweſen war, wandte ſich um und ſagte lachend: Ey! es leben die Damen von Raguſa!

Ich fand mich bey einer dieſer Luſtbarkeiten dem Kaiſer zur Seite. Er that mir die Ehre an, mich anzureden, und ſprach von ſeinen den Morgen gemachten Bemerkungen; beſonders war ihm die berühmte Urne von Porphyr aufgefallen, welche ehemals Agrippa's Aſche enthalten, und aus der man nachher ein Begräbniß für den Papſt Urban gemacht hatte. Dieſe Merkwürdigkeit veranlaßte ihn zu einigen Betrachtungen, die er mit viel Geiſt und Munterkeit vortrug. Er wollte ſich darauf in ein anderes Zimmer begeben, als er aber ſah, daß er von der Geſellſchaft umringt ſey, ſagte er zu mir: „Ich komme mir „hier in Rom vor, als ob es der Durchgang „durch das rothe Meer wäre; ſobald ich mich „vorzeige, öffnet ſichs vor mir wie die Fluthen, „und thut ſich wieder zu, wenn ich durch bin: „ſehe ich hinter mich, ſo iſt da mein Bruder mit

„ſeinen Secretairen und dem Gardecapitain, wie „Pharao, im Begriff, darin zu ertrinken.“ Seine Unterhaltung in einem Geſellſchaftskreiſe war natürlich, ſcherzvoll und geiſtreich; er bewies ſehr viel Unterſcheidungskraft und Gründlichkeit des Verſtandes; jede ſeiner Fragen zeugte von einem aufgeklärten Fürſten. Er war geſprächig, wie ein ganz gewöhnlicher artiger Mann von Stande, ohne daß er gleichwohl der Würde ſeines Ranges etwas vergeben hätte. Madame Anne Pitt, bisweilen ein wenig ſpitz, ſagte von ihm, als ſie einmal hörte, daß man davon ſprach, wie ſehr er ſich ein Vergnügen daraus mache, populär zu ſeyn: Ja! ja! er iſt ganz ſtolz auf ſeine Demuth! — aber es war doch ein Einfall, dem es an Wahrheit fehlte.

Der Kaiſer und der Großherzog verließen Rom, und gingen nach Neapel. Der König von Neapel, der nie ſeines Gleichen geſehen, wurde ſehr bald des Unterſchiedes und der Kluft inne, die die Erziehung zwiſchen ihnen beyden befeſtigt hatte, und ließ ſich das wohl merken, indem er dem Kaiſer den Herzog von St. Nicandre, ſeinen Hofmeiſter, vorſtellte. „Hier,“ ſagte der König, „der Herzog von Nicandre, dem ich meine „Erziehung verdanke; Sie ſehen wohl, daß ich „ihm eben nicht viel ſchuldig bin.“

Vier und dreyßigſtes Capitel.

Mayland. — Der Marquis von Parabère. — Das Rhinoceros.

Wir reiſeten von Rom ab, damit wir gegen Himmelfahrt in Venedig eintrafen, wo auch der Kaiſer um dieſe Zeit erwartet wurde; aber er kam nicht an. Man kann alle Städte Europa's geſehen haben, und dennoch wird man ſich von Venedig und dem Leben, das man dort führt, keinen Begriff machen können: ſtatt Straßen ſieht man nur Kanäle, ſtatt Kutſchen Gondeln. Die Nobile's haben prächtige Häuſer von der beſten Baukunſt, aber ſie ſehen eben nicht gern Geſellſchaft bey ſich. Ihre Weiber beſitzen oft kleine Häuſer für ſich (Casini), in die ſie ſich Abends begeben, um ihre Freunde da aufzunehmen. Es herrſcht in der Stadt viel Freyheit und Wohlſtand, und nur der Doge iſt des erſtern dieſer Vortheile beraubt; denn er darf ſich nie ohne Erlaubniß des Senats aus der Stadt entfernen. Die für ihre Sicherheit immer ſehr beſorgte Re-

gierung verſtattet keine Unterſuchung über irgend etwas, was ſie betrifft; aber, wenn der Geiſt dort in Feſſeln lebt, ſo herrſcht deſto mehr Freyheit, man möchte ſagen Zügelloſigkeit, in den Sitten; auch giebt es keine Stadt, wo ein ausſchweifendes Leben weniger durch die Geſetze in Zaum gehalten würde. Ich fand den Marquis de Prié in Venedig wieder, der daſelbſt einen Zufluchtsort gegen die Verfolgung des ſardiniſchen Hofes geſucht hatte. Da ſeine Güter ſich unter Sequeſter befanden, mußte er von ſeiner Erfindſamkeit in Auswegen leben; aber die Widerwärtigkeiten des Schickſals hatten ſeinen Muth nicht gebeugt. In der Zerſplitterung ſeines Vermögens hätte man ihn für Marius, der auf Carthago's Trümmern ſaß, nehmen mögen.

Ich traf ebendaſelbſt auch den Herzog von Braganza, nahen Anverwandten des Königs von Portugal, wieder an, den ich vormals in Turin kannte. Er hatte ſich in Wien niedergelaſſen, und ſein ausgezeichnetes Verdienſt trug eben ſo viel, als ſeine hohe Geburt, dazu bey, daß er von der Kaiſerinn und dem ganzen Hofe ſehr wohl aufgenommen worden war. Er erzeigte mir, während meines Aufenthalts in Venedig, viel Freundſchaft, und bat mich ſehr, nach Wien zu kommen, um den dortigen Hof zu ſehen,

und

und bestimmte mich dazu durch seine sehr dringende Einladung, und die Versicherung, daß, wenn er mich dort sehen würde, ich, wie er sich gegen mich schmeichelhaft ausdrückte, erfahren sollte, ob er mein Freund wäre.

Wir fuhren hierauf fort, das Uebrige der Lombardey in Augenschein zu nehmen, und kamen nach Mayland, wo wir uns einige Zeitlang aufhielten. Schon längst hatte ich gewünscht, den ersten Minister in den Staaten des Hauses Oestreich in der Lombardey, Grafen Firmian, persönlich zu kennen. In welchem Rufe dieser grosse Mann auch von Weisheit, Artigkeit, Geist und Güte stand, so fand ich doch, daß man durch seinen Umgang noch größere Begriffe von ihm bekam; die Einfachheit in seinem ganzen Wesen erhöhte unendlich an ihm jene schönen Eigenschaf...u. Er liebte die Künste und Wissenschaften, lag ihnen selbst ob, und munterte sie auf. Es giebt in Mayland sehr viele große und reiche Häuser. Zu der Zeit, als ich da war, machten die Familien Litta, Clerici, Baromeo, Dada, Zerbelloni, die erste Figur, Das Haus Litta unterschied sich vor allen durch die Höflichkeit und Gastfreyheit, mit welcher Fremde darin aufgenommen wurden. Die neuverheirathete Marquisin Cusani und die Gräfinn Casti-

glione, Tochter der Marquise Litta, glänzten am Hofe der Prinzessinn von Modena, und jene Marquise erzog noch drey oder vier andere junge Fräulein, die sie mit allen den Vortheilen in der Welt einführte, welche ihnen die von ihrer Mutter ertheilte treffliche Erziehung zusicherte. Ich nannte dieses Haus die Pflanzschule der Grazien, und selbst andere Frauenzimmer der Stadt waren so weit entfernt davon, diesen meinen Ausdruck zu mißbilligen, daß er vielmehr sein Glück machte.

Es giebt keine Stadt in Italien, wo Fremde besser aufgenommen werden, als in Mayland; es ist die einzige, in der man zu Mittags- und Abendmahlzeiten eingeladen wird. Der ganze Adel spricht dort französisch, und was die Sitten des Umgangs betrifft, so hat man alles Angenehme sich zuzueignen gewußt, was Italien, Deutschland und Frankreich, in der Art zu leben, nur aufzuweisen vermögen. Es gab in Mayland höchst liebenswürdige Frauenzimmer. Die Erziehung, welche sie empfangen, ist ganz darauf abgesehen, ihnen Talente zu geben, und ihrem Geiste eine mehr als gewöhnliche Bildung zu verschaffen. Unter den sich durch Verstand und Kenntnisse auszeichnenden Männern nenne ich den Pater Frisi, den Pater Bascowich und den

Marquis Beccaria, deſſen Unterhaltung mir indeß mehr gefiel, als ein Buch, das er mir zu leſen gab, und nachher zum Druck befördert hat. Ich meine damit ſeine Abhandlung über den Styl. Schade iſt es, daß er darin vergeſſen hat, das Beyſpiel den Vorſchriften zuzugeſellen; wenigſtens langweiligte die Form dieſer Abhandlung äußerſt: ich ließ es daher auch beym Durchleſen des erſten Theils bewenden. Bey alle dem war der Marquis von Beccaria ein Mann von vielem Geiſte und Genie und höchſt angenehm in Geſellſchaft.

Mylord Algernon Percy hätte ſich hier beynahe durch einen Mann verführen laſſen, der ſich einen Marquis von Parabére nannte, und für einen Obriſtlieutenant der dritten Legion in den franzöſiſchen Truppen ausgab. Mein junger Freund ſah ihn im Schauſpiele und redete mir oft von ihm vor; er war ganz entzückt in ihn. Ich hatte einigen Zweifel an der Aechtheit ſeiner Titel und Würden, da ich ihn nirgends in der guten Geſellſchaft begegnete. Er rühmte ſich, Briefe an den Grafen Firmian zu haben, die er übrigens abzugeben ſich nicht bekümmere. Ich ſchlug dem Mylord vor, ihn einmal zu Tiſch hinzubringen, damit ich ihn auf den Zahn fühlen könnte. Als die Mahlzeit vorbey war, ſagte

ich Mylord Algernon ins Ohr: „Es iſt ein „Abentheurer, ein Marktſchreyer; Sie werden ſe„hen, das Ende vom Liede wird mit ihm wer„den, daß er Ihnen Geld abborgen wird.“ Mylord wurde beynahe böſe auf mich, daß ich eine ſo ſchlechte Meynung von ſeinem Freunde haben konnte. Zwey Tage darauf ließ er mich aber des Morgens rufen, um mir ein eben erhaltenes Billet von dem Marquis mitzutheilen, worin dieſer ihn bat, ihm hundert Louisd'or zu leihen, damit er Wechſelbriefe auf zwanzigtauſend Franken damit einlöſen könnte, die er zu erheben hätte. Ich bat den Lord, ihm die Antwort darauf in die Feder dictiren zu dürfen, und ließ ihm darin ſagen: „er wäre entzückt, dem Herrn von Pa„rabére nützlich ſeyn zu können; wenn er ihm „die Briefe anvertrauen wollte, die er an den „Grafen Firmian hätte, wolle er ihm die Rei„ſe nach Genua erſparen, und durch ſeinen Bau„quier in Mayland für ihn encaſſiren laſſen.“ Der Marquis entſchuldigte ſich unter allerley Vorwande, ich blieb aber feſt, und ſetzte dadurch den Schreiber des Billets in nicht geringe Verlegenheit. Er glaubte uns einen blauen Dunſt vorzumachen, wenn er uns ſeine Wechſel ſehen ließe, und ſchickte dieſe an Mylord; man brauchte aber nur einen Blick darauf zu werfen, um

ſich ſogleich zu überzeugen, daß es falſche Papiere waren. Mylord wurde überzeugt, ſchickte ihm aber doch aus Großmuth einige Louisd'or hin. Ich fürchtete, er möchte ſich noch einmal melden; daher bat ich den Grafen Firmian, dem Unweſen vorzubeugen. Man hatte ihn bey der Polizey ſchon aufs Korn gefaßt; er bekam augenblicklich den Befehl, ſich aus Mayland binnen vier und zwanzig Stunden zu entfernen. Er verließ es ohne Begleitung zu Fuß. Kurz darauf aber ſagte mir einer meiner Freunde, der aus Parma von einer kleinen Reiſe zurückkehrte, er habe ihn zwey Tage nachher in den Hof des beſten Wirthshauſes dieſer Stadt in einer mit vier Pferden beſpannten Poſtchaiſe einkehren geſehen.

Dieß iſt, muß ich ſagen, der einzige Abentheurer, der mir auf dieſer Reiſe aufſtieß. Bey meinem vormaligen Aufenthalte in Turin hätte ich mich aber ſelbſt beynahe durch einen Glücksritter anführen laſſen; unterdeß war ich in dieſem Falle ziemlich zu entſchuldigen, weil ich den Mann, der ein Franzoſe war, bey dem Geſandten ſeiner Nation geſehen hatte. Er hielt ſeinen Namen geheim, allein der Ambaſſadeur wußte darum, billigte ſein Incognito, und ſtellte ihn ſogar dem Hofe vor. Dieſer Menſch hing ſich

an mich, und bat mich um einen Brief an den engliſchen Conſul in Genua. Er reiſete ab: da mir aber ein paar Tage nachher gleichwohl einiger Argwohn über die Rechtſchaffenheit meines Empfohlnen in den Sinn gekommen war, weil er ſich immer ſehr wichtig machte, und viel von ſeinen Equipagen ſprach, die er vorausgeſchickt haben wollte, ſo ſchrieb ich an den Conſul mit der Poſt: „er möchte meinen Empfehlungsbrief „doch ja nicht etwa ſo verſtehen, als bäte ich „ihn, dem Ueberbringer etwa Geld zu leihen.“ Mein Brief kam zur rechten Zeit an, gerade in dem Augenblicke, wo der Conſul im Begriff war, dem Abentheurer fünfhundert Louisd'or auf Wechſelbriefe nach Marſeille auszuzahlen; er wich alſo dem wirklichen Schluſſe der Sache aus. Während dieſer Zeit kam ein anderer von dem Betrüger vorgehabter Streich ans Licht; er nahm aber das Reißaus und noch ein paar Wechſel von dem Wirthe, bey dem er ſich einquartirt hatte, mit ſich. Es ward ihm nachgeſetzt, man hielt ihn an, nahm ihm alles wieder ab, und ließ ihn laufen, um ſich anderwärts in dem Kunſtfleiß und in der Erfindſamkeit ſeiner ſehr ergiebigen Einbildungskraft zu üben.

Von allen ſolchen Fleißrittern indeſſen, die mir ſelbſt aufgeſtoßen ſind, oder von denen

ich gehört habe, verdient ein gewiſſer reiſender Holländer, deſſen Geſchichte mir einer meiner Freunde, Hr. Bowlby, erzählt hat, den Preis. Dieſer war ihm auf einer ſeiner Reiſen in Lyon begegnet. Er hatte dort die Rolle eines Edelmanns von einem gewiſſen Range geſpielt, deſſen ziemlich leerer Beutel ihn aber keinen groſſen Aufwand zu machen erlaubte. Er aß gewöhnlicherweiſe an den Tables d'Hôte, und erzählte mit einer außerordentlichen Beredtſamkeit immer viel von einem wunderſeltſamen Thiere, einem Rhinoceros, das damals in der Stadt zu ſehen war, wobey er jeden neuangekommenen Fremden eifrigſt ermahnte, das Weltwunder zu beſehen, über deſſen ganz beſondere Eigenſchaften er unerſchöpflich war, und die Beſchreibung davon auf tauſendfältige Art zu verändern verſtand. Da Herr Bowlby dieſen Nashornlobredner nachher in verſchiedenen Städten wieder antraf, und ihn immer über den nämlichen Gegenſtand dieſelbe Leyer anſtimmen hörte, ward er endlich neugierig, der Sache auf den Grund zu kommen, und entdeckte nun, daß der Holländer, um ſich eine Exiſtenz zu verſchaffen, ſich das Mittel ausgeſonnen hatte, wirklich ein Rhinoceros zu kaufen, das er jedesmal in eine Stadt, wohin er ſich begab, vorausſchickte; alsdann die beſten Ge-

ſellſchaften, beſonders der Fremden, beſuchte, und durch ſeine Beredtſamkeit ſehr bald dem Rhinoceros einen glänzenden Ruf zu machen verſtand, das ihn für die Reiſekoſten entſchädigte, und ihm, ohne daß es den Anſchein davon hatte, hinlängliche Mittel, reichlich zu leben, verſchaffte.

Wir kamen endlich in Turin an, wo ich mich fünf bis ſechs Monate aufzuhalten gedachte. Die Menge von Freunden, die ich hier beſaß, machte, daß ich dieſen Ort für Mylord Algernons Beſtes jedem andern vorzog, weil ich hier volle Gelegenheit hatte, ihm die angenehmſten Verbindungen, ſowohl bey Hofe, als in der Stadt, zu eröffnen. Nachdem wir uns vorſtellen ließen, war der Herzog von Savoyen ſo gütig, dem Mylord Glück zu wünſchen, daß er an mir einen Freund beſäße, deſſen Rathſchläge er, nach des Herzogs gütigem Ausdrucke, ſicher befolgen könnte. Der König erzeigte Mylord die Ehre, ihm zu erlauben, daß er die Hofjagduniform tragen durfte: eine Gunſt, die ihm Gelegenheit verſchaffte, oft mit der königlichen Familie zuſammen zu ſeyn. Es gefiel ihm außerordentlich in Turin. Ich war ſeinetwegen ganz ruhig, und genoß das Vergnügen, Freunde wieder zu ſehen, an denen noch immer mein Herz aufs Lebhafteſte hing.

Fünf und dreyßigſtes Capitel.

Abgeſtatteter Beſuch bey Voltaire und Brucker. — Reiſe nach Deutſchland.

Die Vermählung des Dauphins mit der Erzherzoginn Marie Antoinette war unterdeſſen zwiſchen dem franzöſiſchen und öſtreichiſchen Hofe ausgemacht worden. Die ganze kaiſerliche Familie ſollte ſich bey der Gelegenheit in Wien verſammeln. Auch der Prinz Carl von Lothringen begab ſich dahin, um den Erzherzog Maximilian, Coadjutor des deutſchen Ordens, dort zu empfangen, und man ſchickte ſich zu prächtigen Feſten an, die erfreuliche Begebenheit zu feyern. Dieſe Umſtände beſtimmten uns, nach Wien zu reiſen, und wir nahmen unſern Weg über Genf, weil ich bey Herrn v. Voltaire einen Beſuch abſtatten wollte, den ich nie geſehen, und der mich einladen ließ, bey ihm vorzuſprechen. —

Ich habe bereits erzählt, daß ich in Rom eine kleine Schrift bekannt gemacht hatte, der ich den Titel: die Sturmglocke (le Tocsin) ge-

ſagtem Worte aufgeſchlagenes griechiſches Lexicon vor ſich liegen hatte, und verließ ihn, um ihm Zeit zu laſſen, ſeine Lection auszuſtudieren. Ich vergeſſe noch zu erwähnen, daß, indem er von den für die Menſchheit ſo verderblichen Streitigkeiten der Könige ſprach, er (immer mit derſelben Stimme) ſagte: „Das, mein Herr, ſind die„jenigen, gegen die man die Brandglocke läuten „müßte,“ und kurz darauf gab er wirklich das kleine fliegende Blatt heraus, dem er die Aufſchrift: le Tocsin des Rois gegeben hat.

Wir hielten uns nur drey Tage in Genf auf, da wir ungeduldig waren, in Wien anzukommen. Unterdeß verweilten wir einige Stunden in Lauſanne, um Herrn Tiſſot zu ſprechen, und eben ſo in Bern, Herrn von Holler kennen zu lernen. Ich erſtaunte, dieſen in allem, was England anging, ſo gut bewandert zu finden, beſonders als ich erfuhr, daß die, oft von ſo lächerlichen und blos um die Blätter zu füllen erfundenen Unwahrheiten ſtrotzenden, engliſchen Zeitungen ſeine einzigen Quellen wären. Ich habe in dieſen oft ſogar alte aus Herodot und Plutarch entlehnte, und mit einem neuen Gewande bekleidete Geſchichtchen angetroffen, und, was noch luſtiger iſt, geſehen, daß dieſe ohne alle Unterſcheidung wieder in die Gazette de France

unter dem Artikel: London, aufgenommen worden waren. Herr Holler wußte indeß doch mit vielem Scharfſinn die Wahrheit heraus zu finden, indem er zwey oder drey dieſer Zeitungen, die er ſich ſchicken ließ, mit einander verglich, und ſein Urtheil über die außerordentlichen Dinge ſo lange aufſchob, bis ſie genugſam beſtätigt, oder ihnen wenigſtens nicht widerſprochen worden war. Er ſetzte ſich daraus eine gewiſſe Art von politiſcher Algebra zuſammen, an der er viel Vergnügen fand, und war in der That in allem Weſentlichen ſehr wohl unterrichtet. Aus Bern gingen wir über Baſel und Schafhauſen, wo wir den Rheinfall, dieſen beträchtlichſten aller europäiſchen nach dem von Terni ſahen, der, dem Berichte von Perſonen zu Folge, die dieſe beyden Waſſerfälle in Augenſchein genommen haben, dem vom Niagara in Amerika nur wenig nachgeben ſoll.

Ich wollte durch Augsburg gehen, um den gelehrten Hrn. Brucker, Verfaſſer der kritiſchen Geſchichte der alten und neuern Philoſophie, kennen zu lernen. Er hatte mir mit vielem Eifer zu meiner Ausgabe von Leibnitzens Werken gedient, und ich hegte für dieſen Mann überdieß die gröſßte und aufrichtigſte Hochachtung. Wir waren aber beyde Anfangs gegen einander

etwas verlegen, da er weder englisch noch französisch sprach, und ich das Deutsche nicht verstand. Durch das Lateinische konnte ich mich mit ihm nicht besser verständigen, weil unsere verschiedenartigen Aussprachen es uns gleichfalls zu einer Art von Kauderwälsch machten. Unterdeß gewöhnten sich unsere Ohren allmählig an diese Verschiedenheit, und ich hatte alle mögliche Ursache, mit der Zeit sehr zufrieden zu seyn, die ich in Gesellschaft dieses Ehrwürdigen zubrachte, der sechs Monate nachher starb.

Wir durchreiseten das ganze südliche Deutschland, ohne ein Wort von der Landessprache zu verstehen, was mir oft sehr lästig war. An einigen Orten half ich mir indeß doch bey den Wirthen, und sogar bey einigen Postillionen, mit dem Lateinischen durch. Ich fragte einmal meinen Bedienten, wie er es anfinge, sich verständlich zu machen? Er sagte ganz lustig zu mir: „er spräche schlecht englisch zu den Leuten, und „sie machten deutsch darauf“ (qu'il leur parlait „mauvais anglois, et qu'ils en faisoient de l'Al„lemand).“ Vielleicht steht hier eine ziemlich sonderbare Bemerkung über die Analogie der englischen Sprache mit ihren Nachbarinnen nicht am unrechten Orte. Alle Worte, die Lebensbedürfnisse ausdrücken, kommen in jener aus dem Deutschen, so

wie hingegen alles, was Gegenſtände des Luxus und beſonders der Tafel betrifft, aus dem Franzöſiſchen. Der Himmel, die Erde, die Elemente, die Namen der Thiere, der Meubeln, die nothwendigen Gerichte: alle oder die meiſten dieſer Wörter ſtammen im Engliſchen aus dem Deutſchen her; die Kleidermoden und alle Küchengegenſtände aber hat die Sprache der Britten aus dem Franzöſiſchen entlehnt, und das trifft ſo genau zu, daß die Namen der Thiere, die zur gewöhnlichen Nahrung dienen, im Engliſchen die nämlichen, wie im Deutſchen ſind: z. B. ox, calf, sheep, aber wenn ſie auf den Tiſch gebracht werden, ihren Namen ändern, und aus dem Franzöſiſchen kommen, wie: beef, veal, mutton. Jeder Leſer wird leicht die Urſache davon einſehen

Wir trafen in Linz die Frau Dauphine an, die nach Paris ging. Wir bedauerten ſehr, nicht acht Tage früher angekommen zu ſeyn; unterdeſſen waren noch immer Luſtbarkeiten genug zu ſehen, uns zu entſchädigen. Wir langten in Wien an, wo wir nicht länger, als vierzehn Tage oder drey Wochen zuzubringen geſonnen waren; aus denen aber wegen der guten Aufnahme, die uns widerfuhr, ein ganzes Jahr ward.

Sechs und dreyßigſtes Capitel.

Aufenthalt in Wien. — Beſchreibung des Hofes daſelbſt.

Mylord Stormont, den ich ſchon kannte, war engliſcher Ambaſſadeur am Wiener Hofe; auch ſtand ich mit dem Geſandtſchaftsſecretair deſſelben, Herrn Langlois, in Freundſchaft. Ich rechnete viel auf das mir vom Herzoge von Braganza gegebene verbindliche Verſprechen, ſo, daß ich an der guten Aufnahme nicht zweifelte, die uns in Wien wiederfahren würde. Lord Stormont ſtellte uns dem Kaiſer und der Kaiſerinn vor. Der Kaiſer ſagte ſogleich zu uns: „Wir haben uns in Italien geſehen;“ und da die Kaiſerinn erfuhr, woher wir kämen, ſagte ſie: „Ach! Sie kommen aus Italien? Sie haben „alſo meine Kinder geſehen?“ — Dieſe große Fürſtinn konnte damals (wie ſie es pflegte) mehr als je die nämlichen Worte zu allen Fremden ſagen, da ſie vor Kurzem ſo glücklich und mächtig ward, ihren Kindern die größten Etabliſſements zu verſchaffen, von denen nur irgend eine

Geſchich-

Geſchichte ein Beyſpiel aufzeigt. Von vier Töchtern, die ſie vermählt hatte, war die eine Königinn von Frankreich, die andere Königinn von Neapel, die dritte Herzoginn von Parma, und die vierte gewiſſermaßen Regentinn von Ungarn, wo ſie den Staat einer Königinn führte. Der älteſte ihrer Söhne war Kaiſer, der zweyte Großherzog von Toscana, der dritte regierte die Lombardey und lebte zu Mayland als ſouverainer Fürſt, der vierte war Coadjutor des Churfürſtenthums Cölln, Biſchof von Münſter und Großmeiſter des deutſchen Ordens. Noch blieb der Kaiſerinn das Königreich Böhmen, wo ſie einem Schwiegerſohn eine Herrſchaft geben konnte, wenn ſie die Erzherzoginn Eliſabeth einmal vermählen würde, ſo, daß alle ihre Kinder nun ſouverain waren, oder doch gewiſſermaßen dafür gelten konnten, weil diejenigen, die in der Lombardey, in Preßburg, oder in irgend einem andern Theile ihrer Staaten reſidirten, in ihren Wohnörtern eben daſſelbe Anſehen, als ſie ſelbſt, genoſſen.

Faſt während eines Jahrs, das ich mich in Wien aufgehalten, habe ich Gelegenheit genug gehabt, den Charakter dieſer Fürſtinn genau kennen zu lernen, und ich kann mit Wahrheit behaupten, daß die Jahrbücher der Zeiten uns

wenige Regenten von Nationen aufſtellen, deren Tugenden und groſſe Eigenſchaften mit einem helleren Glanze, als Maria Thereſia, geſtrahlt hätten. Ihre Standhaftigkeit in Unglücksfällen, der Geiſt und die Thätigkeit, mit der ſie ſich aus ihnen herauszuziehen verſtand, die Weisheit ihrer Regierung, die Wahl ihrer Miniſter, ihre Mäſſigung, und ihre Liebe gegen ihre Völker ſind der ganzen Welt bekannt; aber man muß in ihren Staaten und beſonders in Wien gelebt haben, um ihre Privattugenden gehörig kennen zu lernen. Ihre Liebe zu ihren Kindern, und die beſondere Sorgfalt, die ſie für deren Erziehung trug; ihre Frömmigkeit, ihre Freygebigkeit gegen alle, die ſich ihr nahten; ihre Beſtändigkeit in der Freundſchaft gegen diejenigen, die ſie der ihrigen würdig achtete, ihre Art, mit ihnen zu leben: alles dieß könnte Stoff zu einer eben ſo langen, als wahren Lobrede auf ihre Herz und ihren Geiſt abgeben. Nichts war einnehmender, als die Anmuth, mit der ſie ſich jährlich bey den Groſſen ihres Hofes, die ſie liebte, auf den Landſitzen derſelben oder in ihren Palläſten in der Stadt, ſelbſt zu Gaſte bat. Geſchah dieß auf dem Lande, ſo verfügte ſie ſich, von ihrer Leibwache begleitet, dahin, die ſie aber an der Thüre verließ. Sie blieb alsdann nur durch ihre Un-

terthanen (ſie konnte ſie ihre wahren Freunde nennen) bewacht. So habe ich ſie bey dem Prinzen Eſterhazy und bey dem Grafen Palfy in Ungarn in deren Gärten ſpatzieren, oder ſich mit einem Buche, oder weiblichen Arbeiten im Grünen, oft niederlaſſen geſehen. Der Herr des Hauſes hatte dann die Aufmerkſamkeit, anzubefehlen, daß man ſie in dieſen Augenblicken ihrer Einſamkeit nicht unterbräche. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jedermann Beſcheidenheit genug beſaß, mit ihr an ſolchen Stellen nicht zuſammenzutreffen. Kurz, ich weiß nicht, was man mehr bewundern muß: ob die äußerſt humane und zutrauliche Art, auf welcher die Kaiſerinn mit ihren Unterthanen umging, oder die empfindungsvolle Erwiederung von Liebe und Verehrung, die ſie dagegen von allen ihr gewidmeten Herzen zurück empfing?

Der Kaiſer folgte darin dem Beyſpiele ſeiner erlauchten Mutter. Ich habe von ſeinem zuthunlichen Weſen in Rom ſchon geredet. Er zeigte ſich eben ſo in Wien, nur mit dem Unterſchiede, daß, da er hier nirgends andere Perſonen um ſich ſah, als die er liebte, er immer von vergnügtem und heiterm Weſen ſchien, das auſſerordentlich für ihn einnahm. Ich habe die Ehre gehabt, mich oft in ſeiner Gegenwart zu

befinden, entweder in Opernlogen, oder in Häu-
sern seiner Unterthanen, und habe immer jene
Höflichkeit an ihm bemerkt, die schon eine Pri-
vatperson liebenswürdig machen müßte, und die
gleichwohl bey ihm stets von einer mit seinem
Charakter unzertrennlichen Würde begleitet war.
Ich fühle, wie äußerst lächerlich es seyn würde,
auf die höflichen Ausdrücke eines Fürsten, der sich
nie anderer bediente, eine Art von Gewicht der
Eitelkeitsweide legen zu wollen, und man wird mich
eines solchen Unsinnes nicht für fähig halten,
wenn ich hier erzähle, daß er eines Tags, als
ich mit einigen Damen seines Hofes Whist spiel-
te, sich dem Tische nahte. Die Damen standen
auf und setzten sich wieder nieder, ich hingegen
blieb stehen. Er nahm mich unter den Arm,
und sagte zu mir: „Setzen Sie sich doch, Herr
„**, ich glaube, Sie halten sich über mich auf.“
Ein anderes Mal habe ich ihn in einem Gesell-
schaftstheater im Parterre gesehen: es war bey
dem Grafen von Palfy in Preßburg. Er war
in Uniform, und fühlte sich an den Ellbogen von
Jemand gestoßen, der ihn sicher nicht kennen
mochte. Er wandte sich schnell um, und da er
sah, daß es ein Kammerdiener sey, der Erfri-
schungen für die Gesellschaft herumtrug, machte
er ihm mit den Worten Platz: „Er hat Recht,

„er hat hier mehr zu thun, als ich.“ — Eines andern Abends, da groſser Zirkel und Spiel bey Hofe war, er ſelbſt aber niemals ſpielte, erzeigte er mir, als er bemerkte, daß ich faſt der einzige war, der auch nicht ſpielte, die Ehre, auf mich zuzukommen, und ſich mit mir ins Geſpräch einzulaſſen. Beſonders bey dieſer Unterredung war es, daß mir die ſchönſte Gelegenheit ward, ſeinen durchdringenden Geiſt und die Gründlichkeit ſeines Urtheils kennen zu lernen. —

Am Tage unſerer Einführung bey Hofe führte uns Lord Stormont zu den zwey Hauptminiſtern, dem Fürſten von Kaunitz und dem Fürſten von Colloredo, wobey er uns auch allen übrigen dort befindlichen Perſonen vom Hofe vorſtellte. Den Tag darauf gab uns ſein Secretair eine Liſte aller Vornehmen, mit denen man uns den Tag zuvor bekannt gemacht hatte. Wir lieſſen vor ihrer Thür unſere Namen einſchreiben, und das brachte uns Einladungen zur Mittagstafel bey allen Mitgliedern des hohen Adels zuwege, wodurch ſich denn unſer Aufenthalt in Wien von Tage zu Tage und von Woche zu Woche, bis in das andere Jahr hinaus, verlängerte.

Der Herzog von Braganza hatte mir wohl geſagt, daß ich, wenn ich nach Wien käme, ſehen

würde, ob er mein Freund sey. Er stand dort in einem so großen Ansehen, daß er es in seiner Gewalt hatte, mir es zu Statten kommen zu lassen, was er auch mit aller der Wärme und dem Eifer that, den er nur gegen einen Mann hätte zeigen können, gegen welchen er die größten Verbindlichkeiten gehabt hätte; gleichwohl konnte ich mir kein Verdienst um ihn zuschreiben, als das seinige, da ich ihn in Turin angetroffen, gehörig zu empfinden, und mir die Ehre seiner Bekanntschaft sehr angelegen seyn zu lassen.

Der Herzog von Braganza stand Anfangs in hohem Credite bey dem Könige von Portugal; allein der Graf von Oeyras, nachheriger Marquis von Pombal, der damals schon zu steigen begann, sah, daß der Geist und die Fähigkeiten des Herzogs immer ein Hinderniß seines Ehrgeitzes seyn würden, zettelte daher hunderterley Intriguen gegen ihn an. Es gelang ihm endlich, ihm Gelegenheiten zur Unzufriedenheit zu geben, welche den Herzog die Partey zu ergreifen zwangen, sich aus seinem Vaterlande zu entfernen, und eine Reise nach den Höfen in Europa zu thun. Er kam zur Zeit des letzten Krieges nach Wien, bot der Kaiserinn seine Dienste an, und zeichnete sich bald in der Armee durch seine Tapferkeit, seinen Eifer, seinen Edelmuth

und ſeine Menſchlichkeit ſo glänzend aus, daß er, ob er gleich kein eigentliches Commando führte, und ſich faſt immer als Freywilliger bey der Armee befand, doch zum Abgott der Soldaten geworden war, und bey verſchiedenen Gelegenheiten ſeine perſönliche Tapferkeit den Ausſchlag in wichtigen Treffen gab, in denen er noch mehr, als die Geſchicklichkeit des eigentlichen befehlhabenden Feldherrn, zum Siege beytrug. Die Dankbarkeit der Kaiſerinn gegen ihn in der Unterſcheidung, mit der ſie ihm begegnete, bewog ihn, ſich in Wien niederzulaſſen. Miniſter und Hofleute ſtimmten alle in die ihm ſo ſehr gebührende Achtung ein; ſein ungemeines Verdienſt erhob ihn über den ſonſt auf der großen Bühne der Welt ſo gewöhnlichen Neid. Die Frauenzimmer glaubten in ihm einen jener wahren Ritter zu ſehen, die man faſt nur aus den Beſchreibungen alter Romane mehr kennt. Er huldigte ihnen allen mit wahrer antiker Galanterie, hielt ſich aber beſonders an die Fürſtinn Eſterhazy, welche bey der Kaiſerinn in vorzüglicher Gunſt ſtand. Kurz, er hatte ſehr viel Geiſt, Seelengröße und die feinſte Empfindung für Ehre, Liebe und Freundſchaft. So war der Freund, den ich in ihm in Wien zu finden die Ehre hatte, beſchaffen. Er ſorgte ſo ſehr dafür, in der beſten Ge-

ſellſchaft eine gute Meynung für mich zu erwek-
ken, daß ich innerhalb acht Tagen zur Vertrau-
lichkeit derjenigen zugelaſſen wurde, die er am
meiſten liebte; beſonders aber zu der des Fürſten
Kaunitz, ob dieſer ſich gleich ſonſt nur mit
ſehr vieler Zurückhaltung mitzutheilen pflegte.

Das Leben, welches man in Wien führt, iſt
von einer vernünftigern Geſelligkeit, als ich ſonſt
irgendwo im geſellſchaftlichen Umgang angetrof-
fen habe. Man ißt ſehr oft zuſammen, man
ſchwatzt oder ſpielt nach Tiſche bis gegen Abends;
alsdann geht es ins Schauſpiel oder in Häuſer,
wo es Aſſembleen giebt, in denen jeder ſeine Par-
tie macht, wie es ihm gefällt; oder man beſucht
auch kleinere geſchloſſene Geſellſchaften von Freun-
den, die man alle Tage in den Häuſern der Mi-
niſter oder anderer Leute von der groſſen Welt
antrifft. Man bringt ſein Schärflein von Geiſt
und Luſtigkeit mit hinzu; beſonders läßt ſich nir-
gends Adelſtolz blicken. Ich behaupte daß allen
denen zum Troß, die von den Deutſchen reden,
ohne ſie in ihrem Lande gekannt zu haben, und
über dieſen Punkt andere der Nation nachtheili-
ge Nachrichten verbreiteten. Unter Adelſtolz muß
man ſich, glaube ich, ein ehrenfeſtes, ernſtes,
rauhes Weſen und ein wenig Dummheit, in glei-
cher Doſis vermiſcht, denken. In dieſem Sinne

genommen, darf ich ſagen, giebt es weniger Adelſtolz in Wien, als in mancher andern europäiſchen Hauptſtadt, von der man ſich nicht auf das Entfernteſte träumen läßt, daß ſie an dieſer Geſellſchaftspeſt kranke.

Freylich iſt es wahr, daß das Haus Lothringen nicht wenig dazu beygetragen hat, von dem Wiener Hofe die dort herrſchende ſtrenge Etiquette zu verbannen. Franz I. ließ verſchiedene ſeiner Kronbeamten zu ſeiner Tafel zu; er verlebte den größten Theil ſeiner Zeit in ihrer Geſellſchaft, erheiterte die Unterredung mit lebendiger guter Laune und erzählte mit Geiſt und Munterkeit. Sein Arzt hat mir verſchiedene allerliebſte Anekdoten von ihm erzählt, die von ſeinem ſanften Charakter und ſeiner Gutherzigkeit zeugen. Er ward daher auch von allen ſeinen Hofleuten beynahe angebetet. Ich habe verſchiedene nicht anders, als mit Thränen in den Augen, von ihm und ſeiner Güte reden hören.

Sieben und dreyßigſtes Capitel.

Ueber den Fürſten Kaunitz und einige andere Perſonen des Wiener Hofes.

Der Wiener Hof iſt durch die Menge groſſer Herren und Fürſten aus den erſten Häuſern Deutſchlands, welche mit ihm in naher Verbindung ſtehen, ſehr prächtig. Es iſt nichts Auſſerordentliches, regierende Herren ihre Aufwartung in der Kaiſersburg machen zu ſehen; ich habe daſelbſt einen Bruder und Neffen des Königs von Pohlen, einen Bruder der Czarinn, einen Prinzen von Heſſen, von Anhalt und von Sachſen unter dem Haufen der Hofleute angetroffen. Der Fürſt Eſterhazy, der Fürſt Lichtenſtein ſind gröſſere Unterthanen, als irgend ein Unterthan des Königs von Frankreich, England oder Spanien; ſie haben eben ſo beträchtliche Einkünfte, als die Reichſten, die jene Länder aufweiſen können, und genieſſen noch weit gröſſerer Privilegien. Ich bin bey dem Fürſten Eſter-

hazy in Ungarn geweſen. Er hatte vor ſeinem Schloſſe ein Lager von zweyhundert Mann Leibwache, einen Gardecapitain, der mit ihm an der Tafel aß. Nach der Mittagsmahlzeit ſpielte eine Capelle von trefflichen Muſikanten, während man Kaffee trank. Er beſoldete jährlich zwey Schauſpielergeſellſchaften, eine deutſche und eine italieniſche. Ich habe keinen einzigen Unterthan in ganz Europa einen ſolchen Staat führen geſehen. Wir waren eben in Presburg, als er der Kaiſerinn, eine halbe Meile von der Stadt, einen Ball und ein Souper gab; letzteres war von zweyhundert Couverten, und die beym Ball gereichten Erfriſchungen wurden von funfzig Perſonen aus ſeiner Leibwache herumgetragen, denen er für dieſes Feſt goldgeſtickte Uniformen machen ließ.

Der Herzog von Würtemberg hatte ſich auch ehemals mit dem öſtreichiſchen Hauſe verbunden, und führte dieſem im letzten Kriege nicht weniger als zehntauſend Mann Hülfstruppen zu. Bey dieſer Gelegenheit eine nicht üble Anekdote! Der Herzog erhielt ein beſonderes Commando, um damit in die Oberlauſnitz einen Einfall zu thun. Als er ſich darin feſtgeſetzt und einige Gefangenen gemacht hatte, ſchrieb er an den König von Preußen, demſelben eine Auswechſelung

anzutragen. Dieſer hatte damals in ſeinem Dienſte den Prinzen Ludewig, Bruder des Herzogs von Würtemberg, und gab letzterem folgende Antwort auf obbeſagten Antrag: „Ich habe, mein Herr, „(ließ er ihm ſchreiben) Ihren Brief empfangen, und „erfahre daraus, daß Sie Krieg gegen mich führen; „es iſt Ihrem Bruder von mir aufgetragen wor„den, Ihnen die Antwort zu ertheilen.“ Er ließ darauf den Prinzen Ludewig mit fünftauſend Mann gegen den Herzog und deſſen zehntauſend Mann ausrücken, um ihn aus der Lauknitz wieder zu vertreiben, was auch ausgeführt ward. —

Die Geſellſchaft, in der ich meine Zeit am meiſten zubrachte, war die des Fürſten Kaunitz. Er machte das Leben des ganzen Zirkels, der ſich um ihn befand, aus. Seine beſtändigen Beſchäftigungen, verbunden mit dem Anſehen, das ihm fünf und zwanzig Jahre einer glücklichen, weiſen und tadelloſen Verwaltung gaben, machten, daß natürlicherweiſe alle diejenigen, aus denen jener Kreis beſtand, nichts dachten, als ſeinen Geſchmack zu ſtudieren, und ihm die Augenblicke ſeiner Muſſe angenehm zu machen. Die Damen von Thun und Wollſtein, die Gräfinn von Bergen und einige andere ſehr liebenswürdige vornehme Frauenzimmer, der Herzog von Braganza und Mylord Stormont

machten die Grundlage der Geſellſchaft in ſeinem Hauſe aus. Hierzu kamen noch einige Fremde und andere Männer, bey denen Geiſt und Talente den Mangel von Geburt erſetzten, und denen der Fürſt nähern Zutritt zu ſeiner Perſon geſtattete. Unter andern glänzte der Hofmedicus Laugier darin durch ſeinen Geſchmack, ſo wie durch die Zartheit und Annehmlichkeit ſeines Verſtandes und die Ergiebigkeit ſeiner Einbildungskraft. Niemand hatte mehr, als der Fürſt, über das nachgedacht, was zum angenehmen Leben gehört; niemand verſtand ſich beſſer darauf, es zu genieſſen und andern es genießen zu laſſen. Er pflegte zu ſagen: „wenn man zwanzig Jahre alt „iſt, jagt man das Vergnügen zu Tode; in den „Dreyßigen genießt man es; in den Vierzigen „ſchont man es; in den Funfzigen ſucht man „es, und in den Sechzigen ſieht man mit Be„dauern auf das Verſchwundene zurück (on le regrette!).“ Man hätte ihn den wahren St. Evremont von Wien nennen können, nur daß ſein Held (der Herzog von Braganza) ſchönere Eigenſchaften und wenigere Fehler, als der Graf von Grammont beſaß. Gewiß war der Fürſt von Kaunitz einer der erſten Miniſter, die jemals ein mächtiges Reich regiert haben. In weiſer und rechtſchaffener Verwaltung

ſteht er dem Herzoge von Sully nicht nach. Wie dieſem waren die Zügel der Regierung in ſchweren Zeiten, unmittelbar nach einem langen und koſtſpieligen Kriege, ſeinen Händen anvertraut worden. Er hatte, wie Sully, die gröſte Ordnung in die verfallenen öſtreichiſchen Finanzen gebracht, die Staatsſchulden bezahlt und den öffentlichen Credit ſo bündig hergeſtellt, daß, als ich mich in Wien aufhielt, die Zinſen des Geldes ſchon unter ein Procent ſtanden. Aus Mäßigung gab er dieſes Departement einem Andern ab, um ſich blos mit dem der auswärtigen Angelegenheiten zu beſchäftigen, welches auch die Regierung der flandriſchen, italieniſchen und anderer entfernteren Beſitzungen des Hauſes Oeſtreich in ſich begreift. Er genoß ſo ſehr des öffentlichen Zutrauens, daß es ihm in dem letzten Kriege niemals an Geld mangelte. Der Hofbanquier, Baron von Friis, hat mir ſelbſt geſagt: er habe mehrmal nur auf ein paar Worte vom Fürſt Kaunitz die gröſten Contracte geſchloſſen; ſo ſehr rechnete man auf die Sicherheit der ſtets zum Ziel treffenden Maaßregeln, die der Fürſt in allem, was er that, nahm. Es wurde in ſolchen Fällen nur an den Baron geſchickt. Der Fürſt ſagte zu ihm: „Wir brauchen ſo und ſo viel Millionen, ſolch und ſolch

„ein Capital, das in ſo und ſo viel Zeit wieder „einkommen wird.“ — Mehr verlangte der Banquier nicht. Er ſchrieb an Madame Nettine nach Brüſſel, an Herrn de la Borde nach Paris und anderwärts hin. Die Anleihe kam zu Stande, und es fehlte nie, daß nicht die Fonds auf den beſtimmten vorher verſprochenen Augenblick wieder zurückgezahlt wurden.

Der Fürſt von Kaunitz hat mir ſelbſt erzählt, daß er eines Tages in einer über die Finanzen gehaltenen Rathsverſammlung, in welcher die Kaiſerinn zugegen war, eine Taxe vorgeſchlagen habe, für welche die Pächter einen Preis, ſehr unter dem Werthe derſelben, geboten hätten; der Rath ſey unterdeſſen doch der Meynung geweſen, man müſſe ſich mit dem von ihnen geſchehenen Anerbieten begnügen; nur der Fürſt Kaunitz widerſetzte ſich, und trug darauf an, die Auflage einer Regie anzuvertrauen. Er erhob, ohne den Unterthanen im Mindeſten läſtig zu fallen, zwey Millionen Gulden mehr, als das von den Pächtern geſchehene Gebot betragen hatte, und brachte mit Anfange des Jahrs dieſe Summe der Kaiſerinn zum Neujahrsgeſchenk, wie er ſich ausdrückte, ins Zimmer.

Unter der Verwaltung des Fürſten Kaunitz ſah man überall das Land wohl angebaut, die

Heerſtraßen gut unterhalten, den Handel zunehmen und blühen. Nie hat der Neid einer einzigen Handlung des längſten Miniſterii etwas anhaben können, von dem man unter einer unumſchränkten Regierung ein Beyſpiel findet. — Endlich iſt wohl der ſtärkſte Beweis, der ſich für die Rechtſchaffenheit ſeiner Handhabung der Geſchäfte anführen läßt, der: daß weder die Feinde noch Mißgünſtigen des Fürſten ihm Laſter oder Fehler beymeſſen konnten, und, um nur etwas gegen ihn vorzubringen, ſein Privatleben durchſuchen mußten, etwa einige Sonderbarkeiten des Mannes auszuforſchen. Einer jener Neider, den der Fürſt gleichwohl mehrmal Dienſte erzeigt hatte, beging eines Tags die Unvorſichtigkeit, mich an ſeiner Tafel ſelbſt mit einigen läppiſchen Bemerkungen dieſer Art zu unterhalten. Er wollte ſogar anfangen, ihn gegen mich ein wenig lächerlich zu machen; allein ich unterbrach ihn und ſagte: „Mein Herr, der größte Lobſpruch, den „man auf einen Miniſter machen kann, welcher „fünf und zwanzig Jahre lang an der Spitze „der Geſchäfte geſtanden hat, iſt wohl der, wenn „man ihm nichts weiter vorzuwerfen weiß, als „was Sie mir da eben von ihm erzählen.“

Der Fürſt von Kaunitz durchſchaute alle Weltbegebenheiten mit einem höchſtſcharfſichtigen

Blicke

Blicke und groſser Menſchenkenntniß; er beſaß dabey eine ſolche Leichtigkeit in der Arbeit, daß er zu gleicher Zeit oft mehrere Secretairs mit Dictiren beſchäftigte. Im Publico war er ſehr ernſthaft, mit ſeinen Freunden aber von einer ſanften und angenehmen Munterkeit. Er ehrte die Tugend und die Wahrheit, und hatte einen ſo entſchiedenen Widerwillen gegen jede Lüge, daß er ſich niemals mit einem Zweyzüngler, von welchem Range dieſer auch ſeyn mochte, in Unterredung einließ, ſobald er es nur irgend vermeiden konnte. Er hielt mich einmal in einer Aſſemblee lange vor ſich ſtehend im Geſpräch feſt, ohne daß er mir etwas Beſonderes zu ſagen gehabt hätte. Als ich Miene machte, mich zu beurlauben, bat er mich zu bleiben. „Gehen Sie „noch nicht,“ ſagte er, „ich ſehe dort den Fürſten „von **, der nur darauf lauert, mich frey zu „ſehen, um mit mir zu reden; aber es iſt ein „Lügner; mir iſt nicht wohl bey ihm, daher will „ich ihn nicht ſprechen.“

Unter den damals am Wiener Hofe glänzenden Frauenzimmern waren die Fürſtinn Lichtenſtein, und beſonders die Fürſtinn Charles, die Fürſtinn Auersperg und die Herzoginn von Aremberg die merkwürdigſten. Dieſe, obgleich die erſte Unterthaninn der Kaiſerinn in Flandern,

war in Wien wie eine Fremde, und kam nur ſelten hin. Sie war äußerſt ſchön, aber von einer ſolchen Zurückhaltung, daß man ſie für Stolz hielt. Der Herzog von Braganza gab ihr bey allen Gelegenheiten den Arm, und ſpielte überall die Rolle ihres erklärten Bewunderers. Er ſtellte mich eines Tags, bey dem Fürſten Kaunitz, ihr vor, ihre Spielpartie zu machen, und die Wendung, die er dabey nahm, ſchien mir neu und galant zu ſeyn. „Frau Herzoginn," ſagte er, „erlauben Sie mir, daß ich „mir die Ehre nehme, Ihnen einen meiner Freunde vorzuſtellen, dem ich tauſend Verbindlichkeiten ſchuldig bin." — Darauf wandte er ſich gegen mich und ſagte: „Mein Herr, mir deucht, „Sie ſind abgethan!" (il me semble que nous sommes quitte.)

Der Prinz de Ligne, einer der erſten vornehmen Herren aus Flandern, hielt ſich auch in Wien auf. Ich würde zehn Seiten nöthig haben, ihn zu beſchreiben, und man würde denn doch vielleicht ſeinen Charakter dadurch nicht gehörig kennen lernen. Es ſey alſo genug geſagt, daß jeder Zug, der ſich von ihm erzählen ließe, ihn als ein Muſter von Annehmlichkeit und Liebenswürdigkeit zeigen würde. Keine lieblichere Geſellſchaft läßt ſich denken, als die ſeinige, be-

ſonders wenn er ſich mit dem Chevalier de Bouffleurs zuſammen befand, der ſich um dieſe Zeit auch in Wien aufhielt.

Ich hatte das Vergnügen, oft mit ihnen bey der Gräfinn Eſterhazy, der Gräfinn Lignowsky und in einigen andern Häuſern zu eſſen. Nichts Glänzenderes und Beſteiteres läßt ſich denken, als die dortige Unterhaltung; beyde dieſer Herren fanden ein Vergnügen daran, kleine Verſe zu machen, und bisweilen waren dieſe recht allerliebſt. Der Chevalier galt mit Recht für einen der angenehmſten Dichter Frankreichs. Er hielt ſich ſeit einem halben Jahre in Wien auf, von wo er ſich vorgenommen hatte, nach Pohlen in den Krieg zu ziehen. Nach der Zeit machte er eine Reiſe nach der Schweiz, von wo aus er an ſeine Mutter jene geiſtvollen Briefe ſchrieb, die nachher gedruckt worden ſind, und in denen man die feinſten Züge von Witz und guter Laune angetroffen hat.

Die Mutter des Ritters von Bouffleurs (die Frau Marquiſe von Bouffleurs) iſt eine Dame von vielem Geiſt; übrigens muß man ſich hüten, ſie mit der Gräfinn Bouffleurs zu verwechſeln, von der ich weiter oben in meinen Memoiren geredet habe. Jene übertrifft die[illegible] an Geſtalt, an Annehmlichkeiten, an Witz und

Vernunft; unterdeß war auch die Marquiſe ſehr liebenswürdig. Sie hielt ſich viel in Lothringen auf, und man ſagt ſogar, daß der, obgleich damals ſchon ziemlich bejahrte, König von Pohlen Stanislaus gegen ſie nicht ohne gewiſſe zärtliche Geſinnungen war. Er wußte, daß ſein viel jüngerer Kanzler ein großer Anbeter dieſer Dame ſey. Einmal, da dieſer zu ihr ins Zimmer trat, verließ er ſie mit ein paar Abſchiedsküſſen auf die Hand, und ſetzte, zärtliche Blicke auf ſie werfend, hinzu: Mein Kanzler wird Ihnen das Uebrige ſchon ſagen.

Bald nachher wurde der Erzherzog Maximilian zum Coadjutor des deutſchen Ordens aufgenommen, von dem der Prinz Carl Großmeiſter war. Bey dieſer Gelegenheit fielen glänzende Luſtbarkeiten bey Hofe vor. Ich will hier nicht unternehmen, ſie alle zu beſchreiben; unterdeſſen kann ich doch nicht ganz von einem Maskenballe ſchweigen, der eine halbe Meile von der Stadt, in dem Hauſe des Prinzen Eugen, gegeben wurde. Obgleich das dazu beſtimmte Gebäude ſchon ſehr groß war, wurde doch noch ein Saal, vierhundert Fuß lang, an der ganzen Antlitzſeite daran gebaut. Dieſe Façade war durch mehr als hunderttauſend Lampen erleuchtet. Nach der Illumination der St. Peterskir-

che zu Rom habe ich nie eine prächtigere geſehen. In den Zimmern brannten mehr als achtzehntauſend Wachskerzen. Es befanden ſich gegen ſechstauſend Perſonen auf dem Balle, und der Intendant des Feſtes ſagte zu mir: „man „hätte ſich auf ein Abendeſſen für zehntauſend „angeſchickt.“ — Es war für alles ſo gut geſorgt, daß auf den Fall der ſich etwa dabey ereignenden Unglücksfälle Betten, Aerzte, Wundärzte, ſogar Hebammen, in Bereitſchaft waren.

Die Kaiſerinn wollte nachher mit ihrer ganzen Familie nach Presburg gehen, und die Erzherzoginn Maria Chriſtina reiſete voraus, um ſie dort zu empfangen. Ich ging mit Mylord Algernon Percy und Herrn Greenville, Sohn des Mylord Warwick, hin. Der Fürſt von Eſterhazy und der Graf Palfy zeichneten ſich unter den vornehmen ungariſchen Herren, welche die Kaiſerinn bey ſich aufnahmen, aus. Ich habe ſchon im Anfange dieſes Capitels von den Luſtbarkeiten, die erſterer gab, geredet.

Presburg iſt ein an der Donau gelegener ziemlich ſchöner Ort, und macht die Hauptſtadt von Oberungarn aus. Die Landſtände werden dort gehalten, und er iſt zu gleicher Zeit die Reſidenz der Regierung. Die Erzherzoginn Maria

Chriſtina hält ſich gewöhnlich mit ihrem Gemahle, dem Prinzen Albert von Sachſen und General-Feldherrn von Ungarn, dort auf.

Sie hatte einen prächtigern Hof als manche europäiſche Könige, und machte mit äußerſt groſſer Artigkeit und allerliebſter Grazie die Honneurs deſſelben. Unter ihren Schweſtern war ſie die ſchönſte, und tanzte mit ſo viel Leichtigkeit und Anmuth, daß man ſich keinen entzückendern Anblick vorſtellen kann. Die Kaiſerinn ſagte einmal bey Gelegenheit der Geſellſchaft in dieſem Saale zum Herzoge von Braganza: „Ich „fühle mich hier immer ſo gerührt, daß mir beynahe das Weinen ankommt; es iſt hier einmal „ein Auftritt vorgefallen, welchen mein Herz niemals vergeſſen wird.“ — Ich fragte den Herzog noch denſelben Abend, was ſie unter der Begebenheit gemeint hätte, und er erzählte mir folgendes: „Als die Kaiſerin-Königinn von ihren Feinden ſich ſo gedrängt ſah, daß ihr kaum noch eine Stadt in Deutſchland übrig geblieben war, in der ſie ihre Wochen halten konnte, begab ſie ſich nach Presburg und ließ dort die Stände zuſammenkommen. Sie war damals jung, äußerſt ſchön und beſonders von einer blendenden Weiße. Sie erſchien mitten unter den ungariſchen Magnaten in einem ſchwarzen Kleide, aber im ganzen

Glanze ihrer Schönheit und — mit ihrem damals nur erſt zwey oder dreyjährigen Sohne auf dem Arme. Als ſie ſich auf ihrem Throne niedergelaſſen, und in der Verſammlung die tiefſte Stille herrſchte, ſtand ſie auf, lieferte ihren Sohn einer ihrer Hofdamen, und hielt eine Rede in lateiniſcher Sprache (ſie verſtand ſich ſehr wohl darin auszudrücken), und ſtellte den Magnaten mit den rührendſten Worten die traurige Lage, in der ſie ſich befände, vor. Sie wurde dabey ſo bewegt, daß der gute ungariſche Adel ganz in Thränen zerſchmolz. Da ſie zuletzt ſagte: „ſie ſähe „weiter keine Rettung für ſich, als in dem „Eifer ihrer guten Ungarn, und wäre gekom„men, die Landſtände um ihre Hülfe anzuflehen,“ äußerte ſich eine ſolche Bewegung unter den Magnaten, daß ſie alle in dem nämlichen Augenblicke auffuhren, ihre Säbel zogen und ausrieſen: Moriamur pro rege *) nostro, Maria Theresia! Sie rüſteten auch darauf ſogleich eine Armee aus, welche ihre Landesmutter wieder auf den Thron ihrer Vorfahren einſetzte.

*) Laßt uns für unſern König, Maria Thereſia, ſterben! Dieß war der Ausdruck, deſſen ſich dieſe Magnaten, der Grammatik zum Trotz, bedienten; ſo ſehr hängen ſie an der Idee, nur durch Könige regiert zu ſeyn.

Ich habe einen Gelehrten in Wien kennen gelernt, der es unternommen hatte, das Leben der Kaiserinn nach Anleitung von Medaillen zu schreiben. Er war einfältig genug gewesen, diesen Zug auszulassen, der den schönsten Gegenstand zu einer Lebensgeschichte hätte abgeben können, wenn man diesen Ausruf der Magnaten zur Legende davon genommen hätte, und verwunderte sich nicht wenig, als ich ihm diese Idee an die Hand gab.

Acht und dreyßigstes Capitel.

Pesth. — Kempels Schachmaschine. — Prag, Dresden, Leipzig.

Ich hatte von einem Wunder von Automaten reden hören, welches Schach spielte, und dessen Erfinder, Hr. v. Kempel, ein ungarischer Edelmann sey. Ich verlangte es zu sehen, und spielte mit demselben eine Partie in Gegenwart verschiedener Ambassadeurs und anderer großen Herren, die dem Wettstreite beywohnen wollten. Von zwölf oder funfzehn gegenwärtigen Personen konnte keine das Mittel der Verbindung zwischen dem

Automäte und ſeinem Urheber gewahr werden. Ich habe es durch die Beſchreibung, die ich von dieſer Schachpartie in mehrere Journale und andere periodiſche Werke Europa's einrücken ließ, ſo gut bekannt gemacht, daß ich hier nichts weiter davon ſagen will.

Die Erzherzoginn Maria Chriſtina fragte mich den Tag darauf, was ich darüber dächte, und ſchien ſehr vergnügt, als ich ihr verſicherte: mir wäre nichts in Europa bekannt, was ich mit dieſer Presburger Erfindung vergleichen könnte. Gegen obigen Aufſatz machte ein gewiſſer Jemand, der mich nicht verſtanden hatte, mir öffentliche Einwendungen, die mich nöthigten, darauf zu antworten. Auch dieſe Antwort wurde in die Journale eingerückt. Da den folgenden Winter die Erzherzoginn meiner auf einem Balle anſichtig ward, rief ſie mir zu und fragte: ob ich nicht der Verfaſſer der Antwort ſey, die ſie eben den Morgen der Kaiſerinn vorgeleſen? und als ich mit Ja antwortete, erwiederte ſie: „Ich habe es meiner Mutter wohl geſagt, daß „es Herr ** iſt, der unſere Partey nimmt.“

Ehe ich Presburg verließ, hielt ich es für ſchicklich, daß wir der Erzherzoginn unſere Aufwartung machten. Mylord Algernon wollte nicht mit uns, aber Herr Robert Greenville

that es. Während wir uns im Zirkel befanden, kam er, um mir zu ſagen: die Oberhofmeiſterinn hätte uns auf den andern Tag zur Mittagstafel einladen laſſen; er hätte es aber verbeten und geſagt: wir ſähen uns genöthiget, ſogleich nach Wien zurückzukehren. Dieß that mir ſehr leid. Ich erwiederte ihm: eine ſolche Einladung ſey immer ein Befehl, den man ſich niemals entziehen müßte. Er ſah es ein, bat mich aber inſtändig, ihn nicht zu ſchanden zu machen, wenn man ſich etwa an mich wenden ſollte; ich möchte ihn ja nicht der Schmach ausſetzen, ſeine Schuldigkeit in ſolchem Falle ſo übel gekannt zu haben. Wirklich nahte ſich auch die Erzherzoginn einen Augenblick darauf zu mir und ſagte auf die allerleutſeligſte und verbindlichſte Weiſe: „Giebt es denn gar kein Mittel, Sie zu „überreden, morgen bey uns zu eſſen?“ So äußerſt unangenehm es mir auch war, in eine ſolche Weigerung mit eingeflochten zu ſeyn, ſah ich mich unterdeß genöthiget, aus Gefälligkeit gegen Herrn Greenville und aus Rückſicht auf Lord Algernon, den es beſchämt haben würde, nicht mit eingeladen worden zu ſeyn, auch zu behaupten, daß unumgängliche Nothwendigkeit uns dränge, Preßburg noch den nämlichen Tag zu verlaſſen. Dem zu Folge reiſeten wir un-

mittelbar nach Beendigung der Hofaſſemblee dahin ab.

Wir ließen uns immerfort die Reitze der Geſellſchaft in Wien gefallen, und ich beſchloß um ſo viel lieber noch den Winter daſelbſt zuzubringen, da der dortige Aufenthalt Mylord Algernon Percy ſehr nützlich war. Er ſah ſich in die Alternative geſetzt, ſich entweder bloß auf ſeine eigene Geſellſchaft einzuſchränken, oder auch die gute beſuchen zu müſſen. Es giebt in Wien für Fremde keine andere. Junge Leute ſind überhaupt ſehr geneigt, ſchlechte Geſellſchaft deswegen vorzuziehen, weil ſie ſich ungezwungener darin fühlen, allein ſie halten ſich auch gern zu der beſſern, ſobald ſie den Zutritt zu jener mit gröſſeren Schwierigkeiten verknüpft finden; und dieß iſt der Fall in Wien. Man ſpricht unter dem erſten Adel nichts als franzöſiſch; einen Stab tiefer herunter hört man dieſe Sprache niemals reden, und deswegen fühlen Fremde nur Zwang und Langeweile in ſolcher Geſellſchaft.

Ich war alle Tage beym Fürſten Kaunitz, der mich mit ſeinem Wohlwollen beehrte. Durch ſeine Güte für mich, verbunden mit der Freundſchaft des Herzogs von Braganza, und der Höflichkeit des Mylord Stormont, verſchwand mir die Zeit in dieſer Stadt aufs Angenehmſte und

Schnellſte. Ich glaube, daß ich noch dort ſeyn würde, wenn unſere Abſicht, nach Rußland zu gehen, mich nicht genöthiget hätte, die Abreiſe zu beſchleunigen. Der Fürſt Kaunitz erzeigte mir, als ich Abſchied von ihm nahm, die Ehre, mir ſein Portrait zu ſchenken. Er lud mich ein, einmal wieder nach Wien zurückzukommen, und bot mir, um mich noch ſtärker dazu zu bewegen, auf den Fall ein Zimmer in ſeinem Hauſe an. Ich habe auch ſeitdem in England Briefe von ihm empfangen, worin er in mich drang, ihm Wort zu halten; er ſchrieb mir, daß mein Zimmer auf mich warte. Ich hatte ſehr große Luſt, ihn zu beſuchen, da ich ihm höchſt ergeben war, und dieß Verlangen iſt auch nie bey mir erloſchen, obgleich die Umſtände ſich nicht ſo haben ſchicken wollen, die Mittel, jene Luſt zu befriedigen, finden zu können.

Wir gingen durch Böhmen, welches mir, dem äußern Anſehen nach, ein eben nicht ſehr angenehmes Land zu ſeyn ſchien. Hauptſächlich iſt es ein Kornland; allein man trifft auch noch viele Wälder darin an, die ſo voller Wild ſind, daß es faſt allen Glauben überſteigt. Der Fürſt Colloredo hat mir ſelbſt das Verzeichniß der Stücke gegeben, die, bey einer dort auf ſeinen Gütern von dem Kaiſer gehaltenen Jagd, einmal

erlegt worden ſind. Es waren auf dieſer Jagd drey und zwanzig Jäger, worunter ſich drey Damen befanden, bey denen die Prinzeſſinn Charlotte von Lothringen war. Dieſe Luſtbarkeit dauerte achtzehn Tage. Es wurden ſieben und vierzig tauſend neun hundert und funfzig Stücke Wild geſchoſſen, worunter neunzehn Hirſche, ſieben und ſiebenzig Rehe, zehn Füchſe, achtzehntauſend zweyhundert und drey und vierzig Haſen, neunzehntauſend vierhundert und neunzig Faſanen, hundert und vierzehn Lerchen, dreyhundert und drey und funfzig Wachteln, und vier und funfzig verſchiedene andere Stücke wilden Geflügels waren. Der Kaiſer that neuntauſend ſiebenhundert und neun und achtzig Schüſſe, die Prinzeſſinn Charlotte neuntauſend. Die ganze Zahl der Schüſſe belief ſich auf hundert und ſechszehntauſend zweyhundert und neun.

Wir blieben einige Tage in Prag ſtille liegen, um ein paar unſerer Wiener Freunde dort zu beſuchen. Wir aßen bey einer Dame, deren Namen ich vergeſſen habe. In ihrem Hauſe bemerkte ich einen in den groſſen Familien Böhmens und Sachſens ziemlich häufigen Gebrauch, nämlich: daß man ſich dort Zwerge hält, wie man anderwärts Lieblingshunde oder Lieblingskatzen hat. Es giebt unter dieſen bisweilen einige, die

ſehr wohl ausſehen und gut proportionirt von Gliedmaßen ſind. Der hochſelige König Stanislaus hatte einen äußerſt kleinen, der ihn ſehr beluſtigte. Er ließ ihn bisweilen auf ſeinem Tiſche herumſpatzieren, und ſich mit den Gäſten unterhalten. Er veranſtaltete einmal, daß er in einer Paſtete aufgetragen wurde, aus welcher er, zum groſſen Erſtaunen einiger fremden Prinzen, hervorkroch, die ihn noch nicht geſehen hatten, und beym Könige aßen. Er war ſchon ſeit einigen Jahren geſtorben. Ich ſah deſſen Bild in Wachs gegoſſen und mit den Kleidern angezogen, die er im Leben getragen; es war ungefähr von der Gröſſe eines Kindes von vier Jahren. Derjenige, den ich in Prag ſah, aß mit der Geſellſchaft; es war ein kleiner Windbeutel, der ſich viel herausnahm, und die ganze Mahlzeit über unabläſſig plauderte. Er wurde durch einen andern abſcheulich häßlichen Zwerg bedient, welcher mich mit ſeinen ſchiefen und ſcheelen Blicken ſehr beluſtigte, die er bisweilen auf den vornehmern ſchoß, dem er aufwarten mußte, und der vor ihm nichts weiter voraus hatte, als daß er hübſcher wie jener war.

Wir fanden in Dresden den Ritter Keith, wo er damals engliſcher Miniſter war. Sein Hof hatte ihn aber zum Geſandten an den dä-

niſchen Hof ernannt, wohin er ſehr ungern ging. Er war von des damals ſich dort am Brette befindenden Gr. Struenſee's unvorſichtiger Aufführung, und wie ſehr dieſer Glücksgünſtling das an ſich geriſſene Anſehen mißbrauchte, ſo vollkommen unterrichtet, daß er im Geiſte ſchon alle die unangenehmen Begebenheiten vorausſah, die das Jahr darauf vorfielen. Er hat ſich bey dieſer Gelegenheit mit eben ſo viel Fähigkeit als Scharfſichtigkeit benommen, und ſo viel Gewandtheit, Klugheit und Willensfeſtigkeit gezeigt, daß er die Königinn Caroline Mathilde aus einer ſehr üblen Lage zog, in der ſie ohne ihn geblieben wäre, welches dem Staatsſecretair Mylord Rocheford das Geſtändniß abnöthigte: es ſey unnütz, einem ſolchen Geſandten Inſtructionen zu geben. Der König von England ſelbſt und deſſen ganzer Staatsrath hätten, wenn ſie auch in Kopenhagen gegenwärtig geweſen wären, nichts Beſſeres in der Lage der Dinge erhalten können. —

Der Ritter ſtellte uns dem Churfürſten und der Churfürſtinn von Sachſen vor. Wir fanden in dieſer Vorſtellung das Seltſame und nur an dieſem Hofe Gebräuchliche, daß wir auf den Churfürſten und ſeine Gemahlinn im Eßzimmer warten mußten, wo dieſelbe alsdann durch den

Ritter erfolgte. Der Churfürſt lud uns zur Tafel, und wir ſetzten uns ſogleich daran. Es waren, außer Ihrer Durchlauchten, niemand als die Oberhofmeiſterinn und der Oberſtallmeiſter bey der Mahlzeit gegenwärtig: dieſer wohnte ihr in Stiefeln und Sporuen bey. Noch aßen wir auch bey der verwittweten Churfürſtinn. Sie iſt eine ſehr aufgeklärte Prinzeſſinn, und trug durch ihre Kenntniſſe viel zur Unterhaltung bey.

Man ließ uns einen Tag zum Theater der Hofgeſellſchaft zu, welches aus lauter Perſonen des ausgezeichneten Standes beſtand. Sie führten den Tag ein Trauerſpiel von Racine auf, ſagten aber ihre Rollen mit einer ſo deutſchen und greellen Ausſprache her, daß ich wohl ein paar Dutzend Mal alle mögliche Mühe von der Welt hatte, mich zu enthalten, während der Vorſtellung nicht in lautes Gelächter auszubrechen.

Wir nahmen das Haus des berühmten Grafen von Brühl in Augenſchein, das der König von Preußen im ſiebenjährigen Kriege, aus Feindſchaft gegen dieſen Miniſter, in ein Wachthaus verwandeln ließ. Die Garderobe dieſes Mannes hatte eine ſehr reiche Beute abgegeben: denn es fanden ſich, wie uns der Marquis d'Eguille ſagte, ſechszig Degen, achtzig Spatzierſtöcke, fünfhundert und acht und zwanzig Kleider, ſechshun-

dert

dert Paar Stiefeln, achthundert Paar Schuhe, und außerdem noch ſo viel unangeſchnittene Stükke von allerley Tuch und Zeugen, nebſt den dazu gehörigen Galonen daſelbſt, daß die Einwohner von drey Städten mit dieſem Vorrathe hätten gekleidet werden können *).

Von Dresden gingen wir nach Leipzig. Ich ließ es mir hier einfallen, einige der dortigen deutſchen Gelehrten zu beſuchen, fand ſie aber ſo ſchwerfällig und düſter, daß ich es bereuete, dieſes unternommen zu haben. Ich ſah mich genöthigt, den Gegenbeſuch der meiſten dieſer Herren annehmen und aushalten zu müſſen, weil jeder davon ſich verbunden glaubte, dem Wiederherſteller der Ehre Leibnitzens, dieſer Sonne der Univerſität Leipzig, ein pedantiſches Compliment zu machen.

Wir befanden uns noch im März; das Wetter war äußerſt kalt, und es fiel ein ſo beträchtlicher Schnee ein, daß wir ein paar Tage in Wittenberg ſtille liegen mußten. Ich beſah dort Luther's Grabmahl. Er liegt unter einem viereckigten Steine der Kirche, mit der einfachen

*) Auch fand ſich eine ganze Kammer voll Perücken in dem Pallaſte. Der König von Preußen hatte, indem er in das Zimmer trat, geſagt: „Wie viele Perucken für „einen Mann, der keinen Kopf hat.“

Aufſchrift: Martin Luther. Der Ritter Wren, Baumeiſter der St. Paulskirche in London, hat ſich mit wenig Koſten ein ungleich prächtigeres Denkmal zu ſetzen verſtanden, indem er auf ſein Grab, das ich in den unterirdiſchen Gewölben dieſer Kirche mir habe zeigen laſſen, die Worte graben ließ: Si quaeris monumentum, circumspice! („Wenn du ein Denkmal „ſuchſt, ſchau um dich!")

Neun und dreyßigſtes Capitel.

Duchition erhält eine Audienz beym Könige von Preußen. — Anekdoten, den preußiſchen Hof betreffend.

Von Wittenberg kamen wir, auf der Straße nach Berlin, nach Potsdam. Hier reſidirte der König von Preußen faſt immer, und hielt ſich auch damals daſelbſt auf. Wir hatten unſere Namen am Thore der Stadt abgeben müſſen. Da Seine Majeſtät uns aus dem Schloßfenſter ankommen ſahen, ſchickten Sie einen Fußlackay nach dem Wirthshauſe, um anzufragen, wer wir wären? Ich ſchrieb unſere Namen auf,

und wir beſuchten ſogleich den Lord Mareſchall, an den ich, ſo wie auch an den Cabinetsſecretair le Cat, und Quintus Icilius, einen der Freunde des Königs, Briefe bey mir führte. Ich hatte mich damit verſehen, weil ich es mir wohl dachte, daß wir einige Schwierigkeiten antreffen dürften, dem Könige vorgeſtellt zu werden, der dieß oft ſelbſt den ausgezeichnetſten Fremden abſchlägt, zumal wenn er ſich in Potsdam aufhält. Mylord Mareſchall ſchrieb an ihn, uns die Ehre zu verſchaffen, ihm vorgeſtellt zu werden, ohne uns gleichwohl den guten Erfolg ſeiner Verwendung verſprechen zu wollen. Bey der Gelegenheit, als er von den Schwierigkeiten, die der König in ſolchen Fällen zu machen pflegt, redete, erzählte er uns die Antwort, welche ihm ein Engländer gegeben, der, ohne Empfehlungsbriefe mitzubringen, ihn einmal beſucht und um die nämliche Gunſt angehalten hatte. Der Lord hatte ihm auch geſagt: die Sache ſey nicht leicht zu erhalten; ſelbſt viele große Herren hätten eine abſchlägige Antwort auf ſolche Anſuchen bekommen. „Nun!“ erwiederte ihm jener ganz kurz, „ich frage auch eben „nicht viel darnach, nur weil ich ſchon fünf „Könige geſehen habe, wollte ich doch gern „das halbe Dutzend noch voll machen.“ — Der

König ließ uns antworten: er wolle Lord Algernon Percy annehmen, meiner würde aber dabey nicht erwähnt. Es war mir sehr kränkend, meine Erwartung so hintergangen zu finden. Ich war äußerst neugierig, den König zu sehen, nur darum hatte ich den Weg nach Berlin genommen. Ich wandte mich also an den Abbé Bastiani, der Mittags und Abends beym Könige zu essen pflegte, und für eine Art von Liebling von ihm galt. Er machte einige Versuche, mir zu dieser Ehre zu verhelfen, wiewohl vergebens. Ich vermochte auch Herrn le Cat dazu, allein auch der war nicht glücklicher. Endlich besuchte ich Herrn Quintus Jcillus (von dem ich weitläufiger reden werde); allein dieser war damals in Ungnaden bey dem Monarchen, und konnte mir also nicht nützlich seyn, so, daß ich nunmehr, meinen Wunsch zu erreichen, fast verzweifelte.

Unterdessen hatte ich aus den Reden derer, die um den König waren, so viel abgenommen, daß ihm Lob eben nicht mißfiele, und da seine Außerordentlichkeit meiner Feder ein weites Feld eröffnete, entschloß ich mich, mit jenes Herzensschlüssels Gebrauch nicht sparsam zu seyn. Unter andern schmeichelte es ihn, für einen großen Bauverständigen angesehen zu werden; auch hatte

er in Potsdam und deſſen Gegend wirklich viel bauen laſſen. Ich verfertigte alſo ein Gedicht, in welchem ich die Schönheiten von Potsdam bis in die Wolken erhob, es mit dem alten und neuen Rom, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, den König mit den beyden Cäſarn verglich, als Feldherrn nämlich mit dem großen Julius, und mit Auguſt als Verſchönerer der Stadt, die dieſer ziegelſteinern gefunden hatte, und marmorn ſie hinterließ. Dieſe Verſe ließ ich auf meinem Tiſche liegen, als ich einmal den Abbé Baſiani bey mir zum Beſuche erwartete. Er ſah ſie, fand ſie gut und ſagte: er wolle ſie dem Könige zeigen. Sie ſchienen dieſem Vergnügen zu machen. Er that einige Fragen über mich, und man ergriff dieſe Gelegenheit, ihm zu ſagen: ich wäre blos über Potsdam gereiſt, um Se. Majeſtät zu ſehen; er antwortete aber keine Sylbe darauf, und niemand wagte es, etwas weiter hinzuzuſetzen. Den andern Tag fuhr ich hinaus, das neue Schloß zu beſehen, das er eine Meile von Potsdam angelegt hatte. Der Schloßverwalter legte mir ein Buch vor, in das, wie er ſagte, diejenigen, die das Schloß beſähen, ihre Namen einſchreiben müßten, auf die denn der König, wenn er auf einem Spaziergange herkäme, wohl ein Auge zu werfen pflegte. Ich zeich-

nete mich ein, und ſchrieb ein Lob des Baume
ſters hinzu. Der König ſah es zwey Tage nac
her, und lächelte dabey.

Endlich, als ich auf acht Tage von Pot
dam nach Berlin gegangen war, erhielt ich eine
Brief vom Abbé Baſtiani, worin dieſer mi
ſchrieb: der König habe die von mir an ihn g
richteten Verſe geleſen, und es ſey ihm, den b
merkten Eindrücken nach, vorgekommen, daß mei
Weihrauch fein und kützelnd geweſen ſeyn müſſ
Ich kehrte alſo wieder nach Potsdam zurück, um
war kaum eine Stunde dort angelangt, als i
ein Billet von Herrn le Cat mit der Nachric
erhielt: der König wolle mich den andern Mo
gen um eilf Uhr ſehen, und beföhle mir, mic
deshalb an den Baron von Coceji zu wende
der mich ihm vorſtellen würde. Es war gerad
derſelbe, von dem ich ſchon erzählt habe, daß ic
ihn in Turin, unter der Verkappung eines ſäch
ſiſchen Kaufmanns, geſehen. Er holte mich u
und führte mich zum Könige. Se. Majeſt. wa
ren ganz allein. Ich fand ſeine Art, ſich zu
tragen, ſehr ſtolz und edel, den Blick ſeiner gro
ſſen Augen höchſt durchdringend; übrigens war
er äußerſt freundlich und angenehm, und drückte
ſich mit ſehr großer Leichtigkeit aus. Er that
allerley Fragen über meine Reiſen, meinen Auf-

enthalt an den verſchiedenen Höfen, die ich geſehen, an mich, und erkundigte ſich insbeſondere, um welche Zeit ich als Geſandter in Turin mich befunden hätte. Ich nannte ihm mit Fleiß das Jahr, in welchem der Baron Cocceji dahin gekommen war. Augenblicklich wandte er ſich gegen dieſen, und ſchien durch ſeine Art, ihn anzuſehen, ihn zu fragen: ob ich von dem Gegenſtande ſeiner Sendung unterrichtet geweſen ſey? Der Baron machte eine Verbeugung, die ein ſtillſchweigendes Ja ausdrückte. Der König ſah mir hierauf ſteif ins Geſicht, aber auf eine Weiſe, daß ich in ſeinen Augen las, er thue die nämliche Frage an mich. Ich antwortete darauf mit einem einfachen: „Ja, Sire!“ und dieſer ſtumme Dialog war ſo ausdrückend, daß jeder von uns Dreyen ihn verſtand. Der König fuhr darauf fort, deutlicher zu reden, und that noch verſchiedene Fragen, beſonders über Bute und Herrn von Mackenzie an mich, dem er zum Theil das Nichtgelingen von Cocceji's Negociation beymaß. Beym Abſchiede ſagte er zu mir: „Ich habe nur einen Freund in Eng„land; es iſt Mylord Cheſterfield; ich bitte „Sie, ihm mein Compliment zu machen.“

Ich ging zum Abbé Baſtiani, ihm zu danken, daß er zu meiner Vorſtellung beygetragen

habe. Er gab mir zur Antwort: „Es kommt „mir vor, als wenn Sie den König eben so gut „kennten, wie wir andern, die so viele Jahre schon „um ihn sind; nur die Art, wie Sie ihn gelobt „haben, hat Ihnen zu der Ehre einer Audienz „verhelfen können.“

Der Abbé Bastiani war sehr höflich, verbindlich, ein Mann von sehr petillirendem Geist, und wußte, daß der König gern gelobt seyn wollte; daher benutzte er diese Kenntniß seines Charakters, und stand auch besser, als irgend jemand, bey ihm in Gnaden. Er zeigte mir verschiedene Briefe und Episteln in Versen, die der König an ihn gerichtet hatte, und ein ziemlich dickes Manuscript zu Widerlegung des Système de la Nature, in welchem Friedrich die Partey der Religion wider den Verfasser eines dem Interesse der Könige so nachtheiligen Lehrgebäudes nahm. Der Abt war Canonicus in Breslau; er hätte wohl gern zum Bisthum daselbst gelangen mögen, und sich auch damit geschmeichelt, es zu erhalten; allein der König schien ihn immer mit eitlen Hoffnungen abzuspeisen, weil er schon zwey zu der Stelle ernannt hatte, seitdem ihm der Abbé den Hof machte. Unterdeß ließ dieser sich nicht abschrecken, so mühselig auch sein Dienst in Potsdam war; wiewohl

ihn die Geſchmeidigkeit ſeines Geiſtes die ganze Beſchwerlichkeit ſeiner Lage vielleicht nicht recht inne werden ließ.

Quintus Icilius hat mir erzählt: der König habe ihn eines Tages über ein kleines Compendium der Moral für den jungen Adel, welches er drucken laſſen wollte, zu Rathe gezogen. Er habe ihm ganz kalt zur Antwort gegeben: es wäre gut. „Ich erwarte den Abbé Baſ„kiani," habe der König darauf erwiedert, „ich „hätte Luſt, ihn um ſeine Meynung darüber zu „fragen." — „Da werden Sie ſehr wohl dar„an thun, Sire!" — „Glauben Sie nicht, daß „er ein guter Richter iſt?" — „O, ein ſehr gu„ter!" — „Und daß er mir aufrichtig ſeine „Meynung ſagen wird?" — „Ich hoffe es." — Der Abbé kommt. „Baſkiani," ſagt der König, „hier iſt ein kleines Werk von mir, über das „ich Sie um Rath fragen will." — „Sire, Sie „überhäufen mich mit Ehre." — „Aber ich will, „Sie ſollen mir Ihre Meynung ganz frey her„ausſagen." — „Ich weiß, daß dieß das Mit„tel iſt, Ew. Majeſtät zu gefallen." — „Es iſt „ein Moralcompendium für den jungen Adel." — Kaum hatte der König angefangen, zwey Zeilen davon vorzuleſen, als der Abbé ſchon ins Ausrufe ausbrach: So etwas Vortreffliches hätte

er in seinem ganzen Leben nicht gehört. — „Aber „warten Sie doch," fuhr der König fort, „bis „ich weiter bin." — „Ach, Sire! der kleine An„fang ist schon mehr werth, als die allerbeste „Abhandlung, die man bisher darüber kennt." Der König fuhr fort; der Abbé kam nicht aus seinem Entzücken, und es flammte bisweilen so hoch auf, daß der König von Zeit zu Zeit genöthiget war, inne zu halten, um den Lobsprüchen des Abbé freyen Lauf zu lassen. Endlich, da die Lectüre aus war, fiel Bastiani dem König zu Füssen, ergriff seine Hand, küßte sie entzückt, benetzte sie mit Thränen, und sagte: „Erlau„ben Sie, Sire, daß ich im Namen aller Ihrer „Unterthanen Ihnen Dank für alles das Gute „sage, was Sie ihnen und der ganzen Nachkom„menschaft dadurch erzeigen, ihnen ein solches gött„liches Werk zu hinterlassen." — Der König hatte zu viel Geist, um nicht zu sehen, daß der Abbé alles Maaß weit überschritt, und achtete ihn wahrscheinlich darum nicht höher; ließ es sich aber gleichwohl gefallen. „Ich," schloß Quintus seine Erzählung, „blickte dabey zur „Erde und sagte zu mir selbst: Armer Quin„tus, du bist nur noch ein Neuling! Da siehst „du deinen Meister vor dir, und den Meister al„ler, die bey Königen gut zu stehen wünschen."

Hier noch eine Nachricht über diesen Obristen. Sein Vater war ein Töpfer in Magdeburg, und hieß Guichard. Ich weiß nicht, durch welchen Zufall der König dessen Sohn, als dieser erst etwa zehn oder zwölf Jahr alt war, zu sehen bekam; allein er gewann ihn, seiner schnellen Antworten wegen, lieb, und glaubte, es würde einmal ein Mann von Geist aus ihm werden, so, daß er ihn nach Holland schickte, um dort zu studieren. Der junge Guichard benutzte den Unterricht seiner Lehrer so gut, daß er es, noch sehr jung, in den Wissenschaften und besonders im Studio der Classiker und der Taktik der Alten äußerst weit brachte. Er schrieb ein Werk über diese Materie, und dedicirte es dem Könige. Seine Vorliebe zu den Römern machte, daß ihm der König den lateinischen Namen gab, den er nachher lebenslänglich behalten und geführt hat. Eines Tags, als Friedrich eine große Besetzung der Stellen in der Armee vornahm, ernannte er, bey seinem Lever, alle dabey gegenwärtigen Officiere zu höheren Posten, und sagte auch unter andern: „das und das „Bataillon soll ins Künftige Quintus Icilius zum Commandanten haben.“ Jeder der Anwesenden sah den andern an und fragte: wer denn der neue Obriste wohl seyn möchte? Kei-

ner hatte den Namen Quintus je ausſprechen gehört. Der König ſah die Verlegenheit der Officiere und ſagte: ſie ſollten darüber bald das Weitere erfahren. Als die Truppen darauf in Reih und Gliedern aufgeſtellt worden waren, befahl er jeden Officier, ſich an ſeinen neuen Poſten zu begeben, nahm Guichard bey der Hand, der noch niemals im Feuer geweſen war, und ſagte: „Meine Herren, hier iſt der Quintus „Icilius!“ und ſtellte ihn an die Spitze von drey Bataillonen, die er hernach bey Dresden, aber nicht eben in ſehr merkwürdigen kriegeriſchen Unternehmungen, commandirt hat.

Quintus Icilius ſtand eine Zeitlang beym Könige in der allergrößten Gunſt. Obgleich kein übler Hofmann, war er indeſſen doch nicht verächtlicher Schmeichler. Er verliebte ſich nachher in eine junge liebenswürdige und reiche Wittwe; allein, ſich mit ihr vermählen zu dürfen, mußte er die Genehmigung des Königs erhalten, der es gar nicht gern ſah, daß ſeine Freunde ſich verheiratheten, weil er ihnen, wie er ſagte, nichts Geheimes mehr anvertrauen könnte: denn ſie ließen es doch nicht, ihren Weibern alles mitzutheilen, die es nachher unter die Leute brächten. Quintus machte verſchiedene Verſuche, die Erlaubniß zu ſeiner Verheirathung vom Könige zu

erhalten; aber immer umſonſt! „Warum wollen „Sie mich denn verlaſſen? mein lieber Quin„tus!“ fragte ihn Friedrich einſt, und umarmte ihn. „Sie paſſen für mich, ich liebe Sie, „und ich ſehe es vorher, daß wir uns, wenn Sie „eine Frau haben, werden trennen müſſen.“ Dieſe abſchlägigen Antworten ſetzten Quintus in üble Laune: er redete faſt nicht mehr mit dem Könige, aß zwar noch täglich an ſeiner Tafel; ſchien aber in immerfort mit ihm zu ſchmollen. Der König merkte es, wurde böſe und beſchloß es auf eine Weiſe zu ahnden, die ihm nur als eine leichte Züchtigung vorkam. Es war ſeine Art, ſich immer bey der Tafel über irgend einen ſeiner Gäſte luſtig zu machen. Der Marquis d'Argens, welcher gleichfalls ſeit zwanzig Jahren ſein Tiſchgenoß war, hatte ihm bisher immer als Stichblatt für ſeine witzigen Einfälle herhalten müſſen; allein er war ſeit einem halben Jahre nicht mehr in Potsdam, ſondern auf einer Reiſe nach ſeinem Vaterlande begriffen, ſo, daß nunmehr Quintus Icilius an die Reihe kam. Quintus nahm ſich indeß vor, die Scherze des Königs nicht zu verſchlucken. Da dieſer ihn wieder bey einer Gelegenheit in übler Laune ſah, ſagte er zu ihm: „Ich hätte wohl Luſt, Ihr „Leben zu beſchreiben.“ — „Wie es Ihro Ma-

„festät gefällt! Ich fürchte nichts.“ — „M
„das käme wohl darauf an,“ fuhr der Kö
fort. „Wie denn, wenn ich nun z. B. Ihre B
„graphie mit den Worten anfinge: Es lebte
„mal ein gewisser Guichard; er war Töpf
„Sohn aus Magdeburg“ . . . — „Ey! Sie
antwortete Quintus, „Töpfersohn oder P
„zellainhändler, ist einerley!“ — (Man w
daß der König eine Porzellainfabrik in Ber
anlegen, und die Waaren aus derselben zu sein
Vortheile verkaufen ließ.) Friedrich, schon
was böse, fuhr fort: „Und der Guichar
„so wenig er es auch verdiente, kam beym K
„nig sehr in Gnade“ . . . . „Desto schlimm
„für den König!“ fiel Quintus ein, „daß
„ihn dazu kommen ließ, wenn er es nicht v
„dierte.“ — Alle Anwesenden geriethen in E
staunen über die Dreistigkeit der Antwort. . .
„Ja sogar,“ sagte der König weiter, „obglei
„Quintus niemals Pulver gerochen hatte, ge
„ihm sein Herr doch drey Bataillone zu com
„mendiren; aber er hat damit nichts anzufang
„gewußt, als zu plündern und zu rauben.“ —
„Ach! was das betrifft, so wissen Ew. Majest
„wohl; daß wir Halbpart zusammen gewese
„sind.“ — Er spielte damit auf die Theilun
der Beute des Brühlschen Pallastes an; ein Un

ſtand, den der König wohl wußte, der aber allen Anweſenden unbekannt war. Friedrich runzelte die Stirn, und jeder war in der äußerſten Spannung. Endlich, nach verſchiedenen andern ſolchen Hieben, die auf die Anzüglichkeiten des Königs gleichſam Schlag auf Schlag folgten, ſchloß dieſer: „Nun, Quintus! was ſagen „Sie, bin ich ein guter Lebensbeſchreiber?“ — „Wahrhaftig, Sire! wenn ich die Wahrheit ſa„gen ſoll, die Könige ſind die meiſte Zeit nur „ſchlechte Schriftſteller; ſie thäten weit beſſer, „ſich mit Regierung ihrer Staaten zu beſchäfti„gen, und es mit den Wiſſenſchaften gut ſeyn „zu laſſen: es will doch nur ſehr ſelten darin „mit ihnen fort.“ — Bey dieſen letzten Worten ſchlug jeder ſeine Augen auf den Teller nieder und wagte es nicht, dem Könige ins Geſicht zu ſehen. Man erwartete jeden Augenblick, in welchem Quintus aus dem Fenſter hinausgeworfen werden ſollte; dennoch aber überwand Friedrich ſeinen Aerger. Es war gegen das Ende der Tafel; man ſtand auf, und die Geſellſchaft begab ſich in den anſtoßenden Saal, um Kaffee zu trinken; Quintus Icilius allein ausgenommen, der ſich auf ſein Zimmer verfügte. Da der König ihn vermißte, fragte er: „Wo iſt „Quintus? Will er nicht Kaffee trinken?“

Man sagte: der Obrist hätte sich weggegeben. „Wie?“ fuhr der König fort, „schmollt er? „schickt herauf, laßt ihn holen; es soll alles ver„gessen und vergeben seyn.“ — Es wurde nach Quintus gegangen, aber er wollte nicht kommen. Der König schickte noch einmal den Abbé Bastiani an ihn: „er beföhle durchaus, daß er „kommen solle!“ Dennoch weigerte Quintus sich, und gab zur Antwort: „Sagen Sie dem „König: wenn er Haus Wurste an seiner Tafel „haben will, so müsse er sie besser bezahlen, als „er thut.“ (Er hatte bey alledem doch damals schon vier tausend Thaler Besoldung.) Der Abbé Bastiani bat ihn, zu bedenken, was er sich durch eine solche Antwort für Folgen aussetzte; allein Quintus blieb bey seiner Weigerung, gab andern Bescheid, und der Abbé, obgleich des Obristen Freund, sah sich gezwungen, das Gehörte dem Könige Wort vor Wort wieder zu erzählen. Dieser lachte indeß nur darüber, und alles, was er sagte, war: „Nun! morgen wird „er schon wieder besserer Laune seyn.“ — Allein den andern Tag verließ Quintus Icilius, schon früh um vier Uhr, Sanssouci, und begab sich nach Potsdam. Als der König beym Lever nach ihm fragte und erfuhr: daß er weg sey, wurde er endlich ernstlich ungehalten; ließ es sich

aber

aber doch nicht merken. Nach Verlauf von einiger Zeit ſchrieb Quintus an ihn, und ſuchte abermals um Erlaubniß an, ſich verheirathen zu dürfen. Der König ließ den Brief unbeantwortet. Wieder ein neues Schreiben von Quintus . . . umſonſt! Sechsmal wiederholte er ſo ſeine Bitte, und der König ſchwieg immer. Endlich antwortete er ihm auf den ſiebenten: „Quintus, „Sie haben mich ſehr beleidiget; indeſſen, wenn Sie „von Ihrer Heirath abſtehen wollen, vergebe ich „Ihnen, und nehme Sie wieder zu Gnaden auf.“ — Quintus erwiederte auf dieſen Brief: „Sire, ich verlange von Ihrer Majeſtät keine weitere Gnade, als die Erlaubniß, mich verheirathen zu dürfen.“ — Endlich gab es der König doch zu; wollte ihn aber nicht wieder ſehen. — Dieß und ſeine Verheirathung geſchah kurze Zeit vorher, als ich nach Potsdam kam. Ich aß bey Quintus, und ſah ſeine Neuvermählte, die ich ſehr liebenswürdig fand. Er erzählte mir einen guten Theil dieſer Umſtände ſelbſt, welche mir auch nachher durch Mylord Mareſchal und dem Abbé Baſtiani beſtätiget worden ſind. Er ſagte mir ferner: er hätte lebhaft um die Erlaubniß angeſucht, ſich mit ſeiner Frau auf ihre Güther begeben zu dürfen; der König habe ihn aber niemals aus Potsdam laſſen wollen, ſo, daß er ſich in der Stadt als eine Art von Gefangenen betrachte. Drey Jahre nachher erfuhr ich, daß

er wieder zum Könige zurückgekommen wäre; jedoch ohne so gut, wie ehedem, von ihm aufgenommen zu seyn. Er starb einige Jahre darauf. Der König schien gerührt zu seyn, ihn zu verlieren, und sagte zu einem seiner Generale bey dieser Gelegenheit: „So verlassen mich nach gerade alle meine Freunde; die Zeit naht, mein „Lieber, daß wir auch werden scheiden müssen: „Sie von mir oder ich von Ihnen!“ Er schrieb an Quintus Wittwe einen Trostbrief, schenkte ihr dreytausend Thaler, sicherte ihr einen Gnadengehalt von zwölfhundert zu, nahm es auf sich, für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, und kaufte ihr endlich die Bibliothek und die Medaillensammlung ihres Mannes ab.

Vierzigstes Capitel.

Mylord Marefhall. — Der Graf Hodiz. — Der Baron Pöllnitz.

Wir aßen alle Tage bey Mylord Marefhall, der damals schon funf und achtzig Jahre alt, und doch noch immer wie ein Jüngling war. Der König hatte ihm ein Haus am Ende des Gartens von Sanscouci gegeben, wo er ihn öfters besuchte. Er hatte ihn der Verbindlichkeit überhoben, an der Tafel mitzueßen, weil jener

gefunden, daß ihm ſeine Geſundheit nicht erlaube, lange bey Tiſche zu ſitzen. Er war der einzige von denen, die beym Könige in Gunſt ſtehen und geſtanden haben, den man den Freund des Monarchen nennen konnte, und der ſeinerſeits auch der Perſon des Königs von Herzen zugethan war. Friedrich, gegen Freundſchaft nicht unempfindlich, hatte dieſe Geſinnungen an Mylord Mareſchall bemerkt, und wußte ſie ſo ſehr zu ſchätzen, daß man keinen Zweyten nennen kann, gegen den er ſtets ſo viele Aufmerkſamkeit, Gefälligkeit und Liebe bewieſen hätte, als gegen Lord Mareſchall. Auch machte Jedermann dieſem den Hof, und nannte ihn nicht anders, als den Freund des Königs, welchen Namen er auch verdiente. Er war es immer in der ganzen Bedeutung des Worts, ohne jedoch Schmeichler zu ſeyn. Einmal bekam der Lord, als wir bey ihm aßen, einen Beſuch von einem vornehmen ſchleſiſchen Herrn, dem Grafen Hodiz, der den König bewirthet hatte, als er nach Schleſien gegangen war, um mit dem Kaiſer Joſeph zuſammen zu kommen. Er hatte den König auf eine ganz beſondere Weiſe aufgenommen, ungefähr wie es in den Romanen heißt, daß die Feen die alten Ritter zu empfangen pflegten. Auf einem Spatiergange, den er mit Friedrich in ſeinem Park machte, ſprangen plötzlich Faunen und Dryaden aus dem Holze heraus, und beluſtigten des Gra-

ſen hohen Gaſt mit ihren Tänzen und Spielen. Als man ſich zu Tiſche ſetzen ſollte, kam die Tafel, mit Speiſen beſetzt, aus dem Boden hervor; Nymphen machten die Honneurs des Waldes und Faunen bedienten die Gäſte. Beym Abſchiede ſagte der König: „Graf Hodiz, ich hoffe, „Sie werden mich in Potsdam beſuchen; ich werde Sie zwar nicht eben ſo glänzend bewirthen „können, wie Sie mich bewirthet haben, aber „denn doch mein Möglichſtes thun.“ Dieſer Hodiz war ein ſehr geiſtreicher, offener, luſtiger Mann, und wußte dem Könige unendlich viel Angenehmes zu ſagen. Er hat ein beträchtliches Gut in Schleſien, das zwiſchen den Beſitzungen des Königs von Preußen und des Kaiſers in der Mitte liegt, und von beyden unabhängig iſt. Als ihm der König einmal die in Sansçouci gemachten Verſchönerungen zeigte, ſagte er zu ihm: „Sie „ſehen hier dieſes Stückchen Land, es lag vor„her in meinen Gärten, um ihnen aber eine re„gelmäßige Form zu geben, habe ich eine gerade „Linie gezogen, und alles, was darüber hinaus„liegt, meinem Nachbar geſchenkt. Eben ſo habe „ich ihm einen Weg nach ſeinem Hauſe machen „laſſen, der ihn nichts koſtet, und werde ihm auch „noch dazu eine Mauer auf meine Unkoſten auf„führen laſſen.“ — „Ach, Sire!“ antwortete ihm der Graf, „ich ſehe wohl, es iſt gut, Ihr „Nachbar im Kleinen zu ſeyn.“

Man kann nicht ſagen, daß in Potsdam eigentlich eine Hofhaltung war: der König wurde dort nur von Officieren und Soldaten bedient, ſeine Adjutanten waren ſeine Kammerjunker, und Grenadiere ſeine Kammerdiener. Einer dieſer Krieger, ſein Kammerhuſar, genoß ſein ganzes Zutrauen. Er hatte ihm einen Pallaſt gegeben, den er nach dem Riſſe von Whitehall in London bauen ließ; da aber der Dienſt deſſelben ihn beſtändig an den König feſſelte, lebte er nicht darin, ſondern ließ ihn durch ein Frauenzimmer aus niedrigem Stande bewohnen, welches er liebte und unterhielt, und die als eine Königinn logirt war, indeſſen er ſelbſt in einem Kämmerchen, nahe beym Zimmer des Königs, ſchlief. Er führte gleichfalls die Aufſicht über die Privatcaſſe des Königs, und hielt ſich dazu einen Secretair. Da er ſeinem Herrn überall auf deſſen Reiſen begleiten muſte, war ſein Platz auf dem Sitze des Kutſchers, und der Secretair folgte ihm in einer Poſtchaiſe nach.

Der König von Preuſſen fand ſeine Luſt daran, die berühmten Gebäude des Alterthums nachzuahmen. Man ſieht zu Potsdam das Panthcon, das Coliſäum, die Baſilica des Antonin, den Tempel von Tivoli, — freylich nach verjüngtem Maaſſtabe, aber doch groß genug, um von dieſen Werken den ſie Beſuchenden einen deutlichen Begriff ihrer Form geben zu können. Auch hat

er einige Kirchen bauen laſſen. Es gab eine in Potsdam, von der ihm die Façade nicht gefallen hatte. Er ließ ſie nach ſeiner Idee umändern; allein es wurde dadurch der Kirche ein wenig das Licht benommen. Der Pfarrer und die Eingepfarrten machten Vorſtellungen dagegen, aber vergeblich. Der König antwortete darauf mit den Worten der Schrift: „Selig ſind „die, die nicht ſehen, und doch glau„ben.“ Gleichfalls hat er ein ſchönes Rathhaus aufgeführt. Da der Bürgermeiſter ſich für einen ſehr ſtattlichen Mann hielt, und den König oft durch das wichtige Anſehen, welches er ſich zu geben wußte, beluſtigte, ließ dieſer oben auf das Rathhaus eine Statue, die den Bürgermeiſter als Atlas, der die Weltkugel trägt, vorſtellte, ſetzen. Der Abgebildete, der das Satyriſche in dem Einfalle nicht fühlte, kam zum Könige, ihm in allem Ernſte für die ihm dadurch erzeigte Ehre zu danken.

Wir brachten acht Tage in Berlin zu, und ich fand es, beſonders durch die vom Könige aufgeführten Gebäude, als eine der ſchönſten Städte von Europa. Vorzüglich iſt das Arſenal und das Opernhaus im beſten Geſchmack. Das Opernhaus trägt zur Aufſchrift die Worte: Divo Apollini. Wir ließen uns den Abend der Königinn von Preußen, dem Prinzen Heinrich und der ganzen königlichen Familie vorſtellen.

Man wollte uns an den Spieltiſch ſetzen, allein ich zog die Beobachtung des Hofes vor, den ich nicht ſehr glänzend fand. Ich wurde überraſcht, den alten Baron von Pöllnitz hier zu ſehen, deſſen Briefe und Denkſchriften ich ſchon vor dreyßig Jahren geleſen hatte. Er war jetzt erſter Kammerherr der Königinn. Ich ſchwatzte einige Zeit mit ihm, und er ſchien mir ein Mann von viel Geiſt und Artigkeit zu ſeyn. Er ſtarb das Jahr darauf.

Ich fand auch Herrn la Grange wieder, der mit ſeiner Lage hier ſehr zufrieden war. Er genoß jetzt alle mögliche Muße, ungeſtört dem Studio der Mathematik und Algebra ſich zu widmen, und zugleich der Freyheit, die ihm in Turin gefehlt hatte, ſeine Meynung über die Religion, die er für nichts als Hirngeſpinnſt und Fabel hält, zu ſagen. In Turin hatten wir uns oft über dieſen Gegenſtand geſtritten; denn man weiß, es giebt keine ausgemachteren Prediger und Proſelytenmacher, als die Herren Freygeiſter. Er ſagte zu mir: alles Religionsweſen würde in dem Lande als eine ſo höchſt gleichgültige Sache betrachtet, daß man nicht einmal darnach frage, ſich darüber zu unterhalten. Er machte mich mit den merkwürdigſten Gelehrten Berlins, unter andern auch mit Herrn Formey, bekannt, der ſein Vielſchreiber- und Compilatorhandwerk für die Buchhändler immer noch fortſetzt. Formey

ſen hohen Gaſt mit ihren Tänzen und Spielen. Als man ſich zu Tiſche ſetzen ſollte, kam die Tafel, mit Speiſen beſetzt, aus dem Boden hervor; Nymphen machten die Honneurs des Waldes und Faunen bedienten die Gäſte. Beym Abſchiede ſagte der König: „Graf Hodiz, ich hoffe, „Sie werden mich in Potsdam beſuchen; ich wer„de Sie zwar nicht eben ſo glänzend bewirthen „können, wie Sie mich bewirthet haben, aber „denn doch mein Möglichſtes thun.“ Dieſer Hodiz war ein ſehr geiſtreicher, offener, luſtiger Mann, und wußte dem Könige unendlich viel Angenehmes zu ſagen. Er hat ein beträchtliches Gut in Schleſien, das zwiſchen den Beſitzungen des Königs von Preußen und des Kaiſers in der Mitte liegt, und von beyden unabhängig iſt. Als ihm der König einmal die in Sansçouci gemachten Verſchönerungen zeigte, ſagte er zu ihm: „Sie „ſehen hier dieſes Stückchen Land, es lag vor„her in meinen Gärten, um ihnen aber eine re„gelmäßige Form zu geben, habe ich eine gerade „Linie gezogen, und alles, was darüber hinaus„liegt, meinem Nachbar geſchenkt. Eben ſo habe „ich ihm einen Weg nach ſeinem Hauſe machen „laſſen, der ihn nichts koſtet, und werde ihm auch „noch dazu eine Mauer auf meine Unkoſten auf„führen laſſen.“ — „Ach, Sire!“ antwortete ihm der Graf, „ich ſehe wohl, es iſt gut, Ihr „Nachbar im Kleinen zu ſeyn.“

Man kann nicht ſagen, daß in Potsdam eigentlich eine Hofhaltung war: der König wurde dort nur von Officieren und Soldaten bedient, ſeine Adjutanten waren ſeine Kammerjunker, und Grenadiere ſeine Kammerdiener. Einer dieſer Krieger, ſein Kammerhuſar, genoß ſein ganzes Zutrauen. Er hatte ihm einen Pallaſt gegeben, den er nach dem Riſſe von Whitehall in London bauen ließ; da aber der Dienſt deſſelben ihn beſtändig an den König feſſelte, lebte er nicht darin, ſondern ließ ihn durch ein Frauenzimmer aus niedrigem Stande bewohnen, welches er liebte und unterhielt, und die als eine Königinn logirt war, indeſſen er ſelbſt in einem Kämmerchen, nahe beym Zimmer des Königs, ſchlief. Er führte gleichfalls die Aufſicht über die Privatcaſſe des Königs, und hielt ſich dazu einen Secretair. Da er ſeinem Herrn überall auf deſſen Reiſen begleiten mußte, war ſein Platz auf dem Sitze des Kutſchers, und der Secretair folgte ihm in einer Poſtchaiſe nach.

Der König von Preuſſen fand ſeine Luſt daran, die berühmten Gebäude des Alterthums nachzuahmen. Man ſieht zu Potsdam das Pantheon, das Coliſäum, die Baſilica des Antonin, den Tempel von Tivoli, — freylich nach verjüngtem Maaßſtabe, aber doch groß genug, um von dieſen Werken den ſie Beſuchenden einen deutlichen Begriff ihrer Form geben zu können. Auch hat

er einige Kirchen bauen laſſen. Es gab eine in Potsdam, von der ihm die Façade nicht gefallen hatte. Er ließ ſie nach ſeiner Idee umändern; allein es wurde dadurch der Kirche ein wenig das Licht benommen. Der Pfarrer und die Eingepfarrten machten Vorſtellungen dagegen, aber vergeblich. Der König antwortete darauf mit den Worten der Schrift: „Selig ſind „die, die nicht ſehen, und doch glau„ben.“ Gleichfalls hat er ein ſchönes Rathhaus aufgeführt. Da der Bürgermeiſter ſich für einen ſehr ſtattlichen Mann hielt, und den König oft durch das wichtige Anſehen, welches er ſich zu geben wußte, beluſtigte, ließ dieſer oben auf das Rathhaus eine Statüe, die den Bürgermeiſter als Atlas, der die Weltkugel trägt, vorſtellte, ſetzen. Der Abgebildete, der das Satyriſche in dem Einfalle nicht fühlte, kam zum Könige, ihm in allem Ernſte für die ihm dadurch erzeigte Ehre zu danken.

Wir brachten acht Tage in Berlin zu, und ich fand es, beſonders durch die vom Könige aufgeführten Gebäude, als eine der ſchönſten Städte von Europa. Vorzüglich iſt das Arſenal und das Opernhaus im beſten Geſchmack. Das Opernhaus trägt zur Aufſchrift die Worte: Divo Apollini. Wir ließen uns den Abend der Königinn von Preußen, dem Prinzen Heinrich und der ganzen königlichen Familie vorſtellen.

Man wollte uns an den Spieltiſch ſetzen, allein ich zog die Beobachtung des Hofes vor, den ich nicht ſehr glänzend fand. Ich wurde überraſcht, den alten Baron von Pöllnitz hier zu ſehen, deſſen Briefe und Denkſchriften ich ſchon vor dreyßig Jahren geleſen hatte. Er war jetzt erſter Kammerherr der Königinn. Ich ſchwatzte einige Zeit mit ihm, und er ſchien mir ein Mann von viel Geiſt und Artigkeit zu ſeyn. Er ſtarb das Jahr darauf.

Ich fand auch Herrn la Grange wieder, der mit ſeiner Lage hier ſehr zufrieden war. Er genoß jetzt alle mögliche Muße, ungeſtört dem Studio der Mathematik und Algebra ſich zu widmen, und zugleich der Freyheit, die ihm in Turin gefehlt hatte, ſeine Meynung über die Religion, die er für nichts als Hirngeſpinnſt und Fabel hält, zu ſagen. In Turin hatten wir uns oft über dieſen Gegenſtand geſtritten; denn man weiß, es giebt keine ausgemachteren Prediger und Proſelytenmacher, als die Herren Freygeiſter. Er ſagte zu mir: alles Religionsweſen würde in dem Lande als eine ſo höchſt gleichgültige Sache betrachtet, daß man nicht einmal darnach frage, ſich darüber zu unterhalten. Er machte mich mit den merkwürdigſten Gelehrten Berlins, unter andern auch mit Herrn Formey, bekannt, der ſein Vielſchreiber- und Compilatorhandwerk für die Buchhändler immer noch fortſetzt. Formey

ſagte mir ganz natürlich: „er arbeite alle Tage „einige Stunden, und lege die Feder ſogleich nie„der, wenn er ſeinen Ducaten verdient habe.“

Es war unſere Abſicht, über Warſchau nach Petersburg zu gehen, wir fanden aber ſo viele Schwierigkeiten dabey, wegen der herumſtreifenden conföderirten Truppen, die überall die Wege verſperrten, mit Sicherheit durch Pohlen zu kommen, daß ich es nicht wagte, die Reiſe zu unternehmen. Ueberdieß ſchrieb auch die Herzoginn von Northumberland an mich: ſie wollte nach Deutſchland gehen, und wünſche ſehr, daß ich ihr einen Ort angeben möchte, wo ſie mit ihrem Sohne zuſammentreffen könnte. Ich antwortete ihr alſo, daß wir den 26ſten April in Cölln ſeyn wollten, und nahm meine Maaßregeln darnach, genau auf den Tag Wort zu halten.

Wir gingen mithin den 13. April nach Braunſchweig ab, und fanden den eben angekommenen König von Schweden, Guſtav III., daſelbſt. Der Herzog von Braunſchweig, deſſen Gemahlinn die Tante des Königs von Schweden und Schweſter Friedrichs des Großen war, ſchien ganz mit der Sorge beſchäftigt, ſeinen Neffen wohl aufzunehmen. Guſtav III. kam eiligſt von Paris zurück, wo er die unvermuthete Nachricht von dem Tode ſeines Vaters erhielt. Ob ihn nun gleich dieſe Begebenheit vielleicht drängte, den franzöſiſchen Hof aufs Schnellſte zu verlaſſen,

war er doch noch einen ganzen Monat länger dort geblieben, und hatte die Zeit dazu angewandt, einen Allianz- und Subſidientractat mit dem Verſailler Hofe zu ſchließen. Er hatte dadurch die Revolution gewiſſermaaßen vorbereitet, die er nachher ſo glücklich in ſeinem Reiche ausführte. Die Unterhaltungen, die er darüber in Paris hatte, und nachher die geheimen Betriebe des franzöſiſchen Ambaſſadeurs in Stockholm, ſind ihm zur Erreichung ſeiner Abſicht nicht unnütz geweſen.

Ein und vierzigſtes Capitel.

Braunſchweig. — Der König von Schweden. Gemälde dieſes Herrn. — Geſchichte des Baron Trenk.

Ich hatte einen Empfehlungsbrief an Herrn v. Feronce bey mir, einen Mann von vielem Verſtande, auf den der Erbprinz von Braunſchweig ſehr viel hielt. Kaum hatte ich ihm den Brief hingeſchickt, ſo ſchrieb er mir wieder, daß er uns, wenn wir nach Hofe kommen wollten, ſogleich vorſtellen würde; daher verloren wir keine Zeit. Er ſtellte uns dem Herzoge, dem Erbprinzen und der Erbprinzeſſinn, Schweſter des Königs von England, vor. Wir wurden eingeladen, an der Tafel des Herzogs von Braun-

ſchweig, an der auch der König von Schweden ſich mit befand, zu Mittage zu eſſen, und das folglich gleich zwey Stunden nachher, als wir in Braunſchweig angekommen waren: ſo ſchnell habe ich es nirgends anderwärts damit zugehen ſehen. Nach der Mittagsmahlzeit hatte ich die Ehre, dem Könige von Schweden als ein Mann, der die vornehmſten europäiſchen Höfe geſehen, vorgeſtellt zu werden. Der König that viele Fragen an mich über die verſchiedenen Charaktere der Fürſten, denen ich vorgeſtellt worden, und als ich ihm gewiſſe Anſehenszüge (traits d'autorité) der Könige von Neapel und Sardinien erzählte, unterbrach er mich und ſagte: „Wir Kö„nige im Norden, oder, wenn Sie lieber wollen, „wir republikaniſchen Könige dürften uns ſolche „Sachen nicht erlauben.“ — Unterdeſſen ſchien es mir doch, nach allen Geſinnungen, die er durchſchimmern ließ, zu urtheilen, daß er ſchon damals mit der Abſicht umging, ſich dieſen Königen in etwas gleich zu ſtellen. Es kam mir vor, daß er die Ehre ſehr liebte, und es ſich zu Herzen nähme, ſie durch eine weiſe Regierung ſeines Volks einſt zu verdienen. Er gab beſonders ſehr lebhaft darauf acht, was ich ihm von der Zugänglichkeit des Königs von Sardinien ſagte, wie leicht dieſer alle annähme, die eine Audienz von ihm verlangten; wie er dazu gewiſſe Stunden feſtgeſetzt hätte, und vierzig Jahre lang Abends und Mor-

gens in ſeinem Cabinette alles, was ihn zu ſprechen begehrt, vom groſſen Herrn an bis zum Bauer, vor ſich gelaſſen, und wie ihm dieß dann die Liebe und das Zutrauen ſeiner Unterthanen im allerhöchſten Grade gewonnen. Meine Erzählung rührte ihn, wie ich merkte, ſehr, und er führte dieſen Gebrauch, ein halbes Jahr darauf, an ſeinem Hofe ein. Er iſt ihm zu einem ſehr nützlichen Mittel geworden, die Herzen ſeiner Unterthanen ſich zuzuwenden, und ſie dahin zu bringen, daß ſie mit Vergnügen die erſtaunliche Veränderung ſahen, die er in Schweden bewirkte. Die Geſchichte hat die Umſtände dieſer Revolution ſchon bekannt gemacht, daher will ich hier nur einige der hauptſächlichſten Züge davon anführen. Der Senat in Stockholm hatte ſich der ganzen Macht der Regierung bemeiſtert, und den König dermaſſen eingeſchränkt, daß er nicht allein nichts vermochte, ſondern ſich ſogar faſt nur in der Lage eines geehrten Sklaven ſah. Seine Groſſen hatten die Kühnheit ſo weit getrieben, zu verlangen, daß er nicht einmal Briefe und Depeſchen anders, als in Gegenwart einiger Senatoren, erbrechen durfte. Durch dieſe Quälereyen, die einem hochherzigen Fürſten unausſtehlich ſeyn mußten, aufs Aeußerſte getrieben, fing er endlich an, ſeine Maaßregeln dagegen zu nehmen, und es gelang ihm, ſeinen zwey Brüdern das Commando in ein Paar der ſtärkſten Feſtungen ſeines Reichs zu verſchaf-

ſen, mit denen er übereinkam, daß ſie die Truppen zu gewinnen und ſich zu unterwerfen ſuchen ſollten, welches ſie auch zu Stande brachten. Sobald man in Stockholm die Nachricht davon erhielt, verſammelte ſich augenblicklich der Senat; während er aber über das, was er zu thun habe, berathſchlagte, und einige ſogar vorſchlugen, den König in Verhaft nehmen zu laſſen, ergriff dieſer ſogleich ſeine Partey. Er begab ſich zum Leibwacheregimente, und nachdem er demſelben mit wenig Worten, aber auf die rührendſte und ſtärkſte Weiſe, die grauſame Tyranney vorgeſtellt, in der der Senat ihn hielte, die ſich auch auf ſeine übrigen Unterthanen erſtreckte, frug er es: ob es ihm wohl in ſeiner Abſicht beyſtehen wolle, die Gerechtigkeit in der Regierung wiederherzuſtellen? er verlangte zugleich: diejenigen, die ihn lieb hätten, möchten ſich erklären. Ein für einen Fürſten, in ſolchen Umſtänden, frächterliches Stillſchweigen ſchien auf einen Augenblick unter allen Officieren des Regiments zu herrſchen; und er hat nachher ſeinen Freunden geſtanden, daß ihm dieſer Augenblick wie ein Jahrhundert vorgekommen ſey. Er wiederholte denſelben Vorſchlag zum zweyten Mal, worauf endlich ein Officier hervortrat und ihm zu Füßen fiel; die andern folgten dieſem bald nach. Der erſte Gebrauch, den der König von dem ihm günſtigen Augenblicke und der bezeigten Wärme machte, war, ſogleich Befehl zu

ertheilen, den verſammelten Senat zu umzingeln und zu verhaften. Hierauf ließ er auch die andern, in der Stadt und der umliegenden Gegend befindlichen, Truppen für ſich erklären, und gab in wenig Tagen der Regierung eine von der bisherigen ſo verſchiedene Geſtalt, daß ſich die Gewalt nunmehr faſt ganz in ſeiner Perſon vereinigte, und er jetzt einer der Fürſten von Europa iſt, die des ausgebreitetſten und feſtbegründetſten Anſehens genießen. Einige Tage nachher ſchrieb er an die Gräfinn von Bouffleurs, die er mit Recht ſehr hochſchätzte, ihr die Umſtände dieſer Revolution zu melden. Ich habe dieſen Brief, ſo wie verſchiedene andere, die er an dieſe Dame geſchrieben, mit der er Unterredungen über die Angelegenheiten ſeines Reiches gehabt, ſelbſt geſehen. Sie waren alle ſehr gut geſchrieben; es athmete aus ihnen ſämmtlich der Geiſt der Gerechtigkeit, des Muthes und der Güte, die dieſen Monarchen charakteriſirten, hervor, und ich betrachte es als eine der ſchmeichelhafteſten Begebenheiten meines Lebens, daß es mir ſo gut geworden iſt, mich während meines Aufenthalts in Braunſchweig ihm nahen zu dürfen.

Während der Zeit, als ich da war, verfügte man ſich um Mittag ſchon nach Hofe, und ſetzte ſich um Eins zu Tiſche. Die Tafel des Herzogs war mit vierzig, und in einem angränzenden Saale noch eine andere mit ſechszig Couverten be-

ſetzt, bey der der Hofmarſchall die Honneurs machte. Nach Tiſche unterhielt man ſich durch Geſpräche, oder ging auch ſpatzieren; Abends ward geſpielt und wieder geſprochen. In dieſen Augenblicken habe ich Gelegenheit gehabt, das zu bemerken, was ich über den König von Schweden erzählt. Ich komme auf den Braunſchweiger Hof zurück.

Der alte Herzog war von einer angenehmen Einfachheit in ſeinem Weſen, ſehr ſanftem Aeußeren, und es fehlte ihm weder an Geiſt, noch an Kenntniſſen. In ſeiner Jugend genoß er den Unterricht des berühmten Leibnitz; er liebte übrigens Pracht und Spiel. Durch dieſe beyden Leidenſchaften waren ſeine Finanzen in ſolche Unordnung gekommen, daß die Landſtände genöthigt waren, zweymal ſeine Schulden zu bezahlen, und eben im Begriffe ſtanden, es noch zum dritten Male zu thun.

Die Herzoginn von Braunſchweig war ſehr ſtolz darauf, die Schweſter eines ſo großen Mannes, Preußens Monarchen, zu ſeyn, und dünkte ſich daher auch eines glänzenden Geiſtes und einleuchtender Politik. Der Erbherzoginn fiel es ein, daß ſie bisher mit mir noch nicht geſprochen hatte; daher ſagte ſie einmal: „Laſſen Sie mich „nur dafür ſorgen, und Sie werden ſehen, daß „ſie nach der Tafel mit Ihnen ſprechen ſoll; neh„men Sie aber all ihr Wiſſen zuſammen, Sie „werden genug zu thun haben, mit ihr auszukom-

„men.“ — Wirklich trat auch die Herzoginn, als wir Kaffee tranken, auf mich zu, und ſprach mit mir viel von ihrem Bruder, über die Art, wie ich ihn gelobt hätte, und ihm vorgeſtellt worden wäre. Darauf ſprang ſie plötzlich von dieſen Gegenſtänden ab, und fragte mich: was ich von Leibnitzen's Monaden hielte? Wie ſehr man ſie mir auch als gelehrt angekündigt hatte, war ich mir doch nicht verſehen, daß ſie einen ſo hohen Schwung nehmen würde; ich ließ mich indeß durch die Frage nicht in Verwirrung ſetzen, und antwortete ihr: ich hätte gefunden, es wäre viel Aehnlichkeit zwiſchen Leibnitzen's Monaden und den Zahlen des Pythagoras. Ich entwickelte dieſe meine Idee und zeigte: wie der alte und der neue Philoſoph Weſen, denen beyde einerley Eigenſchaften beylegten, nur verſchiedene Namen gegeben. Meine Auseinanderſetzung kam ihr gelehrt und neu vor; ſie mochte mich nun verſtanden haben oder nicht, ſo that ſie doch wenigſtens, als hätte ſie mich begriffen, und ſprach nachher von nichts, als von meinem Genie und meiner tiefen Gelehrſamkeit.

Man ſpielte alle Tage des Abends bey ihr; ſie erzeigte mir die Ehre, mich zu einer Partie im Vingt-un mit dem Könige von Schweden vorzuſchlagen. Da ich aber wohlweislich bedachte, daß mein Beutel nicht hinlänglich ſey, die Partie eines Königs zu machen, der eben von Frank-

reich Millionen erhalten hatte, entſchuldigte ich mich, und wurde dafür durch eine Unterhaltung von drey Stunden über verſchiedene intereſſante Gegenſtände angenehm entſchädigt, die ich während des Spiels mit dem Erbprinzen hatte, deſſen äußerſt höfliches und leutſeliges Aeußere, und ein ſehr durchdringender und aufgeklärter Geiſt ihn zu einem der liebenswürdigſten Fürſten des deutſchen Reichs machen. Man glaubte damals, er lebe nicht im beſten Einverſtändniſſe mit der Frau Erbprinzeſſinn; allein ein durch unſer Geſpräch veranlaßter Umſtand bewies mir das Gegentheil: denn als ich den Tag darauf zu ihr ging, um ihr meine Aufwartung zu machen, ſagte ſie zu mir: ich hätte ſie um zwey Stunden Schlaf gebracht, weil der Erbprinz nicht eher zu Bette gehen wollen, als bis er ihr Wort vor Wort ſeine mit mir gehabte Unterredung wieder erzählt hatte. Ich hatte die höchſte Urſache, mich über die ungemein gewogene Aufnahme zu freuen, die ich in Braunſchweig, und beſonders von dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlinn, genoſſen. In einem Briefe, den mir nach meiner Abreiſe noch Herr von Feronce ſchrieb, erzeigten mir Ihro Hoheiten die Ehre, mir ſagen zu laſſen: es würde ſie ſehr freuen, wenn ich einmal wieder ihren Hof beſuchen, und mich länger daſelbſt aufhalten wollte.

Wir langten in Cöln den 26ſten April an, wo auch die Herzoginn von Northumberland gerade eine Stunde vor uns angekommen war; ſo genau hatten wir von beyden Seiten unſere Rechnung gemacht. Die Herzoginn fand, daß ihr Sohn ſehr gewonnen habe, und hatte die Güte für mich, mir alle ſeine Fortſchritte zuzuſchreiben. Sie gab mir hierauf einen Brief von dem Herzoge, in welchem er mir ſein Leidweſen recht lebhaft über eine Unannehmlichkeit bezeigte, die mir ſeinetwegen zuſtieß. Er hatte ſich ſeit einiger Zeit zu der Oppoſitionspartey in England geworfen. Gerade damals war die Pfründe von zwanzigtauſend Livres Einkünfte, die der König mir durch ihn zugeſagt hatte, offen geworden; da es nun bekannt war, daß ich mit dem Herzoge in ſo naher Verbindung ſtände, ſo hatte der Miniſter geglaubt, es ließe ſich kein ſichereres Mittel finden, dem Herzoge wehe zu thun, als wenn man mir die Pfründe nicht gäbe, ſondern (wie es denn auch geſchah) einem andern Mann, der dem Herzoge verhaßt war, weil er gegen ihn geſchrieben hatte, dazu vorſchlüge. Mein Gönner fühlte vollkommen, daß nur meine Ergebenheit an ſeine Familie mir dieſen Verluſt zuziehe; er verſicherte mich alſo in ſeinem Briefe, daß er nicht ruhen würde, als bis er mir den für mich daraus erwachſenen

Schaden erſetzt hätte. Der erſte Gebrauch, den er von dem Credite, wozu er noch einſt wieder zu gelangen hoffte, machen würde, ſollte der ſeyn, daß er für mich ſorgte. Die Herzoginn gab mir dieſelben Verſicherungen. Ich wandte, ohne mir die geringſte Unruhe darüber merken zu laſſen, vielmehr alle meine Beredſamkeit an, ſie zu überzeugen: es wäre mir weit empfindlicher, in meinen Hoffnungen getäuſcht zu ſeyn, weil ſie es ſich ſo zu Herzen nähmen, als wegen deſſen, was ich ſelbſt dabey litte.

Wir gingen alle zuſammen nach Aachen, wo wir uns einige Tage aufhielten, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu beſehen, die ehemals der Lieblingsaufenthalt Carls des Großen geweſen war. Von allen aber, die ich dort ſah, beſchäftigte keine meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr, als die Bekanntſchaft mit einem öſtreichiſchen Officier, deſſen Schickſale zu den außerordentlichſten gehören, die man ſich nur denken kann.

Dieſer Officier war der berühmte Baron Trenk. Zur Zeit des erſten Krieges des Königs von Preußen mit dem Hauſe Oeſtreich hatte er ſich, da er jung und unternehmend war, der Kaiſerinn angeboten, mit einem Häuflein entſchloſſener Männer den König von Preußen aufzuheben, wenn er ſich einmal vom Lager entfernen würde, die Stellung der Oeſtreicher zu re-

cognoſciren. Wirklich verſuchte er es, aber der Streich mißglückte ihm ſo ſehr, daß er ſelbſt gefangen, und vom Könige zu einem ewigen Kerker in der Feſtung Magdeburg verurtheilt ward. Die Begegnung, die er dort erfuhr, war ſo ſonderbar, als grauſam. Er wurde ſtehend an eine Mauer geſchloſſen, ſo, daß er mehrere Jahre lang ſich weder ſetzen, noch niederlegen konnte. Seine Wachen hatten Befehl, ihn immer nur eine kurze Zeit, und gerade ſo lange ſchlafen zu laſſen, daß ſeine Kräfte nicht ganz erſchöpft würden. Vier oder fünf Jahre lang mußte er in dieſer abſcheulichen Lage aushalten; endlich wurde er, weil man befürchtete, er möchte nicht lange mehr am Leben bleiben, ſo angekettet, daß er ſich zwar niederſetzen, aber auch nur niederſezzen, konnte. Gleichwohl kam ihm ſchon dieß als eine beträchtliche Erleichterung ſeiner Leiden vor. Er hat mir ſelbſt geſagt, daß, nachdem er in den erſten Jahren ſeines Gefängniſſes grauſame Krankheiten habe ausſtehen müſſen, ſein von Natur ſtarkes Temperament dennoch ſo ſehr die Ueberhand über ſeine Drangſale bekommen, daß er zu einer guten Geſundheit wieder gelangt ſey, und, obgleich Brod und Waſſer die einzige ihm gereichte Nahrung war, er ſich vortrefflich dabey befunden habe, ja ganz zu ſeiner alten Munterkeit gekommen ſey. Dieſe Geiſtesſtimmung hat-

te ihn, ſelbſt in der Langeweile einer ſo furchtbaren Einkerkerung, ein Mittel finden laſſen, ſie ſich zu verkürzen, indem er nämlich Verſe machte, die er, ſo gut er konnte, in Muſik ſetzte, und ſie den halben Tag lang aus vollem Halſe abſang. Da er nichts mehr zu ſchonen hatte, war der König oft der Gegenſtand ſeiner ſtachlichten Strophen, worin er, wie man leicht denken kann, eben nicht ſonderlich gelobt wurde. Er ließ ſeiner Einbildungskraft auf alle Weiſe den Zügel ſchießen, brachte die Zeit, wenn er nicht ſang, damit zu, ſich alle einſt genoſſenen Freuden zu vergegenwärtigen. In dieſen glücklichen Ausſchweifungen ſeines Geiſtes war er beynahe dahin gelangt, jene goldenen Phantaſien als eine Wirklichkeit zu genießen, und ſein Unglück nur als unangenehme vorüberfliegende Träume zu betrachten. Endlich ließ indeß die Kaiſerinn = Königinn, die ihn lange für todt gehalten hatte, um ſeine Freyheit beym Könige ſo dringend anſuchen, daß ſie es zuletzt bewirkte, ihn von ſeinen Ketten zu befreyen. Ich ſah ihn in Aachen, wo er noch immer eine vortreffliche Geſundheit genoß, eine hübſche Frau, die Tochter eines der erſten Einwohner dieſer kaiſerlichen Stadt, geheirathet, und ſich dort niedergelaſſen hatte, um nicht mehr in dem Erreichungskreiſe willkührlicher Gewaltthätigkeit zu ſeyn. Es ſind von ihm

in ſeiner Mutterſprache verſchiedene Werke, Früchte ſeines langen Nachdenkens, heraus; kommen. Er hatte in dem Gefängniſſe gehör Muße gehabt, ſie zu verfertigen. Sie enthali auch Gedichte gegen den König von Preuß und Nachrichten darüber, wie er ſeine Zeit ſeinem Verſchluſſe in Magdeburg zuzubring pflegte. Obgleich der Styl eben nicht das V dienſt davon ausmacht, ſo ſind ſie doch dur die Sonderbarkeit ſeiner Ideen und das Schi ſal ihres Verfaſſers ſehr intereſſant. Was mi an ihm in Erſtaunen ſetzte, war die Geiſtesſtä ke, der Muth und die Standhaftigkeit, die il eine ſolche Lage aushalten laſſen, in der jed andere umgekommen wäre: eine Lage, in der ih auch nicht die geringſte Hoffnung mehr übr blieb, beſſere Zeiten zu erleben. Er ſchien alle vergeſſen zu haben, und erinnerte ſich ſeiner ve gangenen Leiden, um beſſer die Annehmlichkeite ſeines jetzigen Z ſtandes zu ſchmecken: er wa heiter und vergnügt, und hatte ſogar Augen blicke, in denen man vielleicht, ohne ihm seh Unrecht zu thun, hätte ſagen mögen: das Gleich gewicht ſeiner Vernunft ſey ein wenig durch ſei ne lange Einkerkerung geſtört worden; indeſ war es immer zu verwundern, daß es nicht noch weiter mit ihm übergeſchnappt *).

*) Er hat ſich nachher auch in die franzöſiſche Revolution

Wir entſchloſſen uns, Holland während der dortigen Märkte oder Kirmeſſen zu beſehen, von denen die im Haag im May gehalten wird und ſechs Wochen lang dauert. Dieß iſt die glänzendſte Zeit für den dortigen Hof, und überhaupt diejenige, in der man dieſes Land in ſeiner glänzendſten Geſtalt ſieht; es war in dem Augenblicke ſehr reizend. Ich war ſelbſt Augenzeuge von der dort übermäßigen Blumenliebhaberey, an die ich kaum glauben konnte; aber in meiner Gegenwart bot einmal ein Holländer vierhundert und ſiebenzig Louisd'or für eine Hyacinthe, für welche aber fünfhundert verlangt wurden. Es war freylich die angenehmſte und lachendſte Blume, die man ſehen konnte. Ein Blumiſt von Harlem hatte ſie gezogen, und ein anderer Blumenhändler war es auch, der ſie ihm abkaufen wollte. Die Urſache, die der Beſitzer für ſeine Forderung angab, war: Seine Hyacinthe ſey allen Liebhabern in Europa bekannt, und er löſe aus deren Zwiebelbrut jährlich weit mehr, als die Zinſen von fünfhundert Louisd'or betrügen. Gleichwohl ſchien mir ſein Grund ziemlich ſonderbar, da durch den Verkauf der

miſchen wollen, ging 1793 nach Paris und wurde dort den 2. Juli 1794, zwey Tage vor Robespierre's Hinrichtung, guillotiniert.

Zwiebelbrut ja auch die Art mit aller ihrer Schönheit vermehrt werden mußte.

Der Hof des Prinzen und der Prinzeſſinn von Oranien kam mir ſehr angenehm und munter vor, obgleich ſich ſehr wenige hübſche Frauenzimmer an demſelben befanden. Die Holländerinnen haben überhaupt ſchlechte Zähne. Ich weiß nicht, ob das Klima daran ſchuld iſt, oder ob es daher rührt, daß ſie nicht genug Sorgfalt für das Zahnwerk tragen. Nicht ſelten ſieht man junge Perſonen von fünf und zwanzig Jahren, denen ſie ſchon auf einer ganzen Seite fehlen, und andere, die gar keine mehr haben. Wir wurden bey Hofe vorgeſtellt. Alle Tage wurde dort ein öffentliches Frühſtück gegeben, wobey der Prinz und die Prinzeſſinn von Oranien zugegen waren; des Abends war Ball oder auch Schauſpiel.

Wir beſuchten ganz Holland, Flandern und Brabant, und kehrten darauf mit der Herzoginn von Northumberland wieder nach London zurück.

Bey meiner Ankunft bezeigte mir der Herzog eben die Zufriedenheit über die Fortſchritte ſeines Sohnes, als es die Herzoginn gethan, und wiederholte ſein Bedauern wegen des Unfalles, von dem er die Urſache ſey. Er verſicherte mir gleichfalls mündlich ſeines Vorſatzes, mich bey

ächſtvorfallender Gelegenheit für meine fehlgeſchlagene Hoffnung zu entſchädigen, und ſtellte mir dabey zugleich eine Anweiſung von fünftausend Pfund Sterling auf ſeinen Banquier zu. Fünf Jahre nachher ſöhnte er ſich wieder mit dem Hofe aus. Ich wartete zehn Jahre; fuhr fort mit ihm, wie gewöhnlich, zu leben; aber es iſt nie weiter die Rede von Belohnung oder Schadloshaltung nachher geweſen.

Dutens Lebensbeſchreibung

oder

Memoiren eines Gereiſeten,

der ausruht.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

Johann Friedrich von Meyer.

Zweyter Band.

Amſterdam, 1808.

Im Kunſt- und Induſtrie-Comtoir.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Verzeichniß der Capitel.

Erſtes Capitel.

Reiſe von Spa nach Paris. — Beſchreibung der Damen Bouffiers. — Aufenthalt in Paris. S. 3

Zweytes Capitel.

Verfolg derſelben Materie. — Der Prinz von Conti. — Deſſen Character 17

Drittes Capitel.

Lady Algernon Percy. — Madame de Trudaine und ihre Geſellſchaft 28

Viertes Capitel.

Merkwürdige Begebenheit einer ins Leben zurückgerufenen Dame. 36

Fünftes Capitel.

Anecdoten über Ludwig XV. 47

Sechstes Capitel.

Anecdoten den Anfang der Regierung Ludwigs XVI. betreffend S. 57

Siebentes Capitel.

Verfolg deſſelben Gegenſtandes. — Angelegenheit des Herrn de Guines. — Beaumarchais 65

Achtes Capitel.

Die Philoſophen dieſes Jahrhunderts 76

Neuntes Capitel.

Gemählde einiger dieſer ſogenannten Philoſophen 85

Zehntes Capitel.

Philoſophiſche Mut. — Lächerliche Begebenheit Herrn de Poinſinets 94

Eilftes Capitel.

Der Abbé Barthelemy. — Der Herzog und die Herzoginn von Choiſeul 104

Zwölftes Capitel.

Das Leben in Cyanteleux. — Begebenheit des Herrn Berlin; und noch verſchiedne andre merkwürdige Züge 117

Dreyzehntes Capitel.

Geſchichte des Herrn Holker. — Anecdoten über den Prätendenten 129

Vierzehntes Capitel.

Rückkehr nach Paris S. 133

Funfzehntes Capitel.

Der Polizeylieutenant von Paris. — Rückkehr nach London. — Dritte Reise nach Italien. 143

Sechszehntes Capitel.

Tragische Begebenheit des Vicomte Du Barry zu Nalz 157

Siebenzehntes Capitel.

Duchillon wird des Umgangs mit den Großmächte. — Ursachen, die ihn davon abbringen 178

Achtzehntes Capitel.

Duchillon's Unbeständigkeit und Schwäche. — Er schifft sich wieder auf dem stürmischen Meere der großen Welt ein. — Charitons Quid pro quo. 180

Neunzehntes Capitel.

Anecdote von Lord Bute und Lord Chatam. 185

Zwanzigstes Capitel.

Abreise von London nach Turin mit Lord und Lady Mountstuart. — Character dieses Ehepaars. 190

Ein und zwanzigstes Capitel.

Verfolg der Reise. — Aufenthalt in Paris. — Die eiserne Maske 195

Zwey und zwanzigstes Capitel.

Ankunft in Turin. — Auftritt des Lord Mountstuart bey Hofe — Die Prinzessinn von Carignan 205

Drey und zwanzigstes Capitel.

Duchillon's Lage in Lord Mountstuarts Hause 210

Vier und zwanzigstes Capitel.

Kurzes Ministerium. — Etiquette der sächsischen Gesandten. — Vermeide zweyer Damen — Was das Vaterland sey? — Abreise von Turin 214

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Betrachtungen über die Großen. — Der Ritter Mann — Der Vicomte von C**. — Der Marquis von Narbonne 223

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Zug von D Antonio. — Die Signora Maria Pizzetti — Neuer Vorschlag des Herzogs von Northumberland 234

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Die Gräfinn von Albanien. — Der Graf Alfieri. — Herr Gebegau. 241

Acht und zwanzigstes Capitel.

Duchillon kehrt nach Florenz zurück, und macht

einen Entwurf dort zu [illegible]. — Beſchreibung des Großherzogs von Toskana S. 254

Neun und zwanzigſtes Capitel.

Paris. — Antrait. — Die Gräfinn Boufflers. — Lady C**. 262

Dreyßigſtes Capitel.

Chanteloup. — Der Herzog von Choiſeul. — Madame Du Barry 268

Ein und dreyßigſtes Capitel.

Ein Brief von Voltaire. — Der Tod des Paters Du Cerceau. — Der Abbé Prévôt. — Ein Wort des Herzogs von Nivernois 276

Zwey und dreyßigſtes Capitel.

Krankheit der Madame de Choiſeul. Merkwürdige Umſtände dabey 283

Drey und dreyßigſtes Capitel.

Aufenthalt in Tours und in Paris 292

Vier und dreyßigſtes Capitel.

Rückkehr nach Chanteloup. — Der Herzog von Northumberland. — Lord Bute 298

Fünf und dreyßigſtes Capitel.

Lord Walſingham 306

Sechs und dreyßigſtes Capitel.

Die Krankheit des Königs. 312

Sieben und dreyßigſtes Capitel.

Die franzöſiſche Revolution S. 316

Acht und dreyßigſtes Capitel.

Epe. — Herr Cranford. — Die Herzoginn von Devonſhire 331

Neun und dreyßigſtes Capitel.

Die Geſellſchaft zu Petersham. — Die Aufgewachſenen. — Der Graf von Woronzow. — Der Prinz von Caſtelcicala. — Der Marquis del Campo 339

Vierzigſtes Capitel.

Lee der Mylady Betty Mackenzie, und Herrn von Mackenzie's. — Lord Macartney 339

Ein und vierzigſtes Capitel.

Lord und Lady S**. 346

Zwey und vierzigſtes Capitel.

Von der Geſellſchaft in England 350

Drey und vierzigſtes Capitel.

Beſchluß dieſer Denkwürdigkeiten. — Abſicht des Verfaſſers ſie geſchrieben zu haben 360

Denkwürdigkeiten

eines Gereiſeten,

der ausruht.

Zweyter Band.

Erſtes Kapitel.

Reiſe nach Spaa und Paris. — Beſchreibung der Damen Boufflers. — Aufenthalt in Paris.

Der Herzog von Northumberland nahm mich mit ſich, einen Theil des Sommers bey ihm und der Herzogin, auf ſeinen Landgütern in Northumberland, zuzubringen, die unermeßlich groß waren; denn beynahe ein Drittheil der Provinz gehörte ihm. Wenn man noch ſeine andern Beſitzungen in Yorkſhire und Middleſex hinzu rechnet, kann man wohl ſagen, daß er Herr von beynahe einem Hunderttheile des Königreiches war. Das Schloß Allnwick, das er faſt ganz neu gebaut hatte, iſt ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude; es war ſehr reich meublirt, und er führte einen Staat, wie ein regierender Herr, darin. Da ich noch nicht ganz vom Glanze der Erdengröße enttäuſcht war, und in dieſem Hauſe

die Rolle eines Günstlings spielte, überließ ich mich der Familie mit der ganzen Hingebung, die die entschiedenste ... ich möchte beynahe sagen,... Vernarrtheit nur einflößen kann. Die Herzogin hatte Lust eine Reise nach Schottland zu machen, und ich verließ sie bloß, um einen Besuch bey meinem würdigen Wohlthäter, Herrn von Mackenzie abzulegen; er nahm mich mit offenen Armen auf. Ich kehrte hierauf nach London wieder zurück. Da die Herzogin von Northumberland sehr wünschte, ihren Gemahl zu bewegen, er möchte mit ihr nach Spaa gehen, so glaubte sie diesen ihren Wunsch nicht besser erreichen zu können, als wenn sie mich ersuchte, daß ich mich dem Herzoge anbieten möchte, ihn zu begleiten; ich fügte mich ihrem Verlangen; die Reise wurde entschieden, und wir gingen den folgenden Sommer dahin ab, die schöne Jahrszeit an dem reizenden Orte zuzubringen.

Spaa ist ohne Ausnahme das angenehmste Stell-dich-ein der besten Gesellschaft von Europa; man geht dort eben sowohl hin sich zu belustigen, als der Gesundheit wegen. Da in dem Bade, in der schönen Jahrszeit, Alles erstaunlich theuer ist, sieht man nicht leicht andre Personen daselbst, als die den dazu erfoderlichen Aufwand aushalten können; was denn fast alle Leute von mittelmäßi-

gen Vermögensumſtänden davon ausſchließt. Es befanden ſich Perſonen vom höchſten Range, und aus den erſten Ständen aus allen Theilen Europa's dort; unter die merkwürdigſten zähle ich die Fürſtin Eſterhazy aus Wien; die Prinzeſſin Poniatowska, Schwiegerinn des Königs von Polen; Mylady Spenſer und ihre Tochter, nachmalige Herzoginn von Devonſhire; die Gräfin Egmont, Tochter des Marſchalls von Richelieu, und die Gräfinn Boufflers, die ich zu meiner größten Freude wieder ſah.

Sie war nach Spaa um der Geſundheit ihrer Schwiegertochter, der Gräfinn Amalie von Boufflers willen, gekommen. Ich glaube nicht, daß die Natur jemals ein behenderes Frauenzimmer, als dieſe junge Perſon, hervorgebracht hat; ſie war von einer ſehr niedlichen Geſtalt, angenehmen Zügen, blendender Farbe; einem recht kindlichen Weſen, von einer ſanften Natürlichkeit, hinter der ſich die allerfeinſt eingewickelte Schlauheit verbarg; bald naiv, bald voll Feinheit; ſie hatte viel angebohrnen Geiſt, der ſich in einem glücklichen und ganz originellen Ausdrucke äußerte; und zeigte ein oft ſo ſpitzfindiges Raiſonnement, daß an ſeinen Sophismen auch die allererfahrenſte Logik wohl hätte ſcheitern können. Dabey war ihre Stimme allerliebſt; ſie

ſang mit viel Geſchmack; ſpielte die Harfe mit einer hinreißenden Grazie und guter Manier; ſie ſchien leidenſchaftlich ihre Schwiegermutter zu lieben, und machte ihr doch tauſenderley kleinen Kummer. Eines Tages fragte die Königinn ſie: wen ſie lieber hätte? ihre Mutter? oder ihre Schwiegermutter? Einen Augenblick lang weigerte ſie ſich ſich darüber zu erklären; endlich da die Königinn, ſie in die Enge zu treiben, ihr den Knoten vorlegte: welche von dieſen beyden Geliebten ſie denn retten würde, wenn beyde z. E. in Gefahr zu ertrinken wären, antwortete ſie: „ich würde meine Mutter retten, und mit meiner Schwiegermutter ſelbſt ertrinken.“ Ein ander Mal ſprach ſie vor der Gräfinn von Boufflers von ihrem Manne, in eben nicht den achtungsvollſten Ausdrücken; dieſe gab ihr einen Verweis darüber, und fragte ſie, ob ſie wohl wiſſe, daß es ihr Sohn ſey, dem ſie Uebels nachſage? Ah! verſetzte die Gräfinn Amalie mit Lebhaftigkeit: ich glaube immer, daß er nur Ihr Schwiegerſohn iſt!

Ich war glücklich genug, daß meine Unterhaltung der Gräfinn Amalie, von dem erſten Augenblicke an, daß ich ſie ſah, gefiel. Der Gräfinn Boufflers war das ſehr angenehm; weil

es mir Gelegenheit verſchaffte, immer um ſie ſeyn zu können; auch pflegte ich ſchon um ſechs Uhr Morgens bey dieſen Damen mich einzufinden, den Brunnen mit ihnen zu trinken; ich begleitete ſie auf ihren Spaziergängen, führte ſie in die Aſſambleen, und leiſtete ihnen, wenn ſie zu Hauſe blieben, oft Geſellſchaft.

Mein Aufenthalt in Spaa vermehrte den Geſchmack, den ich bereits an der Frau Gräfinn Boufflers gefunden hatte; ſie bewies mir unendlich viel Güte; lud mich ein, ſie in Paris zu beſuchen, und bey ihr meine Wohnung zu nehmen; ich verſprach es ihr. Ich brachte noch einige Zeit mit dem Herzoge und der Herzoginn von Northumberland in Spaa zu; und ging mit ihnen über Paris, als ſie nach England zurückkehrten; beſchloß aber noch eine Weile bey der Gräfinn Boufflers zu bleiben, deren Bekanntſchaften und Verbindungen mir die ſchon längſt gewünſchte Gelegenheit verſchafften, mich in der beſten Geſellſchaft von Frankreich, die ich noch kaum kannte, umzuſehen. Ich erwähne nichts von einem kurzen Abſtecher, den ich gleichwohl nach London machte, und von dem in meinem Gedächtniſſe nichts Merkwürdiges übrig geblieben iſt, um ſogleich auf den längern Aufenthalt zu kommen, bey dem ich nachher einige Zeit alle

Freuden des Umgangs in dem Zirkel der Madame Boufflers und ihrer Freunde genoſſen habe.

Die gute Geſellſchaft von Paris iſt in zwey Claſſen getheilt *); der Adel macht die erſte aus; die zweyte beſteht aus den zur Finanz und zur Robe gehörenden Familien. Diejenigen Perſonen dieſer zweyten Claſſe, die ſich durch ihren Reichthum oder ein hervorſchimmerndes Verdienſt auszeichnen, werden in einigen beſondern Geſellſchaften der erſteren zugelaſſen, und ſchätzen ſich das für eine große Ehre. Sie bemühen ſich aufs Aeußerſte, ſich ihrer dadurch werth zu machen, (beſonders wer zur Finanz gehört) daß ſie offene Tafel für die ſie mit ihrer Gegenwart beehren wollenden vornehmen Herren und Damen halten; dieſe letztern bedienen ſich dieſes Vortheils auch ziemlich ungemeſſener Weiſe. In Paris waren dazumal beſonders zwey Häuſer auf dieſen Fuß eingerichtet; das Haus des Herrn Trudaine, und das des Herrn Reyniere. Man kann ſich nicht genug vorſtellen, welche Mühe und welches Geld ſie ſichs koſten ließen, den Perſonen vom vornehmen Stande Luſt einzuflößen, bey ihnen zum Abendeſſen zu kommen; wenn eine Dame von höherem Range ſie würdigte, ihnen ſagen zu laſſen: ſie würde den und den Tag ſich bey ihnen

*) Dieß ward 1777 geſchrieben.

einfinden; ſo wurde nichts von Aufmerkſamkeiten geſpart, jede Geſellſchaft dabey zu verſchaffen, die ihr nur angenehm ſeyn konnte; nichts davon zu ſagen, daß man ſchon von ſelbſt darauf rechnete, ſie würde ein halb Dutzend von ihr dazu eingeladene Perſonen mitbringen. Der Lohn, der dieſen Financiers dann dafür wurde, war etwa zu erfahren: der und der Herzog oder die und die Herzoginn, hätten der Güte ihres Tiſches großes Lob beygelegt; beſuchten ſie aber die Häuſer dieſer Herren von Stande wieder, welche ſie bey ſich mit ſolcher Angelegentlichkeit aufgenommen hatten, ſo fanden ſie ſie nicht mehr die nämlichen Perſonen zu ſeyn; beſonders dann, wenn ſich auch noch andere Geſellſchaft bey ihnen befand, als ſolche, womit jene bereits bekannt waren. Dieſe Großen nahmen alsdenn gegen ihre dienſtbefliſſenen Bewirther ein oft ſehr ſteifes Weſen an; und thaten beynah, als ob ſie ſich ihrer ſchämten, ſo daß dieſe ſich oft faſt ſelbſt die Gerechtigkeit wiederfahren ließen, ſich außer ihrem Platze zu finden, und ſichs faſt zum Glücke anrechnen mußten, nur aus dieſen ſtolzen Häuſern wieder fortzukommen, ohne Demüthigungen erfahren zu haben. Ich bin, die drey Winter hindurch, ſo ich in den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft von Paris zugebracht, ein Augenzeuge

haben gewesen, wie es in diesem Betrachte dort hergiug; der Adelstolz der Einen und die Thorheit der Andern, hat mich nicht selten nicht wenig belustiget. —

Der Hof und die Häuser der Prinzen von Geblüt, wenn diese sich in der Stadt aufhalten, sind die wahren Oerter, wo man das kennen lernen kann, was man den eigentlichen Ton der guten Gesellschaft nennt, und in denen fast jede Mode ihren Ursprung nimmt. Als ich mich in Paris aufhielt, konnte man in dieser Rücksicht das Palais Royal und das Hotel de Bourbon als die reinsten und besuchtesten Quellen dieses Tones betrachten. Die Damen und die Herren, die sich in dem Rechte erhalten wollten, der Stadt zu Mustern zu dienen, waren genöthigt, dort ihre Aufwartung zu machen, um ihre Einfälle in Umlauf und Ansehen zu bringen; dort keimten tagtäglich neue und seltene Moden auf, die, je nach dem Grade des Ansehens, in denen ihr Erfinder oder ihre Erfinderinn stand, Wurzel fassten; glücklich Derjenige oder Diejenige, deren hervorragender Genius eine hatte erschaffen können, die allgemein angenommen wurde, ehe man von ihr sagen konnte, daß es schon wieder aus mit ihr sey. Der große Punkt, worauf es bey diesen Gelegenheiten ankam, war der, zu frappi-

ren, und die Aufmerkſamkeit des Publikums zu überraſchen. Ich erinnere mich darüber einer kleinen Geſchichte, in der ein paar hübſche Weiber beynahe vor Gram Todes verfahren wären; es war zu der Zeit, als die hohen Kopfzeuge und die großen Federn eben aufgekommen waren.

Die Herzoginn von F*** und die Vicomteſſe von L***, waren unter den ſchönen Damen des Hofes diejenigen, deren Einbildungskraft in Erfindung neuer Moden in dem Rufe der größten Ergiebigkeit ſtand; und die ſich auch durch ihre Geſtalt am meiſten dazu eigneten, ihnen eine gute Aufnahme zu verſchaffen. Da eines Tages der Herzog von Chartres, und der Herzog von Lauzun, den Wagen dieſer beyden Damen vor dem Hauſe einer Modehändlerinn hatten geſehen, warteten ſie in einem benachbarten ab, daß ſie wieder von der Artiſtin zurückgekommen wären, bey der ſie einen ſo wichtigen Beſuch abgeſtattet; ſie verfügten ſich hierauf zu dieſer, und brachten es durch Zureden und Freygebigkeiten dahin, daß ſie ſie in alle Umſtände des Geheimniſſes des Beſuchs der beyden Damen einweihte. Sie erfuhren: die große Angelegenheit ſey, den Tag darauf in der Oper in einem neuen Kopfpuße zu erſcheinen, der eine allgemeine Senſation hervorbringen ſollte. Unverzüglich beſtellen die

beyden Prinzen bey der Artiſtin zwey vollkommen ähnliche Kopfzeuge, die ſie ihr natürlicher Weiſe ſehr reichlich bezahlen mußten. Sie miethen hierauf die derjenigen Loge, in welcher dieſe beyden Damen erſcheinen ſollten, gerade gegenüber befindliche Loge, und in dieſe bringen ſie ein paar Freudenmädchen hinein, die ſich, gerade in dem Augenblicke, wo jene hereintraten, auch öffentlich darin zeigen mußten. Wie groß das Erſtaunen der ſo Angeführten war, als, anſtatt alle Blicke des Publicums auf ſich zu ziehen, ſie, ſich gegenüber, zwey einen ſolchen Contraſt bildende Pendants ſahen, läßt ſich leicht denken; er zog ſogleich das Gelächter und ein ausziſchendes Beyfallsgeklatſche der ganzen Geſellſchaft auf ſich. Die beyden Damen konnten es nicht länger aushalten, und verließen in höchſter Erbitterung das Schauſpielhaus. Einige Tage nachher — neue Ideen! und die allergrößten Vorſichten!.... aber unſre Schönen waren zu gut beobachtet. Auf der andern Seite war auch viel Nachſpürens geweſen; und neuer Verrath vorgefallen; ſo daß eine zweyte der erſten ähnliche Scene erfolgte; — ich überlaſſe es dem Urtheile des Leſers, zu ergründen: in welches Herzeleid die beyden verfolgten Damen verſinken mußten; ihr Gram läßt leichter ſich denken, als ſich beſchreiben. —

Noch ein Wort über die Moden! Ich wär einmal bey der Frau Marſchallin von Luxembourg, in Montmorency; dort ſah man Alles vereinigt, was der Hof und die Stadt nur Elegantes und Glänzendes von jungen Frauenzimmern und Herren aufzuweiſen hatte. In Frankreich kommt auf dem Lande die Geſellſchaft nicht leicht vor Abends zuſammen. Manche Perſonen aus der ſchönen Welt ſtehen ſpät auf; Andre eſſen gar nicht einmal zu Mittage, oder nur ganz bey kleinem Gedeck auf ihrem Zimmer; allein des Abends ſtrahlt man in vollem Putze im erleuchteten Geſellſchaftsſaal. Die Einbildungskraft der Schönen war ſeit einiger Zeit in voller Gährung geweſen, und man hatte gerade den Tag dazu beſtimmt, mit einer recht großen Wirkung bey der Marſchallin zu erſcheinen. Ich muß geſtehen, daß ich niemals ein mannigfaltigeres, lieblicheres, bezauberndes Schauſpiel geſehen habe; man glaubte in der That in dem Pallaſte der Fee Felicitas zu ſeyn. Es waren dort ein Dutzend Geſichtchen verſammelt, von denen ein jedes im Stande geweſen wäre, alle Ideen des geſetzteſten Philoſophen um und um zu kehren; man ſtellte einige Spieltiſche hin; allein die große Beſchäftigung der Geſellſchaft blieb immer hauptſächlich, genaue Muſterung über alle Theile des Anzugs jeder der an-

weſenden Damen anzuſtellen; und dieß führte bis weit in die Nacht hinein. —

Derjenige, welcher geſagt hat, Paris ſey das Reich der Weiber, hat die Wahrheit ſehr genau getroffen; nur muß man Dieß auf den Hof und den Adel einſchränken; denn in dieſer Claſſe beſonders zeigt ſich der Einfluß des ſchönen Geſchlechts am Auffallendſten. Sie drücken ſich faſt immer mit Grazie und Zierlichkeit aus. Da ſie weniger Beſchäftigung als die Männer haben, ſo betreiben ſie — es komme nun darauf an, eine Hofintrigue anzuzetteln, oder eine Perſon in die große Welt einzuführen, und ihr eine gute Aufnahme darin zu verſchaffen, oder eine Meynung auszubreiten, oder in einem Proceſſe zu ſolliciti-ren — jede Angelegenheit mit weit mehr Eifer und viel anhaltender, als es Männer zu thun vermöchten; und ob ſie gleich bisweilen über dieſe oder jene Sache ſich unter einander veruneinigen: ſo treten ſie doch, ſobald es aufs allgemeine Intereſſe des Geſchlechts, und darauf, ihre Abſichten durchzuſetzen, ankommt, mit einer Hitze zuſammen, von der jene, in ihrem Thun und Treiben, gar keine Spur zeigen. Dieß wird man beſonders bey Gelegenheiten gewahr, wenn etwa ein Ehemann, ihrer Vorſtellung nach, gegen ſeine Frau ſich nicht edel benimmt; z. E. wenn er nicht ohne

Widerrede und Murren ihre Schulden bezahlt; oder es übel findet, daß ſie ihn zu Grunde richte; oder an den Beſuchen, welche ſie annimmt, etwas auszuſetzen hat. Ich habe eine Dame gekannt, deren Mann ſichs einmal einfallen ließ, um drey Uhr Morgens in ihr Schlafzimmer zu dringen, und den Liebhaber ſeiner werthen Ehehälfte bey ihr zu überraſchen. Er hatte die Frechheit ſich darüber zu beſchweren. Die Dame verlangte ſogleich von ihm von Leib und Gütern geſchieden zu ſeyn, und erhielt es auch; der Mann aber wurde von der geſammten guten Geſellſchaft höchlichſt getadelt und ausgeſchloſſen. Ich that nachher über dieſe Begebenheit an verſchiedene Perſonen von der Bekanntſchaft dieſer Dame, Fragen; und erhielt jedes Mal zur Antwort: ja, die Sache verhielte ſich ſo, wie man ſie mir erzählt; aber der Mann wäre ein ungeſchlachter Menſch; wüßte durchaus nichts von Lebensart; und ſey denn daher auch zum Spott aller Geſellſchaften geworden.

Noch eine andre hübſche und junge Frau habe ich gekannt; eine Prinzeſſin von ***, die niemals ihrem Manne erlaubte, ſie in ihrem Zimmer zu beſuchen. Eine ihrer Freundinnen ſtellte ihr einmal vor, es wäre doch wohl nothwendig, daß ſie einer ſo erlauchten Familie einen Erben

verſchaffte; niemals aber erhielt ſie eine andre Antwort auf dieſe Vorſtellungen, als: „Pfui doch! Madame; pfui doch!“ und wenn ſie weiter fortfuhr in ſie zu dringen, ſetzte jene höchſtens hinzu: „Madame! ſagen Sie mir doch ſo was „nicht; und führen Sie nicht ſolche ſeltſame Re„den gegen mich!“ — Kurz: ſie hat niemals etwas Anders als dieß: „Pfui doch, Madame, „pfui doch!“ aus ihr herausbringen können. —

Der Einfluß der Weiber auf die Geſellſchaft iſt von Alters her ſchon in Frankreich höchſt mächtig geweſen. Eine kleine Anzahl Damen gab immer den erſten Anſtoß; und bildete dann, wenn ſie durchdrang, die öffentliche Meynung. Dieſe Sitten, die ich eben beſchrieben, waren je und je die herrſchenden Grundſätze, von denen es nicht erlaubt war, ſich, wenn man ſich nicht ganz lächerlich machen wollte, zu entfernen. Denkt man hierüber nach, wie ſollten denn wohl die unter dieſer Nation neuerdings vorgefallenen Unordnungen uns Wunder nehmen können?

Zweytes Kapitel.

Verfolg derſelben Materie. — Der Prinz von Conti; deſſen Character.

Unter allen, durch ihren Geiſt und ihre Annehmlichkeit ausgezeichnetſten Damen des Hofes, war ſicherlich die Gräfinn Boufflers die merkwürdigſte: keine beſaß mehr Freunde, und hatte von jeher wenigere Feinde gehabt, weil ſie, mit allen Gaben der Natur und Geiſtescultur, eine angenehme Einfachheit verband, und ſich ſelbſt gewiſſermaaßen zu vergeſſen ſchien, um ſich nur mit dem Wohl und dem Wehe der Perſonen, mit denen ſie umging, zu beſchäftigen. Ich kann ſie meinen Leſern nicht beſſer bekannt machen, als wenn ich hier ein Gemählde von ihr aufſtelle, das von einem Manne herrührt, dem ſie den wichtigen Dienſt erzeigt, ihn aus einem Kloſter herauszubringen, und für ihn zu erhalten, daß er ſeiner Gelübde entlaſſen wurde. Dieſes Lob iſt aus einem ihr, ohne daß er ſeinen Namen der Wid-

mungsſchrift vorſetzte, (weil ſie's ihm nicht hatte erlauben wollen;) gewidmeten Werke genommen; er drückt ſich darinn folgendermaaßen über ſie aus: „Ich widme dieſe Schrift der Perſon, der „ich das, für Jemand, der es zu fühlen vermag, „koſtbarſte Gut des Lebens ſchuldig bin. Schon „ſehr ausgezeichnet durch ihren Rang und ihre „Geburt, iſt ſie's noch unendlich mehr, durch „die Erhabenheit und Zartheit ihrer Empfindungen, die Schönheit ihres Genius, ihre ausgebreiteten Kenntniſſe, ihren durchdringenden Verſtand, die Genauigkeit und Kraft ihres Urtheils, die Reinheit und Zierlichkeit ihrer Sprache, die „Richtigkeit und Feinheit ihres Geſchmacks. Ohne es zu wollen, gilt ſie bey Hofe, in der Stadt, „im Auslande, und in der Republik der Wiſſenſchaften für eine der erſten Frauen ihrer Nation, und ihres Jahrhunderts. Außer dem „Anrechte, das ſie auf meine Bewunderung und „meine Dankbarkeit beſitzt, hat ſie noch ein beſonderes auf dieſes angenehme, unter ihren Auſpicien unternommene Werk *); ich widme es „ihr heimlich; weil ich es nicht offenbar thun „darf; Diejenigen, die des hinreißenden Vergnügens genoſſen haben, deſſen man ſich in der Er-

*) Es war die Ueberſetzung eines engliſchen Werkes, deſſen Titel ich vergeſſen habe.

„Inherung an eine ausgezeichnete Wohlthat er-
„freuet, werden es nicht mißbilligen, wenn ich
„mein Herz zu erleichtern ſuche, und hinzuſetze:
„daß, in meinem Leidweſen, den Nahmen des
„herrlichen Gegenſtandes ſo verdienter Geſinnun-
„gen verſchweigen zu müſſen, ich mich bisweilen
„mit der Hoffnung tröſte, man werde ihn erra-
„then, ohne daß ich mich der Gefahr des Un-
„glücks, ihm zu misfallen, ausſetze.“

Der Verfaſſer dieſer Widmung war ein Mönch, den Madame de Boufflers einmal in dem Garten eines Kloſters angetroffen hatte, wohin der Zufall ſie auf einer ihrer Reiſen geführt. Der Unglückliche benutzte die Gelegenheit, ſie durch Erzählung ſeiner Unfälle, und der in ſeinem Berufe erfahrenen Trübſale zu intereſſiren. Außer der Freyheit, zu der ſie ihm verholfen, hatte ſie ſich auch noch ſeines nachmaligen Fortkommens angenommen, und durch eine ſo unverhoffte Umwandlung ſeines Schickſals ihn zum glücklichſten Manne gemacht.

Madame de Boufflers war, bey ihrem Eintritte in die große Welt, Hofdame der Herzoginn von Orleans, der Schweſter des Prinzen von Conti, geweſen; und dieß wurde der Urſprung der Verbindung, die zwiſchen ihr und dieſem Prinzen ſich bildete. Sie hatte ſein Herz

nicht allein durch ihre persönliche Grazie und die Reize ihrer Gestalt gefesselt; sondern auch seinen Geist durch die Annehmlichkeiten des ihrigen an sich gezogen, so wie durch den Nutzen, den er aus ihren Rathschlägen und ihrem Umgange geschöpft hatte. Man erwartete daher, daß, als der Graf von Boufflers starb, der Prinz von Conti sich mit ihr vermählen würde; auch war eine Zeitlang die Rede davon; und ich glaube, daß, wenn Madame Boufflers diese Verbindung hätte durchaus durchsetzen wollen, die Sache auch zu Stande gekommen wäre: wie dem sey, so hat doch die Verbindung dieser beyden Personen ununterbrochen bis an den Tod des Prinzen gedauert.

Der Prinz von Conti war einer der angenehmsten und größten Männer seines Jahrhunderts. Sein Wuchs war vollkommen schön; sein Aeußeres edel und majestätisch; seine Züge regelmäßig und reizend; seine Physiognomie angenehm und geistreich. Er hatte einen stolzen und zugleich angenehmen Blick, je nachdem es die Gelegenheit erfoderte; sprach gut, mit einer männlichen und lebhaften Beredtsamkeit; drückte sich über alle Gegenstände mit viel Feuer und Stärke aus; die Hochherzigkeit seines Charakters, sein Muth und seine Fähigkeit sind in ganz Europa

zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, hier noch etwas Weiteres darüber zu ſagen. Mit Denen, welche er liebte, ging er ſehr vertraut um, und war ſehr einfach in ſeinen Manieren; allein es war die Einfachheit des Genies; in der Geſellſchaft war er der Erſte, der alles läſtige Etiquett daraus verbannte; ſich gegen ihn Zwang anzuthun, war ihm ſelbſt ſo ſehr zuwider, daß er in ſolchen Fällen ſeine Ungeduld darüber kaum unterdrücken konnte. Ich erinnere mich noch, daß gleich in den erſten Tagen, wo ich die Ehre hatte, Zutritt zu ihm zu erhalten, ich einmal ſaß, indeß der Prinz lang und breit im Zimmer auf- und abſpatzierte. Er näherte ſich mir, ich ſtand gleich auf, ihn anzuhören; er machte mir aber ein Zeichen zu, ich möchte mich wieder ſetzen. Endlich als ich zum vierten Male wieder aufſtand, ſagte er, beynah verdrießlich darüber, daß ich ſeinen Sinn nicht genug faßte, und halb mit Unwillen, zu mir: „Aber, mein Gott! mein Herr, „quälen Sie mich doch nicht!“ Er machte keinen Unterſchied im Rang in der Geſellſchaft; und erfüllte gleichwohl ihre Pflichten ſorgfältiger als irgend wer. War Einer von denjenigen, die er lieb hatte, krank; ſo unterließ er nie, ihn regelmäßig zu beſuchen; ich habe ihn ſechs Wochen lang alle Tage zu Herrn Pontdevele gehen

ſehn; und er verließ ihn nicht eher, als bis er in den letzten Zügen lag. Da er drey bis vier Mal wöchentlich bey Madame de Boufflers zu ſpeiſen pflegte, und ich ein Zimmer bey ihr bewohnte, ſchickte er, wenn er mich beym Abendeſſen nicht fand, immer herauf zu mir, ſich nach mir erkundigen zu laſſen, und kam, wenn Unpäßlichkeit es mir lange zu verlaſſen nicht erlaubte, wohl ſogar ſelber bisweilen hin, mich zu beſuchen.

Er hatte geraume Zeit das beſondere Zutrauen Ludwigs XV. genoſſen, der ihn in den wichtigſten Staatsgeſchäften zu Rathe zog; bisweilen hielt demzufolge der König wohl an dieſem oder jenem Hofe einen geheimen Miniſter, dem, ohne daß der daran angeſtellte Geſandte darum wußte, geradezu Negotiationen anvertraut wurden. So z. E. hielt er die Ritterinn d'Eon am ruſſiſchen Hofe, die durch den Prinzen Conti, der damals noch nichts von ihrem Geſchlechte wußte, empfohlen, einige Monate lang in Petersburg lebte und Gelegenheit fand, ſich bey der Kaiſerinn Eliſabeth in weiblicher Kleidung einzuführen zu laſſen, und in vierzehn Tagen ein Staatsgeſchäft beendigte, das der Ambaſſadeur ſchon ſeit langer Zeit ſich hinziehen ließ. Eben ſo empfahl auch der Prinz von Conti den

Herrn von Vergennes an Ludwig XV. als einen, ihm an fremden Höfen zu dienen, sehr geschickten Mann; nachher ward er zum Gesandten in Schweden ernannt, war bey der Veränderung des dort eingeführten Systems gegenwärtig, und wurde mit eines der Werkzeuge der dortigen Revolution. Noch vorher hatte er, als Gesandter in Constantinopel, die ottomannische Pforte gegen Rußland, zum Besten von Frankreichs Interesse, in dem Kriege, den die Erwählung des Königes von Polen veranlaßte, aufgeregt.

Der Prinz von Conti hatte glänzende Beweise seines Muthes in dem Feldzuge abgelegt, den er nach Piemont gethan, wo er 1744 die Schlacht bey Coni gewann. Nachher erhielt er die Befehlshaberschaft über eine Armee in Flandern, bey welcher Gelegenheit er Charlesroi einnahm. Freylich kostete die Eroberung dieser Festung nicht viel Blut; er hat mir darüber eine Anekdote erzählt, die hier ihren Platz finden mag. Da die Belagerung länger dauerte, als man es erwartet hatte, fürchtete der Prinz so sehr, man würde genöthiget seyn, sie aufzuheben, daß er auf Mittel dachte, den Gouverneur dahin zu bewegen, sie freywillig einnehmen zu lassen; er ließ demnach einem alten Cammerdiener dieses Gouverneurs, der schon dreyßig Jahre lang in Char-

leroi commandirte, funfzigtausend Ecu's verſprechen, wenn er ſeinen Herrn zur Uebergabe beſtimmen könnte. Dieſer Menſch, der ſich durch ſeine langen Dienſte viel Einflüſſe auf deſſen Geiſt erworben, ſtellte ihm jeden Augenblick vor: er könne ſich unmöglich länger vertheidigen; und würde überdem, wenn er ſich gleich ergäbe, die Ehre haben, mit einem Prinzen vom Geblüte, zu capituliren; noch anderer ſchönen Bewegungsgründe nicht zu gedenken, die ihm die verſprochenen funfzigtauſend Ecu's eingaben. „Aber" — antwortete der Gouverneur, — „ich muß denn „doch noch lebhafter angegriffen werden, und „wenigſtens das Ausſehen da ſeyn, mich tapfer „vertheidigt zu haben." — „Ey! guter Herr," erwiederte ihm der Cammerdiener; „erhalten Sie „nicht ſchon dreyßig Jahre lang dieſe Feſtung „dem Hauſe Oeſterreich? Und läßt ſich wohl eine „ſchönere Vertheidigung gedenken?"

Einige Zeit nach dieſer Begebenheit wollte Madame de Pompadour den Grafen von Sachſen begünſtigen, und ihm die Oberbefehlshaberſtelle aller Armeen Frankreichs verſchaffen; allein ſie fühlte wohl, es würde ihr ſchwer werden, ſo lange der Prinz von Conti noch ein Corps in Flandern commandirte: ihn alſo zum freywilligen Abtritte zu nöthigen, bewirkten der

Kriegsminiſter und dieſe Dame, daß im Staatsrathe ein Beſchluß durchging, wodurch die Vereinigung aller Armeen nothwendig ward; man machte alſo die Siege und die Erfahrung des Grafen von Sachſen geltend, ſo daß er das Obercommando und der Prinz von Conti Befehl erhielt, ſich mit ihm zu vereinigen. Dieſer fühlte, was eine ſolche Maaßregel für üble Folgen nach ſich ziehen müſſe; verließ die Armee, gab ſeine Befehlshaberſtelle in die Hände des Königs zurück, und hatte eine ziemlich lebhafte Unterredung mit demſelben darüber. Madame de Pompadour befand ſich dabey zugegen, und nahm ſich die Freyheit heraus, den Prinzen in Betreff dieſer oder jener von ihm behaupteten Puncte zu unterbrechen, und ihn ſehr unziemlicher Weiſe zu fragen: „Sagen Sie aber auch immer die Wahrheit, mein Herr?“ — „Um Verzeihung, Madame,“ erwiederte der Prinz, bisweilen nicht gegen die Damen! — und wandte ſich hierauf in Fortſetzung ſeiner Rede wieder an den König.

Obgleich die Empfindlichkeit, die er über die ihm wiederfahrne Begegnung bezeigte, die Gunſt des Königes gegen ihn ſchwächte, ſo ſchätzte ihn der Monarch doch ſo ſehr, und war dergeſtalt daran gewöhnt, ihn zu lieben, daß es

dem Prinzen keine Mühe koſtete, Alles, was er wollte, von ihm zu erhalten, und daß er bisweilen ſogar geheime Unterredungen mit Sr. Majeſtät hatte. Eines Tages einmal, da von dem berühmten Herrn de Silhouette geſprochen wurde, ſagte der Prinz zum Könige: „er wäre ein Schelm," und der König gab dieß zu. „Unterdeſſen," fuhr der Prinz fort, „Sie werden ſehen, daß er doch noch einmal Ihr Miniſter „werden wird." — „Niemals!" erwiederte der König. „Nun denn verſprechen Sie mir wenigſtens, Sire, daß, wenn Sie ihn zum General-Controlleur ernennen, meine Angelegenheiten „nicht durch ſein Departement gehen ſollen." Der König ſagte es dem Prinzen zu. Einige Zeit nachher, nachdem er ganz mit dem Monarchen zerfallen, und Herr von Silhouette zur nämlichen Zeit General-Controlleur ward, ſchrieb der Prinz von Conti an den König, ihn an ſein Verſprechen zu erinnern, und ihn der Verbindlichkeit, ſich an den General-Controlleur wenden zu müſſen, zu überheben. Der König hielt ihm Wort.

Der Prinz von Conti warf ſich hierauf in die Oppoſitionsparthey, gegen die Maaßregeln des Hofs, und erhielt einen ſolchen Einfluß auf das Pariſer Parlement, daß keine wichtige

Sache darinn ohne ſeinen Rath durchging. Da er ſehr genau die franzöſiſche Verfaſſung kannte, und eine männliche, kräftige, noch dazu durch die ganze Würde ſeines Ranges unterſtützte Beredtſamkeit beſaß, riß er alle Stimmen mit ſich fort, und überredte die ſämmtlichen übrigen Prinzen von Geblüt, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen. So warf er ſich zum Vertheidiger der Geſetze auf, und hielt die Verfolgung, welche die damals beſtallten Miniſter gegen ihn ergehen ließen, mit einer unerſchütterlichen Feſtigkeit aus; ward auch endlich die Urſache der Wiederzurückberufung des Parlementes, 1774; ſein Ruhm erſchien an dem Tage in ſeinem völligſten Glanze. Der junge König rief ihn wieder an den Hof zurück, wo er bewundert und geliebkoſt ward; allein er wollte ſich nicht oft daran zeigen; da er durchaus nicht Herrn Turgots, des neuen General-Controlleurs, Ideen billigte, den er auch am Ende, vermittelſt des gegen Jenes Maaßregeln geleiſteten Widerſtandes, den Hof fortzuſchicken nöthigte. Da er ſelten ſich in Verſailles zeigte, traf er ſich eines Tages, wo die Königinn nach der Oper gegangen war, mit ihr auf ihrem Wege in dem Corridor zuſammen. — „Ah! Sie da?“ ſagte die Königinn zu ihm, „mein Herr? wie ſieht man Sie hier?“ — „Madame,“ erwie-

derte der Prinz, „ich bin ein Pariser, der gern „einmal die Königinn sehen will.“ — Obgleich damals, als ich ihn kennen lernte, es mit seiner Gesundheit schon bergab ging, war doch seine Liebe zum weiblichen Geschlechte, die immer eine herrschende Leidenschaft bey ihm gewesen, darum nicht weniger lebendig; allein, da er wohl merkte, daß er den Frauenzimmern nicht mehr so gut als ehemals gefiel, sagte er eines Tages: „Es ist „Zeit, daß ich auf meinen Rückzug denke; ehe„dem nahm man meine Artigkeiten für Liebeser„klärungen auf; jetzt nimmt man meine Liebes„erklärungen nur noch für Artigkeiten an.“

Drittes Capitel.

Lady Algernon Percy, — Madame de Trudaine und ihre Gesellschaft.

Gegen diese Zeit kam Mylord Algernon Percy nach Paris, mit seiner Gemahlinn, die ich damals zum ersten Male sah. Er machte sich ein großes Vergnügen daraus, mich ihr vorzustellen; überzeugt, sie hätte gerade alle die Eigenschaften, von denen ich ihm immer gesagt hatte: diejenige müßte sie besitzen, die ihn glücklich machen sollte.

Nur nach einer ziemlich langen Bekanntſchaft ward es mir ſo gut, den ganzen Umfang der Liebenswürdigkeit dieſer angenehmen und würdigen Frau, einer Zierde ihres Geſchlechtes, eines Muſters der Gattinnen, und einer Ehre ihrer Familie, zu erkennen, zu deren Erhebung ſie ſo viel beygetragen hat. Auch war ſie in der That ihr Abgott, jedes Mitglied derſelben verehrte und liebte ſie. Ihr Beyſpiel wird immer alle diejenigen Frauenzimmer beſchämen können, die die Erfüllung ihrer geſammten Pflichten mühſam finden; und es nicht fühlen: was daraus für ein Vortheil für ſie ſelber und für Andere entſpringt, und wie ſie, indem ſie Alle ſie umgebende glücklich machen, auch zugleich an ihrer eignen Glückſeligkeit arbeiten. Ohnſtreitig läßt ſich eine ſolche Beſtrebung mit derjenigen Sorgfalt vergleichen, welche man für den Anbau eines fruchtbaren Erdreiches trägt, durch deſſen Pflege man ſich in eben dem Maaße auch hinwiederum belohnt ſieht.

Mylady Algernon Percy *) war von einem ſehr zierlichen und zarten Wuchſe; leichtem Gange, edlem Weſen, angenehmen Zügen, und einer Phyſiognomie, die jede ſchöne Eigenſchaft ihrer Seele zurückſpiegelte; mit einer natürlichen

*) Jetzo Lady Beverley.

Fröhlichkeit verband sie Gründlichkeit des Geistes, richtige Ansichten, und eine wohlüberlegte Aufführung; sie hatte so viel Seelenhoheit, daß sie allein über das große Glück sich nicht verwunderte, welches sie durch ihre Heirath gemacht; ob sie gleich immer die erste war, sich an ihren vorher geringeren Zustand zu erinnern. Zu Allem diesen kam bey ihr eine Einfachheit in den Manieren, und eine Zuthätigkeit im Umgange, die Jedermann bezauberte, und machte, daß man sie gleich bey der ersten Unterhaltung lieb gewinnen mußte. Sie war eine der vier Töchter des Herrn Burell, eines ziemlich reichen, und in seinem Vaterlande angesehenen Edelmanns, der seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung hatte geben lassen; sie befand sich mit ihrem Vater in Marseille, als Lord Algernon durch kam; er sah sie, verliebte sich in sie, und wünschte, sich mit ihr zu verbinden. Wohl wissend, wie sehr der Herzog und die Herzoginn von Northumberland es wünschten, ihn vermählt zu sehn, und daß sie ihm erlauben würden, nach eigenem Gutdünken für sich eine Wahl zu treffen, machte er sie zur Vertrauten seiner Neigung für Miß Burell; und foderte ihre Einwilligung zu dieser Heirath, die er auch erhielt. —

Sie gingen demnach ſogleich wieder nach England zurück, ſich zu vermählen; der Herzog und die Herzoginn faßten bald die lebendigſte Zärtlichkeit für ihre Schwiegertochter. Sie machte ihre ganze Glückſeligkeit aus; ihr zwangsfreyer Geiſt, ihr zuvorkommungsvolles und doch ehrerbietiges Weſen, ihre äußerſte Aufmerkſamkeit für ihren Gatten, die Sorgfalt und der Verſtand, den ſie in Erziehung der Kinder, die ſie mit ihm bekam, bewies, Alles Dieß mußte ihr jedes Herz gewinnen, und gewann ſie ihr auch.

Lord Algernon ſchuf ſich durch dieſe Heirath nicht allein ſein Glück, ſondern ſie ward auch noch die Quelle desjenigen mehrerer Perſonen. Lady Algernon wurde ſo allgemein bewundert, daß man anfing, auf ihre Schweſtern aufmerkſam zu werden. Der Herzog von Hamilton heirathete eine davon; Lady Algernon ſelbſt trug dazu bey, ihren beyden jüngern Schweſtern auch eine gute Verſorgung zu verſchaffen. Sie ſah, nicht allein ohne Neid, ſondern ſogar ohne das geringſte Misvergnügen, daß durch die Vermählung der einen davon, mit dem Erben des Titels und der Güter des Hauſes Percy, ihre eigenen Kinder der ſchönſten Hoffnungen beraubt werden könnten, die Unterthanen eines großen Reiches nur zu faſſen vermögen:

ſie unterhielt beſtändig durch ihr Beyſpiel und ihre Reden die gute Harmonie und Freundſchaft zwiſchen ihren beyden Brüdern. Ich ſchmeichle Lady Algernon nicht, wenn ich ſo von ihr rede; ſchmeicheln heißt, Jemand wegen ſeiner Fehler loben; Mängeln einen gleißenden und ehrenden Anſtrich ertheilen, und ich lobe ſie; — freylich! — weil loben, öffentlich die Tugenden einer Perſon, die man bewundert, bekannt machen heißt; und — wie angenehm iſt es nicht, dieſes thun zu können! Glücklich, wer oftmals in der Geſellſchaft Gelegenheit finden kann, ein Verdienſt, wie dasjenige, von dem ich rede, näher betrachten zu können! Ganz England, das dieſes Verdienſt in dem vorliegenden Falle anerkennt, wird mir nicht widerſprechen; möge man mir über alle Characteré, die ich in dieſem Gemählde beſchrieben habe, und die man nicht kennt, keinen Glauben beymeſſen, wenn diejenigen, die Mylady Algernon Percy gekannt haben, finden ſollten, daß ich in Abſicht des ihrigen Uebertreiber geweſen bin.

Mylord und Mylady Algernon blieben nur einige Tage in Paris; ſie war ſchon ziemlich weit in ihrer erſten Schwangerſchaft gekommen, und wünſchte ihre Wochen in London zu halten. Ich ſetzte indeß meinen Aufenthalt in

jener

jener Hauptſtadt noch fort, und beſchäftigte mich damit, einige kleine Schriften herauszugeben, die nicht ohne Beyfall aufgenommen wurden. Ich ſtiftete, da ich alle Claſſen der pariſer Geſellſchaft kennen zu lernen wünſchte, Bekanntſchaft mit einigen Häuſern aus der Robe und unter den Financiers, und kann ſagen, daß es gerade in dieſer iſt, wo man, ich will nicht behaupten, den geſellſchaftlichen Ton findet, den man ganz vorzugsweiſe den guten zu nennen pflegt; aber ſicherlich den natürlichſten und vernünftigſten. Auch trifft man darin mehr aufgeklärte Perſonen, eine verſtändigere und unterrichtendere Unterhaltung, ein ſanfteres, zuvorkommenderes und geſelligeres Weſen, als irgendwo ſonſt, an. Ich nehme von dieſer Beſchreibung diejenigen aus, die ſich von der Sucht, mit Großen umzugehen, beſitzen laſſen, und die, damit ſie nur in den Augen ihres Gleichen mit der lächerlichen Eitelkeit ſich brüſten mögen: vertrauteren Umgangs mit einigen Perſonen des erſten Adels gewürdiget zu ſeyn, ſich kränkenden Demüthigungen ausſetzen, welche der Stolz ſo gern die Zudringlichkeit erfahren läßt.

Eines der beſuchteſten Häuſer aus dieſer Claſſe, war das Haus des Herrn Trudaine. Er war Intendant der Finanzen, und dem Depar-

tement der Fermen und der öffentlichen Wege und Brücken vorgesetzt, wodurch er für eine Art von Minister gelten konnte; auch nahm er das ganze Aeußere und die Wichtigkeit eines Solchen an. Er wollte sich und seinem Ansehen durch die Parthey der sogenannten Philosophen eine Art von Stütze verschaffen; da er unter ihre geliebtesten Günstlinge zu gehören strebte, hatte man ihm den Nahmen eines Gesellen in der Philosophie, (garçon philosophe) gegeben.

Madame de Trudaine wäre nicht ohne Geist gewesen, wenn sie nicht affectirt hätte, über Alles hinaus zu seyn, was man damals Vorurtheil des Jahrhunderts nannte. Diese Sonderbarkeit hatte in ihr ein Urtheil verderbt, das oftmals bey andern, diesen Punct auch nichts angehenden Gelegenheiten, sich zeigte. Sie hatte Geschmack, ziemlich viele Empfindlichkeit; gab sich leicht dem bloßen Anscheine der Freundschaft hin, und wurde oftmals dadurch getäuscht; alle denkbare Mühe verwandte sie darauf, ihr Haus angenehm zu machen, und die beste männliche Gesellschaft von Paris darin zu versammeln. Zwey große Mittagsmahle wöchentlich, die sie mühselig veranstaltete, und alle Abend eine offene Tafel, versicherten ihr in der That eine Gesellschaft, die um so viel interessanter war, je mehr

man ſie mannigfaltig und bunt zuſammengeſetzt nennen konnte; Herzöge und Pairs, Geſandten und andre ausgezeichnete Fremde, der erſte Adel, der bloße Edelmann, der Dichter, Gelehrte, Perſonen von der Robe und aus der Finanz, Alles fand ſich hier durch den Geiſt und die Talente in größter Vermiſchung zuſammen; einfältigen Perſonen begegnete man ſelten in dem Hauſe, weil, ſehr an ihrer unrechten Stelle darin, ſie ſich von ſelbſt daraus ausſchloſſen; ſo daß man alſo nirgends mehr, zugleich die gründlichſte und die plaiſanteſte Unterhaltung antraf. Eine einzige Sache mißfiel darin: die Dame des Hauſes redte zwar wenig, und begnügte ſich zuzuhören; allein ſie hatte oftmals ein ziemlich ſchnöde verachtendes Weſen an ſich, das diejenigen verſtummen machte, die an eine ſolche Art angehört zu werden, nicht gewohnt waren. Mit alledem war Madame Trudaine ſehr angenehm; man war ſehr darauf aus, von ihr unterſchieden zu werden; ich ſelbſt gehörte unter diejenigen, die am emſigſten ihr Haus beſuchten, und war vielleicht einer von Denen, die bey ihr noch mit am beſten ſtanden.

Viertes Capitel.

Vierwöchige Gegenwart einer ins Leben zurückgetretenen Dame.

Madame de Trudaine, die von einer ſehr zarten Geſundheit war, wurde nur allzubald des wenigen Intereſſe's gewahr, das der gröſßte Theil der ihr Haus Beſuchenden an ihr nahm. Wie oft habe ich ſie nicht auf ihrem Canapee in der Ecke des Zimmers liegen ſehn, bis zum äußerſten Ueberdruſſe der dortigen außerordentlich lärmenden Unterhaltungen des Haufens müde, der immer zum Abendeſſen ſich bey ihr verſammelte. Sobald im Hereintreten die Herren ihr ihre Verbeugungen oder auch wohl ein kaltes Compliment gemacht hatten, bekümmerte ſich niemand weiter um die Dame des Hauſes, und alles Geſpräch beſchäftigte ſich allein mit Erkundigung nach den Vorfallenheiten des Tages oder mit Erörterung der Gegenſtände, die damals in Paris die allgemeine Unterhaltung ausmachten; man ſtritt ſich darüber; man nahm ſeine Parthey; man erhitzte

ſich; fünf oder ſechs Stimmen ſchrien immer zugleich, ohne daß Einer den Andern verſtand, der armen Kranken wurde der Kopf warm gemacht; ſie raunte mir bey ſo einer Gelegenheit einmal ins Ohr: „Sehn Sie, ſo bringe ich nun ſchon zehn „Jahre damit zu, mir alle mögliche Mühe zu geben, mein Haus den Leuten angenehm zu machen, und mir Freunde zu erwerben; aber nimmt „wohl jemand Intereſſe an mir? bezeigt mir irgend wer Aufmerkſamkeit? es iſt mir ſchön damit gelungen!“ Endlich des Zwanges überdrüſſig, ſich immer ſo umlagert zu ſehen, und alle ihre Sorge und Gefälligkeiten zu verſpillen, ergriff ſie die Parthey, ihr Zimmer zu hüten; allein ihr Haus blieb darum nicht minder ganz Paris offen; man kam hin, zu Abend darin zu eſſen, und ging wieder weg, ohne ſie nur einmal geſehen zu haben, einige Wenige ausgenommen, die ſie rufen ließ, ihr Geſellſchaft zu halten; ich war unter dieſem engern Ausſchuſſe. Sie mochte gern kleine Geſchichten erzählen hören; ich hatte deren eine gute Menge auf meinen Reiſen eingeſammelt; auch liebte ſie ſehr Charaktere und Sittenſchilderungen; da mir viele Originale in der Welt aufgeſtoßen waren, ſo gab ich immer eine ziemlich reichhaltige Quelle von Beluſtigung für ſie ab.

Herr de la Mothe, ihr Arzt, ein Mann von Geiſt und ein guter Erzähler, kam auch bisweilen zum Eſſen zu ihr, und unterhielt ſie mit verſchiedenen außerordentlichen Zügen und Begebenheiten aus dem Vorrathe ſeiner Arzneykunſchaft. Ich erinnere mich beſonders einer davon, die mir intereſſant genug dazu vorkam, daß ich ſie noch den nämlichen Tag ſogleich mir aufzeichnete. Er war mit ſolchen Anekdoten ziemlich freygebig, nur brauchte er die Vorſicht, uns zu empfehlen, von dem was er erzählte, nicht in Paris zu ſprechen; damit es ſich nicht etwa einmal träfe, daß die Geſchichtchen wieder einer der Perſonen zu Ohren kämen, die ſie unmittelbar oder mittelbar angingen. So z. E. berichtete er uns einmal, daß er bey einer gewiſſen Gelegenheit, wo er oft einen Kranken aus ſeiner Kundſchaft beſuchen gemußt, zwey oder drey Mal von ohngefähr auf der Treppe, oder im Hofe, einem jungen ſehr hübſchen Frauenzimmer von Stande begegnet ſey, die das zweyte Stockwerk in dem nämlichen Hauſe bewohnt habe; und die ihn eines Tages angeredt, ihn nach Nachrichten über den von ihm beſuchten Kranken zu befragen. Sie war ihm ſehr artig und von einer allerliebſten Grazie vorgekommen. Wie groß iſt aber nicht ſein Erſtaunen, den Tag drauf, zu hören, ſie ſey

plötzlich geſtorben. Da es ihm unbegreiflich vorkam, daß eine Perſon von einer ſo vollkommen ſcheinenden Geſundheit ſo unvermuthet von der Welt Abſchied genommen haben ſollte, verlangt er ſie zu ſehen; und findet ſie ſchon auf Stroh gelegt, mit einem Leichentuche bedeckt, und einen für ihre Seele betenden Prieſter neben ihr; er unterſucht ihren Zuſtand; ſie iſt ſchon erkaltet, ohne Puls, ohne Odem; er ſtellt verſchiedne Verſuche mit ihr an, ſich zu vergewiſſern, ob auch wirklich kein Leben mehr in ihr ſey? vergebens! gleichwohl unterläßt er keines der Mittel anzuwenden, wodurch man gewöhnlich ertrunkene oder erſtickte Perſonen wieder zu ſich zu bringen ſucht; alles indeß will nicht anſchlagen. Der Gatte der anſcheinend Erblaßten, ihre Anverwandten hatten ſchon das Haus verlaſſen; er erkundigt ſich, ob ſie nicht einige Perſonen gehabt, gegen die ſie beſonderes Zutrauen bezeigt; man nennt ihm ihre Kammerfrau. Er läßt dieſe ſogleich holen. Sie kömmt; er nimmt ſie bey Seite, und fragt ſie: „Hatte Ihre Herrſchaft nicht etwa eine heftige „Leidenſchaft für Jemand?" — „Mein Herr," erwiedert die Kammerfrau, „meine Frau war „ſehr tugendhaft; ſie liebte äußerſt ihren Mann." — „Merke Sie wohl!" verſetzte der Arzt, „es kömmt hier aufs Leben Ihrer Herrſchaft an;

„ich habe Mühe zu glauben, daß ſie wahrhaftig „todt ſey; der Zufall kömmt mir nur als eine „hyſteriſche Lethargie vor; ſage Sie mir alſo die „reine Wahrheit, und verberge Sie mir nichts, „wenn Sie Ihre Herrſchaft wahrhaftig lieb hat.“ — Ziemlich verlegen, beſteht ſie indeß auf ihrem Leugnen; „ſie könnte ihm nichts darüber ſagen.“ — Er merkt indeß doch bald aus dem ganzen Weſen dieſes Leugnens, daß ein Geheimniß darunter verborgen liegen müſſe, und beſtärkt ſich nur noch mehr in ſeinem Gedanken: die Erblaßtſcheinende ſey nicht wirklich todt. Er fängt noch einmal an, Mittel anzuwenden; kann es aber nur mit vieler Mühe dahin bringen, ſie einige Tropfen Eau de Luce, mit Waſſer vermiſcht, niederſchlucken zu laſſen; einen Augenblick darauf, hört er ſogleich ihre Pulsader klopfen; er verdoppelt die Doſis, ſie fängt an, ſich zu dehnen, zu gähnen; ſie kömmt wieder zu ſich. Alle Bedienten, alle Freunde des Hauſes laufen, vor Freude entzückt, herbey; das Zimmer füllt ſich mit Neugierigen, ſo daß die Kranke ſchon anfängt, wieder in denſelben Zufall zurück zu ſinken; er läßt alſo alle Perſonen herausgehen, und bleibt allein bey ihr mit der Kammerfrau zurück. Unterdeſſen blickt die junge Dame ganz erſtaunt auf, und fragt: was denn aller der Lärm, die Verwirrung

ſagen wolle? was ihr zugeſtoßen ſey? Der Arzt ſieht ihr ſteif ins Geſicht: „Madame,“ ſagt er zu ihr, „Sie haben ſehr lebhafte Leidenſchaften, und „Sie laſſen ſie viel zu viel Herrſchaft über ſich „gewinnen.“ — „Ach!“ Unglückliche! bricht ſie gegen ihre Kammerfrau aus, „hätteſt Du mich etwa verrathen?“ — „Madame,“ ſagt dieſe, „ich „habe kein Wort geſprochen, aber ich glaube, die „Aerzte müſſen Hexenmeiſter ſeyn.“ — „Beruhi„gen Sie ſich, Madam;“ fällt ihr der rechtſchaffene Arzt ein, „Ihr Geheimniß iſt nicht bekannt; „man muthmaßt es nur; aber ſollte ich wohl, „nach dem Antheile, den ich an Ihnen bezeigt „habe, es nicht verdienen, daß Sie einiges Zu„trauen in mich hätten, und mich in den Stand „ſetzten, fortzufahren, Ihnen nützlich zu ſeyn, in„dem Sie mich genauer von der Urſache des Ih„nen zugeſtoßenen Zufalles unterrichteten?“

Sie antwortete nur durch einen Thränenſtrom auf dieſe Frage des Arztes, und weinte wohl eine Stunde lang. Dieß gab ihr Erleichterung. Ihr Retter war genöthigt ſie halb zu errathen; brachte indeß doch dieß und jenes verſtegene Wort von ihr heraus, und kam ſo endlich hinter den wahren Grund ihrer ſo tödtlichen Ohnmacht.

Die junge, etwa zwey und zwanzig Jahr alte Perſon, war ſeit vier Jahren an einen Mann von Stande verheirathet worden, der ſie anbetete, und ſich ſchmeichelte, von ihr geliebt zu ſeyn. Er hatte ihr ſeinen beſten Freund vorgeſtellt; einen jungen Mann, der mit ihm von Jugend auf auferzogen worden war, und faſt immer ſeit dem mit den beyden Eheleuten lebte. Dieſer Freund, allzu empfindliches Herzens, hatte den Reizen der jungen Dame nicht widerſtehen können. Selbſt ſich wegen ſeiner Leidenſchaft ſtrafend, hatte er zwar vor dem Gedanken einen Abſcheu, das Glück einer ſolchen Verbindung zu ſtöhren; unterdeſſen jedoch nicht die Kraft gehabt, ſich aus dem Hauſe zu entfernen. Er glaubte, er könne ſeine Liebe vor derjenigen, die ſie ihm einflößte, verborgen halten; wenigſtens nahm er ſich vor, darüber zu ſchweigen; er täuſchte ſich aber; der jungen Dame blieb es nicht lange ein Geheimniß, wie in ihm Liebe und Pflicht mit einander ſtritten; ſie bedauerte ihn im Grunde ihres Herzens; ſeine Tugend, ſein Unglück, ſeine Liebe rührten ſie; allein ſie hütete ſich mit der größten Sorgfalt, es ihn nicht merken zu laſſen, wie ſie ſeines peinlichen Zuſtandes gewahr wurde. Allmählich entſtanden aus dem Mitleiden, Empfindungen, über die ſie erſchrack; ſie hätte ſie ſich ſelbſt verbergen

mögen; war in Verzweiflung; wagte es nicht, ſich jemand zu entdecken; wußte auch kein Mittel, wie ſie ihrem Liebhaber ausweichen ſollte, ohne bey ihrem Mann Verdacht zu erwecken. Ein Jahr verfließt in dieſer ängſtlichen Lage, wo Beyde, des gegenſeitig auf einander gemachten Eindruckes ſich bewußt, ihre Empfindungen zu erſticken ſuchen, und ſich doch nicht zu einer gänzlichen Trennung, dem einzigen ihr übrigbleibenden Mittel, zu entſchließen vermögen. Endlich befinden ſie ſich eines Tages auf dem Lande beyſammen; der Mann geht auf die Jagd aus; ſie treffen ſich allein beyſammen, und es fällt zwiſchen ihnen eine Unterredung vor, die um ſo viel inniger wird, unter je längerem Zwange Beyde geſchmachtet hatten. Das Stillſchweigen über ſo ſchmerzlich unterdrückte Empfindungen wird endlich gebrochen; aber in dem Augenblicke, wo ſie ihm ihre Liebe gegen ihn nicht mehr verbergen kann, beſchwört ſie ihn zugleich, keinen Mißbrauch davon zu machen, und fleht ihn an, auf einen vernünftigen Vorwand zu denken, ſich von ihr zu entfernen. Er ſcheint dazu entſchloſſen; indeß erlaubt ſie ihm, die Ausführung des Vorſatzes noch aufzuſchieben. Es trift ſich, daß er ſich mehrmals allein mit ihr befindet, und wie ſtark auch die ſie beſeelenden Pflichtgefühle ſeyn

mögen, triumphirt doch eines Tages die Gelegenheit; Ehre und Tugend wurden in einer unglücklichen Stunde vergeſſen. Von dieſem Tage an bemächtigen ſich dieſer jungen Unglücklichen Gewiſſensbiſſe; ſie verfällt in Niedergeſchlagenheit, in Verzweiflung; ſie kann nicht mehr die Gegenwart ihres Mannes aushalten; ſie leidet noch bisweilen die Liebkoſungen ihres Liebhabers; allein nie, ohne ſich die blutigſten Vorwürfe darüber zu machen. So fühlt ſie ſich von einer Empfindung tyranniſirt, deren Bitterkeit nur durch wenig Freudetropfen verſüßt wird. Eiferſucht miſcht ſich darein, und bisweilen glaubt ſie ſich ſogar von Demjenigen vernachläſſiget, dem ſie ſo viel aufgeopfert hat. Ob ſie gleich innigſt das Ende dieſer ſtrafbaren Leidenſchaft wünſcht; ſo verdoppelt doch dieſer noch hinzukommende Kummer ihr Leiden; endlich, unfähig einer ſo gewaltſamen Lage zu widerſtehen, wird ſie, indem ſie ſich gegen ihre Kammerfrau über das Grauſenvolle ihres Zuſtandes ausweint, auf ihrem Stuhle ohnmächtig, und dieß war der hier beſchriebene Vorfall, in dem ſie Gefahr gelaufen hätte, wäre der Arzt, der ihn uns erzählte, nicht glücklicher Weiſe hinzugekommen, zwölf Stunden nachher begraben zu werden. —

Schon war ihr Mann angekommen; vor lebendigſter Freude außer ſich, küßt er die Hände Desjenigen, der ihm die geliebte Gattinn wieder gegeben; er bittet ihn, ſie nicht einen Augenblick aus dem Geſichte zu verlieren, bis ſie vollkommen wieder hergeſtellt wäre. Die äußerſte Liebe, die aus allen ſeinen Ausdrücken hervorſtrahlte, rührte die junge Dame ſo empfindlich, daß ſie nicht länger ihrer Sinne mächtig blieb; ſie fiel wieder in eben den Zufall zurück, aus dem ſie eben errettet worden war, doch dauerte er minder lange; war nicht ſo ſtark wie der erſte, und wich bald den dagegen angewandten gehörigen Mitteln.

„Noch erzählte uns Herr la Mothe, dieſe junge Dame habe eines Tages, da ſie allein mit ihm geweſen, zu ihm geſagt: „mein Zuſtand iſt „mir allzu unerträglich; ich wünſche lieber zu ſter„ben, wenn es nicht in der Arzneykunſt Mittel „giebt, mich herauszureißen, ſo wie Sie mich aus „einem minder ſchrecklichen errettet haben,“.... kurz, ſie habe ſo ſehr in ihn gedrungen, ihr gegen die unglückliche ſie ganz beſitzende Leidenſchaft beyzuſtehn, daß er ſich endlich dazu entſchloſſen. Sein erſtes Gegenmittel wäre geweſen, ihrem Liebhaber den Zutritt zu ihr ferner nicht zu geſtatten, und ihn, wenn er ſich, (was mehrere Male ge-

ſchehn,) bey ihr einfände, zurück zu weiſen; drauf habe er ihr zur Ader gelaſſen; ihr oftmaliges Baden empfohlen, und dadurch dermaaßen ihre Kräfte geſchwächt, daß ſie ſich ein wenig ruhiger befunden; das wirkſamſte von ihm angewandte Mittel indeß wäre Das geweſen, daß er endlich mit ihrer Erlaubniß ſich ſelbſt an ihren Liebhaber gewandt habe. Er habe dieſem ſo dringend die Nothwendigkeit ſich zu entfernen vorgeſtellt, wenn es ihm irgend am Herzen läge, das gegen ſeinen Freund begangene Unrecht wieder gut zu machen, daß der junge Mann, endlich dadurch gerührt und ſeinen Fehler bereuend, ſich zu einer Reiſe auf einige Jahre lang entſchloſſen. Bey ſeiner Zuhauſekunft habe er endlich eine Lebensart angefangen, die ihn nothwendig aus dem Hauſe ſeines Freundes entfernen mußte. Die junge Dame lebte damals noch, machte nunmehr wieder das Glück ihres Mannes aus, den ſie liebte und ſchätzte; erfüllte genau alle ihre Pflichten; hat aber doch niemals von einem gewiſſen Trübſinne ſich losreißen können, der ſie auch wahrſcheinlich bis in ihr Grab begleiten wird.

Fünftes Capitel.

Anekdoten von Ludwig XV.

Ludwig XV. war noch nicht lange geſtorben, als ich in Paris ankam, wo ich dieß Mal bey Madame de Boufflers abtrat. Ich fand, daß für einen Fürſten, der einſt den Zunahmen der Vielgeliebte erhalten, er ſehr wenig bedauert wurde, und freylich hatte in ſeinen letzteren Jahren ſeine gänzliche Hingegebenheit an Madame du Barry die Herzen der Nation ſehr ihm entfremdet. Diejenigen, deren Intereſſe es mit ſich brachte, ihn zu beherrſchen, mißbrauchten dieſes ſchändlichen, von ihnen ins Werk geſetzten Mittels ſo ſehr, daß es alle Rechtſchaffenen mit Unwillen erfüllte, und der König mit ſeinem ganzen Hofe aufs Aeußerſte in der öffentlichen Meynung herabgeſunken war. Die Art, wie dieſe ſo berüchtigte Günſtlinginn bey ihm eingeführt worden iſt, kennt man ihren genauen Umſtänden nach noch ſo wenig, daß ich dem Leſer einen Ge-

fallen zu erzeigen glaube, wenn ich ihn hier damit vertraut mache.

Ludwig XV. beſaß einen Kammerdiener, Namens le Bel, der in großer Gunſt bey ihm ſtand. Eines Abends hatte dieſer einmal den Herrn von Saint-Foix bey ſich zu Tiſche, der ein Freund der Demoiſelle l'Ange war, (ſo hieß damals Madame Dubarry;) ſie war bey dem Schmauſe zugegen, nebſt einigen andren Frauenzimmern von Herrn Saint-Foix's und le Bels Bekanntſchaft. Der König, den ſein Proxenet von dieſer Parthie benachrichtigt, hatte die Neugierde gehabt, heimlich Zuſchauer dabey ſeyn zu wollen, was leicht vermittelſt eines Fenſters ins Werk zu richten war, das in der Wand des an des Königes Gemach ſtoßenden Eßſaales le Bel's angebracht worden. Mademoiſelle l'Ange ſtach dem Könige ſo ſehr ins Auge, daß er Tages darauf an Le Bel nicht wenige Fragen über ſie that. Dieſer ſtellte ſich anfangs an, als wolle er mit verſchiedenen angeführten Gründen dem Könige den Geſchmack an ihr benehmen, allein der König beſtand darauf, ſie zu ſehen, und wurde ſogar gegen ſeinen Kammerdiener unwillig, daß er ſichs unterſtünde, ſich ſeinen Wünſchen gewiſſermaßen zu widerſetzen. Mademoiſelle l'Ange wurde demnach beym Könige eingeführt; ſie gefiel

ihm

ihm ausnehmend; er fand alle Tage mehr und mehr Geſchmack an ihr, und gedachte ihr eine Stelle unter dem übrigen Haufen ſeiner Maitreſſen im Parc aux Cerfs anzuweiſen. Allein Herr Du Barry, einer der gröſten Intriganten in Frankreich, der lange die berühmte Schöne unterhalten hatte, leitete noch alle ihre Handlungen; ließ die Gelegenheit nicht fahren, dieſe Neigung des Königes zu ſeinem Vortheile zu benutzen, und machte ihr alſo begreiflich: daß, wenn ſie ſich in jenes Harem ſtecken ließe, ſie dem Troß der übrigen Bewohnerinnen deſſelben bald gleich geſtellt und vergeſſen ſeyn würde. Er überredete ſie alſo, was auch augenblicklichs ins Werk gerichtet wird, ſeinen Bruder zu heirathen, mit dem es ausgemacht worden war, daß er ſich unverzüglich drauf nach der Provinz zurück begeben ſollte, und läßt ſo die Demoiſelle L'Ange den Nahmen einer Gräfinn von Dubarry annehmen. Mit dieſem neuen Titel geſchmückt, ſtellte man dem Könige vor, ſey ſie nicht gemacht, in den Parc aux Cerfs eingepferchet zu werden; auch erſchien ſie wirklich kurz nachher bey einer Muſterung der Truppen in Compiegne, in einer feinen Equipage, mit ſchöner Livree, und allem übrigen Prunke einer Frau erſten Standes und Ranges. Der Marſchall Richelieu, welcher auch ſehr

nahe mit ihr bekannt geweſen war, nahm ſich hernach ihrer gleichfalls an, und beſtimmte endlich den König dahin, ſie bey Hofe vorſtellen zu laſſen. Unterdeſſen war es dem Monarchen doch ſehr zuwider, ein ſolches gleichſam öffentliches Aergerniß zu geben. Der Marſchall fragte ihn oft: ob er nicht Madame Dubarry nach Verſailles wolle kommen laſſen? erhielt aber immer zur Antwort: man müſſe noch damit warten; indeß ſah doch der König ſie mehrmals insgeheim. Endlich ſann der Marſchall von Richelieu auf ein entſcheidenderes Mittel, und fragte den König einmal plötzlich Abends, als ob es eine abgemachte Sache ſey: um welche Uhr folgendes Tags Se. Majeſtät beföhlen, daß Madame Dubarry vorgeſtellt werden ſollte?.. worauf der König denn endlich die Stunde feſtſetzte.

Madame Du Barry, nun einmal eingeführt, fand bald kein Hinderniß für ihr ungemeſſenſtes Anſehen mehr. Diejenigen Herren oder Damen am Hofe, die ſich gegen ihre Gunſt verſchwören wollten, fielen in Ungnade, oder erhielten wohl ſogar Verbannungsbefehlt, und ihr ſie leitender Schwager, Du Barry, befeſtigte ſie ſo wohl in dem glänzenden Poſten, in den ſie ſich emporgeſchwungen hatte, daß ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſich lange würde darin erhal-

ten haben, hätte nicht die Vorſehung der Regierung Ludwigs XV. ein Ende gemacht. Sie war noch ſehr friſch, ſchön, voll Lebendigkeit, Fröhlichkeit, und hatte ſo emſig die beſondere Kunſt ſtudirt, die Vergnügungen des Königes zu beſeelen, daß er mit ihr gleichſam eines neuen Lebens zu genießen ſchien. An und für ſich hatte ſie zwar nicht die geringſte Neigung ſich mit Staatsangelegenheiten abzugeben, und war ſogar zu jener kleinen Politik nicht aufgelegt, die man eigentlicher Hofintrigue nennen ſollte; allein, weil ſie es wohl fühlte: ihre Erhaltung hinge davon ab, gab ſie ſich doch zu Allem her, was ihre Rathgeber nur von ihr verlangten, und willigte ein, die Haupttriebfeder zu werden, die ihre Freunde, die Miniſter, ins Spiel ſetzten, zu Erreichung ihrer Abſichten zu gelangen. Der eine derſelben, der Herzog von Aiguillon, hielt es ſeinem Intereſſe gemäß, ſich ſogar den Anſchein des in ſie Verliebtſeyns zu geben; wagt es der Nebenbuhler ſeines Herrn zu werden, und war... ſagt man... in ſeinen Beſtrebungen darum nicht unglücklich.

Ein gewiſſer Pamphletiſt und Pasquillenſchreiber, der ſich den Nahmen eines Ritters von Morande gab, ſchmiedete um dieſe Zeit in London die Memoires de Madame du Barry zu-

ſammen; ließ dieſes Pasquill zu ſechstauſend Exemplaren abziehen, und ſchickte eines davon an den Herzog von Aiguillon, ſo wie ein anderes an die Heldinn des Buchs ſelber, mit dem Vorſchlage, die ganze Auflage ihm abzukaufen. Beſtürzt über die Wirkung, die eine ſolche Bekanntmachung hervorbringen könnte, ſandten die intereſſirten Perſonen Beaumarchais nach London, ihm, um welchen Preis es auch ſey, zuvorzukommen. Beaumarchais negotiirte über dieſe Sache mit Morande, der mit ihm übereinkam, die ganze Edition unter der Bedingung zu unterdrücken, daß er zwey und dreyßigtauſend Livres baar erhielte, und man ihm in London ein Jahrgehalt von viertauſenden verſicherte; wovon nach ſeinem Tode die Hälfte an ſeine Frau fallen ſollte. Alle Exemplare wurden nachher in einem Ziegelofen, unfern London, verbrannt, ein einziges ausgenommen, von dem die Bogen in zwey Hälften geſchnitten wurden; deren eine in Beaumarchais und die andre in Morande's Händen blieb, damit man ſicher davor wäre, daß nicht eine neue Auflage erſchiene; in welchem Falle die Bedingungen des Vertrags null und nichtig ſeyn ſollten. Ich habe dieſe Umſtände von Beaumarchais ſelbſt; der mich verſichert hat, daß das Leben und die Memoiren der Madame Du Barry

die einige Jahre nachher erſchienen ſind, mit beſagtem Werke nichts gemein haben.

Eine andere Urſache, welche machte, daß der Tod Ludwigs XV. weniger bedauert ward, war die Unempfindlichkeit, die er gegen Alles, was ihn umgab, bezeigte. Er ſelbſt verordnete jeden Umſtand in den Anſtalten zu Madame de Pompadour Leichenbegängniſſe, die er ſo ſehr geliebt hatte, und ging den Tag ihres Begräbniſſes doch auf die Jagd. Der Marquis von Chauvelin, der gewöhnlich ſeine Spielparthie ausmachte, mit ihm täglich zu Abend aß, und ihm durch die Annehmlichkeiten ſeines Umgangs unentbehrlich geworden war, ſtarb in ſeiner Gegenwart am Schlage; der König wurde ein wenig dadurch betroffen; aber mehr wegen der Art des Zufalls, als aus Schmerz über den Verluſt, ſo er an ihm erlitt. Zwey Tage nachher, als er nach Trianon fuhr, wurde ſein Wagen plötzlich aufgehalten, weil eines von den Pferden knall und fall todt niederſtürzte. „Genau ſo wie Chauvelin!“ ſagte der König.

Einen andern Zug ſeines Mangels an Empfindlichkeit ließ er bey Gelegenheit des Marquis d'Ecquevilly blicken, der zu ſeinem Jagdgefolge gehörte, und mit dem er auf einem ſehr vertrauten Fuße umging. Da dieſer einſt ſehr gefähr-

lich krank lag, ſchickte der König alle Tage hin, ſich nach ihm erkundigen zu laſſen; der Marquis, der ſich durch dieſe Aufmerkſamkeit ſehr geſchmeichelt fand, konnte den Augenblick kaum erwarten, dem Könige ſeine Aufwartung zu machen, ihm auszudrücken, wie ſehr er über die ihm widerfahrne Gnade gerührt ſey. Er erſchien alſo, ſogar noch ehe er völlig geneſen war, in Verſailles, und ließ ſich auf die Gallerie tragen, wo der König durchkommen mußte, nach der Meſſe zu gehn. Hier warf er ſich ihm zu Füßen, und war ſchon im Begriff ſein dankbarſtes Herz auszuſchütten, als Ludwig ihn unterbrach: „Ach, Sie ſind „da, Herr von Ecquevilly; ich muß Ihnen „nur ganz offenherzig ſagen, daß ich gealaubt ha„be, Sie würden an der Krankheit ſterben, und „daß ich die Abſicht hatte, Sie ſeciren zu laſſen, „um zu erfahren, welcher von Ihren Aerzten über „die Urſache davon am richtigſten geurtheilt hät„te.“

Die Frau Marſchallinn Mirepoix machte alle Abende die Spielparthie des Königes und Madame Du Barry's aus; es war die einzige Dame am Hofe, die ſich dazu verſtand, ſich zu dieſer Gefälligkeit herzugeben; aber das ſicherte ſie doch nicht, daß ſie nicht bisweilen mit einigen ziemlich harten Complimenten vom Könige bewir-

thet ward. Da einmal eine in großem Anſehen ſtehende Perſon zu ihm geſagt hatte: er ſey der Vater ſeiner Unterthanen; glaubte die Marſchallinn ihm ſich angenehm zu machen, wenn ſie auf dieſen Ausdruck ein Gewicht legte, und es herausbübe, wie ſchmeichelhaft eine ſolche Benennung ſey. „Nun!“ verſetzte der König, „wenigſtens könnte man mich nicht Ihren Vater „nennen; denn Sie wären wohl im Stande meine Mutter zu ſeyn.“

Mehrere Züge dieſer Art; die Gunſt, in der Madame Du Barry ſtand; der Mißbrauch des Anſehens derjenigen, die ſich durch ſie erhielten; die Fortſchickung des Herzogs von Choiſeul und des Parlaments, die ſchlechte Verwaltung der Finanzen, Alles dieß lenkte ein wenig die Franzoſen von ihrer gewohnten Zuneignng an ihren König ab. Der Abbé Terrai, General-Controlleur der Finanzen, war ein Mann ohne Sitten, ohne Herz, ohne Grundſätze. Genöthiget nicht allein für die übermäßigen Ausgaben des Königes, ſondern auch für die Verſchwendungen ſeiner Günſtlinginn und ihres Schwagers Du Barry Rath zu ſchaffen, wandte er alle Arten auch der ungeſetzmäßigſten Mittel an, Geld aufzutreiben. Da die Deputirten einer gewiſſen Staatsbehörde ihm einmal

Vorſtellungen gegen eine ſolche von ihm verübte Ungerechtigkeit machten, und zu ihm ſagten: „Mein Herr, es iſt ſo gut, als ob Sie uns un„ſer Geld aus den Taſchen holten," antwortete er ihnen barſch: „Und wo wollten Sie denn, daß „ich es ſonſt hernehmen ſollte?" — Kurz, ein allgemeines Mißvergnügen herrſchte in Aller Seelen, als der König an den Blattern ſtarb, und man war ſo weit entfernt über ſeinen Verluſt zu trauern, daß, da der Wagen, der ſeinen Leichnam nach dem Orte des Begräbniſſes fuhr, vor einer Stelle vorbey kam, wo ſich ein großer Haufen Volkes verſammelt hatte, man ihn mit dem gewöhnlichen Jagdgeſchreye: Tayau! Tayau! bewillkommete, und als er in St. Denis ankam, den Ruf Allali! Allali! erſchallen ließ; der auf Porforcejagden üblich iſt, wenn der Hirſch den letzten Fang erhält.

Sechstes Kapitel.

Anekdoten den Anfang der Regierung Ludwigs XVI. betreffend.

Der junge König, Nachfolger Ludwigs XV. beſtieg den Thron unter den allergünſtigſten Vorbedeutungen. Er hatte immer ſehr große Geneigtheit für das öffentliche Beſte blicken laſſen; man legte ihm ſogar ein Wort bey, das er noch als Dauphin geſagt haben ſollte, und das in ſeinem wahren Sinne genommen, die allergrößten Vortheile aus ſeiner Regierung gewärtigen ließ. Er hätte nämlich, als einmal die Hofleute vor ihm die verſchiedenen, ſeinen Vorgängern ertheilten Beynahmen: Ludwig der Gerechte, Ludwig der Große, Ludwig der Vielgeliebte, die Muſterung durchgehen laſſen, ſich geäußert: „Und ich! ich will Ludwig der Strenge heißen! Die Strenge war indeß bey ihm nichts als eine unerſchütterliche Feſtigkeit in der Liebe zur Gerechtigkeit und in Allem, was

auf das Wohl des Volkes abzielte: er gab sehr bald einen Beweis hiervon, indem er die zahllosen Mißbräuche verbesserte, die sich gegen das Ende der Regierung seines Großvaters eingeschlichen hatten; auch wurden seine guten Absichten durch die wachsamen und geschickten Minister, die er um sich berief, wohl unterstützt. Glücklicher Weise für Ludwig XVI. der noch nicht die Kinderblattern gehabt, hatten alle Minister seines Großvaters während dessen letzter Krankheit sich dem Nachfolger nicht nähern dürfen; so daß dieser keinen von ihnen in den nächsten Augenblikken nach dessen Tode hatte sehen können. Madame Adelaide, seine Tante, gab ihm unter diesen Umständen den Rath, gleich Herrn von Maurepas kommen zu lassen, der schon vormals Staatsminister gewesen war; aber seit zwanzig Jahren, als ein Weiser, fern vom Hofe, wiewohl noch immer nicht ganz von der Welt gesondert, lebte. Maurepas war ein Mann von gesundem Urtheile, und dem es natürlicher Weise angelegen seyn mußte, seinen Nahmen zu verunsterblichen, indem er sich eine solche günstige Gelegenheit zu Nutze machte. Das Parlement wurde sogleich wieder zurückberufen, und die Verwaltung der Regierung den rechtschaffensten und geschicktesten der Unterthanen des Königes anver-

krank. Herr de Muy wurde beym Kriegsdepartement angeſtellt, und nach deſſen Tode der in einer dunkeln Abgeſchiedenheit lebende Graf von St. Germain an den Hof berufen, Jenes Nachfolger zu ſeyn. Herr von Vergennes bekam das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Der König zog Herrn von Malesherbes aus ſeiner Verbannung hervor, die Stelle des Herzogs von Vrilliere zu bekleiden, der ſehr verrufen war, und ein ſo hartes Herz hatte, daß, als er an Steinſchmerzen krank lag, Piron von ihm ſagte: „das Herz ſey ihm in die Blaſe gefallen.“ Herr von Sartine, der ſich ſehr in Verwaltung der Polizey von Paris hervorgethan, bekam die Marine, und zeigte: wie ein Mann von Fähigkeit zu Allem, was er unternehmen will, geſchickt ſeyn kann. Herr Turgot, deſſen Rechtſchaffenheit und Talente bekannt ſind, wurde an die Spitze der Finanzen geſtellt; allein den Oeconomiſten und falſchen Philoſophen zugethan, eilte er zu ſehr, ihre Principien in Handlung zu ſetzen, und hätte beynahe Alles um und umgekehrt, indem er die Ordnung wieder herſtellen wollte. Sobald der König und Maurepas der Gefahr, die aus ſeiner Verwaltung entſpringen könnte, inne wurden, er-

hielt Herr Turgot, auf folgende Weiſe, ſeinen Abſchied.

Herr von Malesherbes war nicht lange im Miniſterio geweſen, ohne gewahr zu werden: er könne in ſeiner Stelle nicht Alles das Gute thun, das ihm ſeine Einſichten und ſeine Tugend eingaben. Da er dem Departemente der innern Angelegenheiten und des Hauſes des Königes vorſtand, ſo hätte er gern eine Reform damit vorgenommen, die aber dem Adel ſehr verhaßt war. Das allgemeine ſich gegen ſeine Ideen erhebende Geſchrey wurde ihm läſtig, er foderte ſeine Entlaſſung; allein man zögerte ſie ihm zuzugeſtehen, weil man ſich noch über die Wahl desjenigen nicht einig war, den man an ſeine Stelle ſetzen ſollte. Herr von Maurep'as wollte Herrn Amelot dazu haben; allein Herr Turgot widerſetzte ſich ſtark deſſen Ernennung, weil jener ſein Nebenbuhler geweſen, und ſelbſt, nachdem Er zum General-Controlleur und dieſer zum Intendanten der Finanzen erwählt worden war, Amelot keine Sache an ihn gelangen ließ; ſo daß er nicht genug Geſchäfte einmal hatte, einen Secretair damit in Arbeit ſetzen zu können. Auch hätte Herr von Maurepas gewünſcht, Herrn von Sartine in Malesherbes Departement zu bringen; allein Herr von Sartine ver-

langte vor allen Dingen, daß man Herrn Albert, den Polizeylieutenant, und eine Creatur Turgots, wegſchickte; wogegen dieſer ſich heftig ſetzte. Alle dieſe verſchiedenen Uneinigkeiten verurſachten ein wenig lebhafte Debatten, in welchen Herr Turgot üble Laune gegen den König blicken ließ, und ihm ſogar einen Brief in eben nicht ſehr gemeſſenen Ausdrücken darüber ſchrieb. Herr von Maurepas nahm alſo dieſen Augenblick wahr, Herrn Turgot im Geiſte des Königes zu ſtürzen. Man brachte eine Geſchichte eines ſeiner Commis wiederum auf die Bahn, der einmal Geld genommen hatte, für eine gewiſſe Perſon eine Gnade zu erhalten, ſo wie die noch eines andern erſten Commis deſſelben, der in einem öffentlich bekannt gemachten Briefe beſchuldigt worden war, Unterſchleif begangen zu haben, und gleichwohl den Verfaſſer dieſes Briefes, da er ihn gerichtlich darüber verfolgen können, in Ruhe gelaſſen hatte. Den folgenden Tag, eine Stunde nachdem Herr von Malesherbes ſeine Demiſſion gegeben, mußte Herr Bertin zu Herrn Turgot gehen, ihm zu ſagen: der König bedürfe ſeiner Dienſte nicht weiter. Er kam noch denſelben Tag nach Paris zurück, und die philoſophiſche Parthey, die auf die Gunſt dieſer beyden Miniſter ſo ſtolz geweſen war, und ſo

große Hoffnungen daraus geſchöpft hatte, ſah ſich an Einem und demſelben Tage einer doppelten Stütze beraubt.

Ich bedauerte ſehr, daß Herr Malesherbes das Miniſterium verließ; ich hatte eine ſehr wichtige Sache mit ihm zu negotiiren angefangen. Bey einem Beſuche, den ich bey einer meiner Schweſtern in Rochelle gemacht, hatten ſich einige der vornehmſten Proteſtanten dieſer Stadt, da ſie wußten, ich ſtünde mit beſagtem Miniſter in Bekanntſchaft, vereinigt, mich zu bitten, ich möchte mich für ſie bey ihm verwenden. Ich übernahm dieß Geſchäft gern; verlangte aber, daß ich den Auftrag dazu im Nahmen der ganzen in Frankreich vorhandnen Verwandten dieſer Religion erhalten möchte. Sie ſchrieben hierauf nach Guienne, nach Languedoc, alle Stimmen zuſammen zu bringen, und ſo wurde es mir denn auch in ihrer aller Nahmen zu behandeln anvertraut; ich ſollte nämlich von dem Miniſter verlangen: daß ihr Zuſtand feſtgeſetzt, und ſie nicht mehr wegen ihrer Heyrathen, wegen der Geſetzmäßigkeit ihrer Kinder, und in verſchiednen andern Gerechtſamen beunruhigt werden möchten, die mit dem allgemeinen Wohl des Staates nicht nur vereinbar, ſondern ſogar anerkannt nothwendig geworden ſind.

Ich kehrte alſo nach Paris, mit hinlänglichen Vollmachten verſehen, zurück, und hatte einige Conferenzen mit Herrn Malesherbes, dem ich verſchiedne Aufſätze über dieſen Gegenſtand überreichte. Er hörte mich mit Vergnügen an, und ſagte zu mir: es ſey ihm ſehr lieb, daß man mir dieſe Sache aufgetragen, ſie ſtimme ganz und gar mit ſeinen Abſichten überein, und er freue ſich ſchon darauf, ſie mit mir zu verhandlen zu haben. Er ſprach ſogar mit dem Könige in ſeinem Rathe darüber, den er in den günſtigſten Geſinnungen dafür fand. Er fing damit an, meinen Circularbrief an einige Intendanten und Biſchöffe des Reiches zu ſchicken, von dem er mir folgende Abſchrift mittheilte:

Verſailles, den 11. May 1776.

„Es iſt dem Könige einberichtet worden, daß, „durch den unvorſichtigen Eifer einiger Pfarrer, „bisweilen die Erklärung von 1724 noch in Aus„übung gebracht, und den Kindern der Proteſtan„ten in den Kirchenbüchern nur die Benennung: „natürliche Kinder, beygelegt wird. Die„ſer Gebrauch wird von dem ganzen königlichen „Rathe und vom Könige ſelbſt gemißbilligt. Ein „Pfarrer iſt in dieſer Rückſicht weiter nichts als „ein Zeuge; es ſtehet ihm nicht zu, über die Ge-

„ſetzmäßigkeit der Kinder zu entſcheiden, die man „der heiligen Taufe darbringt; er ſoll weiter nichts „thun, als die Eigenſchaft beſtätigen, unter der „ſie ihm vorgeſtellt werden. Ich habe dieß von „wegen Sr. Majeſtät dem Herrn Biſchoffe von „Rochelle zu wiſſen gethan, und es für noth„wendig gehalten, es auch Ihnen mitzutheilen,“ u. ſ. w.

Den folgenden Tag, nachdem dieſer Brief geſchrieben worden, gab Herr von Malesherbes ſeine Dimiſſion, und da ich vorherſah, daß ich bey Herrn Amelot, den ich nicht kannte, nicht eben ſo gut fortkommen würde, ließ ich dieſe Sache liegen, die nachher wieder von Andern aufgenommen, und nach eben den Grundſätzen betrieben worden iſt.

Siebentes Capitel.

Verfolg deſſelben Gegenſtandes. — Angelegenheit des Herren de Guines. — Beaumarchais.

Kurz vorher ehe beſagte beyde Miniſter abtraten, kam Herr de Guines von ſeiner Geſandtſchaft nach Engelland wieder. Man hat ſo verſchieden über die Urſachen ſeiner Zurückberufung geredt, daß es wohl niemand zuwider ſeyn wird, hier zu leſen, was ich darüber aus der beſten Quelle erfahren habe. Ein gewiſſer Mann von Geiſt hat dieſe Begebenheit ſehr wohl eine „kleine Staatsſache“ und eine „groſſe Hofzänkerey“ genannt. Herr von Vergennes ſagte dazumal zum Herzoge von Orleans, mit dem Herr de Guines in genauer Verbindung ſtand, der König wäre perſönlich unzufrieden mit ihm. Einige Tage, nachdem er zurückgekommen war, ſagte er: Herr de Guines hätte ſich Unrecht zu Schulden kommen laſſen, allein er wiſſe nicht, was für Unrecht eigentlich; dieß

wäre nur dem Könige bekannt. „Unterdeſſen, „mein Herr," antwortete ihm der Herr de Guines, „haben Sie mich doch immer über meine „Aufführung in ihren Depeschen gelobt." — „Weil ich gern höflich bin!" verſetzte Herr von Vergennes. Die Miniſter, die Herrn de Guines nicht liebten, beſonders Herr Turgot, benützten eine gewiſſe Angelegenheit, über die er in London zu unterhandlen gehabt, ihn bey dem Könige zu ſtürzen. Herr Turgot war der erſte, der ihm geſagt: ſein Geſandter in Engelland würde für beyde Höfe verderblich werden, und ſtellte ihn dieſen als einen durchaus nicht in London unter den Umſtänden, in denen Frankreich ſich befände, zu bleiben geſchickten Mann vor; wußte auch ſo ſehr Herrn Malesherbes in ſeine Meynung herüber zu ziehen, daß man Herrn de Guines endlich zurück berief. Er kam alſo in Paris an. Alle ſeine Freunde waren den Abend bey Madame de Boufflers zum Eſſen eingeladen worden; bey der er eine Stunde nach Mitternacht abtrat. Man kam über die Art überein, wie er ſich in Verſailles zeigen müßte; wirklich nahm er ſich auch in der Sache mit vielem Muthe und ebener Feſtigkeit. Er wich nicht vom Hofe; er ſtellte ſich alle Tage beym Könige ein, bis er von ihm eine Audienz erhal-

den hatte; er verlangte, ſich zu rechtfertigen legte Abſchriften ſeiner Depechen, und der Ant worten des Miniſters darauf bör. Zu gleicher Zeit wurde er von der Königinn wohl unterſtützt; ſo wie ihm auch die Herzoginn von Poliana und die Prinzeſſinn von Chimay gute Dienſt leiſteten; kurz, er benahm ſich mit ſo viel Vor ſicht und Klugheit, daß ihn endlich die Königinn am 9ten May holen ließ, um ihm folgendes Schreiben vom Könige zuzuſtellen:

„Als ich Ihnen habe ſchreiben laſſen, mein „Herr, daß die Zeit, welche ich für Ihre Ge „ſandtſchaft beſtimmte, um ſey; ſo habe ich „Ihnen zugleich kund gethan, ich behielte mir „vor, Ihnen die Gnadenbezeugungen zuzugeſte „hen, deren Sie fähig (susceptible) ſind. Ich „laſſe Ihrem Betragen Gerechtigkeit wiederfah „ren; ich geſtehe Ihnen die Honneurs des Lou „vre zu; erlaube Ihnen, den Herzogstitel zu „führen; und zweifele nicht, daß dieſe Gnad „dazu dienen werde, wo möglich den Eifer noch „zu vermehren, den ich an Ihnen für meinen „Dienſt kenne.“

Einige Tage nachher ſagte Herr de Guines zu mir: Herr Turgot habe ihn angeklagt, ſtraffällig gegen ſeine Inſtruction gehandelt zu

haben; er habe aber dem Könige das Gegentheil bewiesen, und gezeigt, daß er genau den empfangenen Befehlen gemäß verfahren sey.

Da Herr Turgot der erste Urheber der Zurückberufung Herrn Guines gewesen ist, und er zwey Tage darauf weggeschickt ward, nachdem dieser zum Herzoge gemacht worden war, so ist es eben wohl nicht unwahrscheinlich, zu glauben, daß das Mißvergnügen des Königs, durch diesen Minister in Absicht auf Herrn de Guines getäuscht worden zu seyn, und die üble Laune, die Turgot über Malesherbes Abgang geäussert, zu seinem in Ungnade-fallen mag beygetragen haben. Die Königinn bediente sich dieses Grundes, und der Graf Maurepas eines andern, ihren Einwendungen gegen den General-Controlleur Gewicht zu verschaffen; wie Das aber auch zusammenhängen möge, so ist doch so viel gewiß, daß Ludwig XVI. in dem ganzen Laufe dieser Sache einen der Vernunft und Gerechtigkeit offenstehenden Geist zeigte, und in seiner Entscheidung Unpartheylichkeit bewies.

Dieser Monarch ließ überhaupt in allen seinen Reden und Handlungen einen geraden Sinn, ein treffliches Herz und eine große Liebe zur Tugend blicken; seine kleinsten Reden und Aeußerungen zeigten, was er war; Madame de

Boufflers erzählte mir einmal einen Zug dieſer Art. Er ſagte eines Tages zu ihr, er verſtünde ſich nicht darauf, Gemählde zu beurtheilen „Das iſt ſehr ſchade!“ antwortete ſie ihm, „Ew. Majeſtät haben ihrer doch ſo ſchöne!“ — „Nun wohl!“ erwiederte der König, „ſie ſind „darum nicht verlohren!“ — Er wünſchte ſehnlichſt mit ſeinen Brüdern, die er ſehr liebte, ein freundſchaftliches Familienleben zu führen; unterdeſſen weis ich nicht, aus welchem Grunde dieſem ſeinem Wunſche niemals Genüge wiederfuhr; nur das iſt mir bekannt, daß er es nicht an Nachſicht und Zärtlichkeit ſeinerſeits gebrechen ließ. Ich erinnere mich, bey der Gelegenheit, einer Antwort des Herrn von Maurepas, die mir damals, als ſie mir erzählt ward, ſehr gefiel. Der König hatte, in den erſten Tagen ſeiner Regierung, einen kleinen Zank mit dem Herrn Grafen von Artois gehabt, indem dieſer mehrmals zu ihm geſagt: „was können Sie mir wohl thun?“ — „Fragen Sie den Herrn von Maurepas darum!“ antwortete ihm der König. Der Graf von Artois wandte ſich an dieſen: „Nun! und was kann mir mein Bruder denn „thun?“ — „Ihnen verzeyhen!“ erwiederte der Miniſter.

Ohnerachtet des groſsen Verlangens, das der König empfand, die in der Regierung, durch die Trägheit ſeines verſtorbenen Groſsvaters und die höchſtſtrafbare Aufführung einiger Miniſter, eingeriſſenen Mißbräuche abzuſchaffen, wurde doch nicht allein die nothwendige Schonung für das Gedächtniß deſſelben beobachtet, ſondern auch ſehr viel Milde und Nachſicht gegen ſelbſt Die bewieſen, die zu den Schuldigen gerechnet werden konnten. Madame Du Barry bekam zwar Arreſt in einem Kloſter, allein dieß geſchahe nur des Staatsgeheimniſſes wegen; ſo wie auch, um ſie zu nöthigen, ihre Sachen in Ordnung zu bringen, und ihre Schulden zu bezahlen; auch blieb ſie in dieſer Haft nicht über ein Jahr. Und da einige Perſonen, ſehr ungehöriger Weiſe, dieſe Maßregel tadelten, und ſie zu ſtreng fanden, ſo machte Madame Boufflers die ſehr gegründete Bemerkung: „Die Tadler hätten ſehr Un„recht darin, denn," ſagte ſie, „da man wohl „Freudenmädchen einſperrt, die Unfug getrieben „haben, wie ſollte man dieß unrecht bey Einer „finden können, die ſich deſſen eines ſo ungeheu„ren ſchuldig gemacht?"

Ludwigs XVI. Aufmerkſamkeit für das Gedächtniß des verſtorbenen Königs ging ſo weit, daß er ſogar den geheimen Correſpondenzen deſ-

ſelben nachſpürte, und ſich die Briefe deſſelben von denen wieder ausliefern ließ, die noch welche von ihm in Händen hatten. Die berühmte Ritterin D'Eon unter andern beſaß deren viele, die man gern zu unterdrücken wünſchte. Während daß die Miniſter in Frankreich gegen ſie donnerten, und ihr Möglichſtes thaten, ſie, durch Verſprechungen oder Drohungen, nach Frankreich zurückzubringen, hatte Ludwig XV. eine Correſpondenz mit ihr unterhalten, ihr eine Penſion von zwölftauſend Franken beygelegt, und an ſie geſchrieben: „Hüten Sie ſich wohl, nach „Paris zu kommen; man will Sie ins Unglück „ſtürzen.“ Bey der Thronbeſteigung Ludwigs XVI. ſtellte Herr von Vergennes dieſem vor: es wäre nicht ſchicklich, daß die Briefe ſeines Großvaters in den Händen der Ritterin D'Eon blieben; und Herr von Beaumarchais wurde abermals nach London geſchickt, ſie von ihr zurück zu fordern. Er ließ ſich alſo mit der Ritterin in eine Negotiation ein, die denn auch ſich dazu verſtand, ſie wieder heraus zu geben, wenn man ihr die Freyheit geſtattete, nach Frankreich zurück zu kehren, und ihr die Fortſetzung ihrer Penſion zuſicherte. Allein Madame de Guerchi, die den Tod ihres Mannes hauptſächlich dem Grame beymaß, den er darüber em-

pfunden, von dem Ritter ſo lächerlich gemacht worden zu ſeyn, begab ſich zum Herrn von Maurepas, ihm zu ſagen: daß, wenn der Ritter nach Frankreich zurückkehrte, ihr Sohn ihn in Calais erwarten würde, um ihm den Hals zu brechen; und daß, wenn dieſer in der Unternehmung umkäme, ſie noch einen Schwiegerſohn beſäße, der auch ſein Heil an ihm verſuchen würde. Die D'Eon, deren Geſchlecht bisher immer ein Geheimniß geblieben war, ſagte, als ſie dieß erfuhr: „Nun! ich will alle dem ein „Ende machen; ich erkläre alſo, daß ich ein „Frauenzimmer bin.“ Beaumarchais hat mir geſagt, daß er ſich wirklich des Geſchlechtes dieſer außerordentlichen Frau verſichert habe; das auch nachher in Engelland durch gerichtliche Verfahren beſtätiget worden iſt, welche zu umſtändlich ſind, hier wieder berichtet zu werden. Beaumarchais kehrte nach Paris zurück, und theilte, was er ausgerichtet, dem Könige und Herrn von Vergennes mit, die ihn augenblicklich darauf wieder nach London ſandten. Er brachte Ludwigs XV. Briefe vermittelſt fünftauſend Louisd'or an ſich, die er der Ritterin auf Einmal zur Abhandlung für die Penſion von zwölftauſend Livres jährlich auszahlte; nebſt einem Freypaſſe, in welchem der „durch den Rit-

„ter D'Eon geleiſteten politiſchen und mili-
„tairiſchen Dienſte" Erwähnung geſchah, und ihm die Erlaubniß zugeſtanden wurde, das Ludwigskreuz zu tragen. Man ſtellte es ihr frey, in Frankreich oder den auswärtigen Ländern, nur Engelland ausgenommen, zu leben. Da die Ritterin dieß erhalten hatte, rückte ſie mit neuen Zumuthungen heraus. Sie verlangte noch viertauſend Louisd'or mehr, ihre Schulden zu bezahlen. Auch dieſes wurde ihr zu eſtanden; allein Beaumarchais überlieferte die Summe in die Hände des Lord Ferrers, der einige Zeit nachher ſtarb. Endlich kam ſie nach Frankreich, ward aber hier genöthiget, wiederum die Kleidung ihres Geſchlechtes anzulegen. Sie ging nachher abermals nach Engelland, ihre viertauſend Louisd'or aus den Händen der Familie des Lord Ferrers zurückzunehmen, womit ſie aber am Ende des Jahres 1803 noch nicht zu Stande gekommen war.

Ich habe Beaumarchais ſehr wohl gekannt, er war der Sohn eines Pariſer Uhrmachers; allein durch ſeinen Geiſt, ſeine Talente, und ſeine Figur, zeigte er ſich bald auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe in der Geſellſchaft. Er verfertigte ſehr niedliche Lieder, die er ſelber componirte, ſang, und ſich dazu auf der Harfe begle-

telt; in allen solchen Gesellschaftstalenten war er außerordentlich stark, dabey sehr lustigen Characters, voller Geistesgegenwart, Lebhaftigkeit und Zuversichtlichkeit; mehr bedurfte es nicht, daß er in verschiedenen Zirkeln sehr gesucht wurde, und dieß geschah auch. Der Prinz Conti, den er sehr für sich einzunehmen gewußt, gewährte ihm seinen Schutz in einer Streitsache, die er vor dem Maupeouschen Parlemente hatte; so nannte man das von diesem Kanzler nun eingeführte, als das alte ins Elend geschickt worden war.

In den Memoiren, die er bey der Gelegenheit herausgab, wurden einige Personen dieses Parlements sehr lächerlich gemacht; sie trugen nicht wenig dazu bey, es in den Augen der Nation herabzuwürdigen, und die Zurückberufung des alten vorzubereiten. Beaumarchais hatte Geist genug, seiner Geburt sich nicht zu schämen; er war immer bey der Hand damit, zu erzählen, sein Vater habe sehr gute Uhren gemacht. Eines Tages, als er einmal über eine Stunde bey einem gewissen Minister mit demselben in seinem Cabinette eingeschlossen gewesen war, indeß verschiedne Personen von Bedeutung in dem Vorzimmer hatten warten müssen, nahm sich einer davon, die der Beaumarchais gegebene

Vorzug wurmte, vor, ihn dafür zu demüthigen. Als er beym Weggehen vor ihm vorbey kam, hielt dieſer Herr ihn an und ſagte mit lauter Stimme, vor allen Anweſenden, zu ihm: „Herr „von Beaumarchais, haben Sie doch ein„mal die Güte mir zu ſagen, was hier meiner „Uhr fehlt, ſie bleibt mir bisweilen ſtehen; ich „weis, daß Sie ſehr wohl mit Uhren umzuge„hen wiſſen.“ — „Allerdings, mein Herr,“ erwiederte ihm Beaumarchais; „da ich bey „meinem Vater darüber in der Lehre geſtanden „habe....“ Indem er dieß ſagt, nimmt er die Uhr, fingert daran, und läßt ſie, als aus Ungeſchicklichkeit, auf den ſteinernen Fußboden fallen. Unter tauſend Entſchuldigungen gegen Den, der ſie ihm überreicht, verläßt er ihn hierauf; der arme Mann hatte natürlicherweiſe alle Lacher wider ſich. Bey einem nachmaligen Aufenthalte in London pflegte er zu ſagen: „er „hätte einen ganz kleinen Unterſchied zwiſchen „London und Paris bemerkt; dieſer beſtünde dar„in: daß man dort der Druckfreyheit „genöſſe, hier aber die Freyheit im „Druck ſey.“ (Que là on avoit la liberté de la presse, au lieu qu' à Paris la liberté étoit en presse.)

Achtes Capitel.

Die Philoſophen dieſes Jahrhunderts.

In der Muſterung, die ich über die verſchiedenen bemerkenswürdigſten Claſſen von Paris anſtellte, vergaß ich nicht, wie man leicht denken kann, die Philoſophen kennen zu lernen. Ich wollte ſie gern näher beobachten. Als Schriftſteller wär es mir allerdings ſehr nothwendig geweſen, mir unter ihnen Stützen zu verſchaffen; weil, wenn auch ihre Stimme nicht durchaus auf lange Zeit den Ruf eines Verfaſſers beſtimmte, ſie doch ſehr viel dazu beytrug ihn zu beſchleunigen oder aufzuhalten; je nachdem man ſich gut oder übel mit ihnen ſtand. Ich hatte ſchon Herrn D'Alembert geraume Zeit vor meiner itzigen Anweſenheit in Paris gekannt. Der berühmte La Grange hatte mich mit ihm in Verbindung geſetzt; und ich kam niemals nach Paris, ohne ihn zu beſuchen. Er lud mich in den Zirkel, den er bey ſeiner Freundinn der Demoiſelle L'Eſpi-

naffe hielt, ein; der das Stell-dich-ein der ganzen philoſophiſchen Secte, der ſchönen Geiſter, welche ſich auf dieſe Secte ſtützten, ſo wie Aller derjenigen war, die ſich eine Art von Anſehen zu geben glaubten, wenn ſie ſich an jene ſchlöſſen. Die Annehmlichkeiten und Grazien des Geiſtes der Mademoiſelle L'Eſpinaſſe; ihr natürlicher leichter Ton; das ganze Weſen von großer Welt, das ſie ſich in dem Hauſe der Madame Deffant zu eigen gemacht hatte; und endlich die ununterbrochenen Aufmerkſamkeiten Herrn von D'Alemberts für ſie, machten ſehr bald ihre Aſſemblee berühmt; eine beſondere Gleichförmigkeit an Geburt, Geſchmack und Laune, ſchien die zwiſchen dieſen beyden Perſonen beſtehende Verbindung aufs ſtärkſte zuſammen zu ziehen. Herr von D'Alembert war ein natürlicher Sohn der Madame von Tencin, der Schweſter des Cardinals dieſes Namens, und des Herrn Deſtouches. In ſeiner erſten Kindheit ward er ſogleich aus dem Hauſe ſeiner Mutter entfernt und zu der Frau eines Glaſers gethan, die ihn als ihr eigen Kind verpflegte. Unterdeſſen ſorgte doch Herr Deſtouches, der ihn nicht aus den Augen verloren hatte, ſorgfältig für ſeine Erziehung, und gab heimlich alle nothwendige Koſten dazu her. Als Herr

von D'Alembert durch seinen Geist und durch sein Wissen nachher berühmt ward, führte ihn die Marquisin von Deffant in die große Welt ein.

Ihr hätte Madame de Tencin, welche sich auch etwas darauf zu Gute that, hervorstechende Männer zu ehren, ihn wohl für ihren Sohn anerkennen wollen; allein er widersetzte sich ihrem Verlangen, und erklärte: er könne nur diejenige als Mutter betrachten, die in seiner Kindheit Sorge für ihn getragen hätte. Wirklich begegnete er auch sein ganzes Lebelang der armen Stickersfrau als ihr Kind; und fuhr fort bis an ihren Tod die allergrößesten Aufmerksamkeiten gegen sie zu beweisen. Er machte die Bekanntschaft der Mademoiselle L'Espinasse bey Madame Deffant, die sie aus der Provinz als Gesellschafterin zu sich genommen hatte; sie war die natürliche Tochter des Marquis von Deffant, und von einer so angenehmen Gemüthsart und Geiste, daß sie die Freude und Lust der ganzen sich bey dieser Dame versammelnden Gesellschaft ausmachte. Als sie sich aber nachher mit ihr entzweyte, trat Herr von D'Alembert in diese Zwistigkeit auf ihre Seite; beyde nahmen Zimmer in Einem und demselben Hause, das bald zu einem Stell-dich-ein der berühmtesten Pariser schönen Geister ward, von denen ein beträchtli-

ihr Theil nunmehro die Marquisinn vernachlässigte.

Diese Gesellschaft nun konnte man den eigentlichen Tempel nennen, in welchem die falsche Philosophie ihre Orakel dictirte; Herr von D'Alembert war Oberpriester, Mademoiselle L'Espinasse die Priesterin darin, so wie der Baron von Holbach, Diderot, Helvetius und Mehrere die Götzenanbeter; unterdessen gab es doch in Paris auch noch verschiedene andere Häuser; z. B. das der Madame Geoffrie, der Madame Necker u. s. w., in denen die Ausgezeichneten jeder Secte und jedes Ranges zusammenkamen, die gleichwohl sämmtlich jenem obenwähnten untergeordnet waren, und sich den Entscheidungen des größern Vereinigungspunktes unterwarfen. Die Condorcete, die Marmontele, die La Harpen und eine unendliche Menge anderer subalterner Geister, erhielten nur durch diese Verbindung gewissermaßen ihr Dasyn und ihren Ruf, und schöpften ihre Meynungen und ihren Glauben darin: den sie nachher sorgfältig in den kleinern Wirbeln, von denen sie hinwiederum die Sonnen waren, zu verbreiten suchten. Dort erörterte man was die Zeit an Schriften ausheckte; theilte solchen Genien, die jenen Urtheilen sich unterwarfen, Frey-

briefe auf Unsterblichkeit aus, oder schwor auch den Ungelehrigen Untergang; stets nach der von ihnen heilig beobachteten Regel:

Nul n'aura de l'esprit, hors nous et nos amis;

Voltaire selbst schmeichelte ihnen, und wurde für sein Lob gar sehr durch die Anbetung belohnt, mit der sie ihn zu einem Götte erhoben, dem auf allen Altären des Tempels Weihrauch brannte; niemals, in keinem Lande, in keinem Jahrhunderte, hat man wohl eine so lebhafte und allgemeine Manie, als diese philosophische war, verbreitet gesehn. Zur Schmach der Thronen machten einige mächtige Fürsten diesen Schwärmern ihren Hof, und schienen um ihren Beyfall zu betteln; ihn zu verdienen, war es nicht nothwendig, daß man Talente besaß; es war genug, wenn man nur gegen die Religion und Regierung, ohne die geringste Rücksicht auf Geburt, Rang und öffentliches Ansehen zu nehmen, loszog. Diejenigen, die verfolgen konnten, und die es thaten, wurden zu dem Haufen der Auserwählten gezählt. Madame Deffant, die die Herren nicht liebte, characterisirte sie durch folgende Strophe:

Oh

On appelle aujourd'hui l'excessive licence...
Liberté;
On prétend établir à force d'insolence
L'Egalité;
Sans concourir au bien prôner la bienfaisance,
Se nomme humanité....

Der kleine und ſchmächtige D'Alembert wurde einmal durch die Repartie einer Dame von viel Geiſt ſehr in Verwirrung geſetzt; er vertheidigte mit Lebhaftigkeit den Stand der Natur, ſein geliebtes Gleichheitsſyſtem darauf zu erbauen. „Herr von D'Alembert!" ſagte dieſe Dame zu ihm; „ich rathe Ihnen, nicht ſo ſehr ſich in „den Stand der Natur zu wünſchen; ich fürchte, „Sie würden nur eine ganz kleine Stelle darin „einnehmen."

Die hartnäckige und immer mit einem raſtlos verfolgten Zweck angewandte Mühe, mit der dieſe Philoſophen Proſelyten ſich zu erwerben ſuchten, erhub ſie während einiger Zeit zu Herrſchern über alle Geiſter; ſie benutzten dieſen Vortheil, einige Werke auszubreiten, in denen ihre Grundſätze auf eine mehr oder weniger umwickelte Weiſe aufgeſtellt waren; und die, je nachdem die eben in den Machtſtellen befindlichen öffentlichen Staatsdiener dachten, Gewicht auf das Publicum ſich erwarben. Endlich gelang es ihnen, die Ency-

clopädie ans Tageslicht zu fördern; in der, unter manchem Guten und Nützlichen, auch eine unzählbare Menge von Irrthümern und groben Verstößen sich finden. Zugleich erhob sich auch eine andre Secte, die eine Unterabtheilung der Encyclopädisten war; die, nämlich, der Economisten. Der Herzog von Choiseul nannte sie: die Capuziner der Encyclopädie. Ein Haufe mittelmäßiger Schriftsteller erschien auf der Bühne; versichert, wohl aufgenommen zu werden, schmückten sie ihre Werke mit irgend einem Gemeinplatze gegen die heiligsten und ehrwürdigsten Dinge aus.

Die Republik der Wissenschaften wurde von diesen falschen Münzern überschwemmt, die uns Kupfer statt Goldes aufdrangen. Man setzte Voltairen über Racinen und Corneillen; La Harpe glaubte Boileaus Stelle einnehmen zu können; Marmontel, seinen Belisaire in der Hand, machte Anspruch auf die des Verfassers des Telemach; und Thomas bildete sich ein: man könne ihm einen gleichen Rang mit ... wenigstens Bossuet nicht streitig machen. Allmählig wurde die Academie der Wissenschaften, so wie die französische, von diesem Gifte angesteckt *). Mit Hülfe der Cabale gelang es Herr

*) Der Uebersetzer, dessen Pflicht, was er in der Ur-

von D'Alembert, Mademoiselle L'Espinasse, und ihren Freunden, diese beyden Gesellschaften mit ihren Creaturen anzufüllen; und

schrift fand, wiederzugeben, mit sich bringt, der aber übrigens sich die Denkungsart (falls Herr Dutens bisweilen denkt, trotz des von ihm herausgegebenen Leibnitz!) und Empfindungsweise des speichelleckerischen, hofschranzischen, erzfrommen Diplomatikers, Verfassers dieser, übrigens ihrer vielen Anecdoten und Weltkenntnisse wegen, interessanten Memoiren, keinesweges zu reformiren, und sie, so oft ihn auch der Kitzel dazu stach, mit polemischen Noten zu begleiten, berufen fühlt, kann sich doch einer General-Anmerkung bey diesem Capitel nicht enthalten. Es ist diese: daß schwerlich jemand in dem unbefangenen Deutschland sich den hohen Grad von Unschaam: Alles dasjenige geradezu zu bestreiten und auf den Kopf zu setzen, was das gesammte Publicum der Aufgeklärten in der Welt, die nicht mehr in den berühmten Zeiten des Hornes und Horuviches leben, (Voltaire hat diesen Zeiten einen schönen Artikel in seinen Facetien gewidmet,) als endlich trivialgewordne Theorie über Wahrheit annimmt, ... daß Niemand, sage ich, in Deutschland sich diesen Grad von Unschaam vorstellen kann, welchen gewisse Schriftsteller der neuern Zeiten und die ganze anti-philosophische Clique in Paris jetzt auszeichnet; wofern man nicht auf Das Rücksicht nehmen will, was immer in der Welt geschieht, sobald über wichtige Gegenstände des Privatinteresses einmal zwey entschiedne Partheyungen in einem Staate vorhanden sind. Alsdann sucht jede davon, durch jedes Mittel, wärs auch das roheste der schmachvollsten Unvernunft und der wildesten Grausamkeit, ihren Zweck und

ich ſelber bin Zeuge von der Art geweſen, wie die Candidaten zu ihren Heiligthümern zugelaſſen wurden.

Eigenvortheil durchzuſetzen. Als ein der Parthey der Ungleichheit und Macht Anhängender, konnte alſo Dutens über Voltaire, D'Alembert, Condorcet, ꝛc. nicht wohl anders ſchreiben, als er hier und überall in dieſen Memoiren thut. — — Was übrigens dieſen Philoſophen- oder auch (in Abſicht auf Einige davon) Atheiſten-Clubb betrifft, den Er hier, wie das Kind mit dem Bade, ausſchüttet; ſo iſt allerdings zu bedauern, daß auch dieſer Clubb ſich freylich wohl bisweilen, zu Erreichung Deſſen, was Gutes — und viel Gutes! — in ſeinen Zwecken war, übler Mittel und vieler Intrigue bediente. — Es gilt auch hier der tauſendmal angeführte Vers:

Iliacos intra peccatur muros et extra etc.

aber darum weiß man denn doch wohl, welches die gute und welches die böſe Parthey in einer Sache ſey. Wenn zwey Heere mit einander ſtreiten; ein Heer, das aus Tartaren und Cannibalen, und ein andres, das z. E. aus gebildeten Engelländern und Franzoſen beſteht; ſo werden Tartaren, Cannibalen, Engelländer und Franzoſen, Ausſchweifungen auf ihr Kerbholz kommen laſſen; allein darüber: welche von dieſen beyden Menſchenclaſſen die beſſere gebildetere Menſchheit ausmache, dennoch wohl kein Zweifel ſeyn.

Anmerk. d. Ueberſ.

Neuntes Capitel.

Gemählde einiger dieſer ſogenannten Philoſophen.

Die Verbindungen, in denen ich mit Madame de Boufflers, dem Herrn Prinzen von Conti, und verſchiedenen andern Perſonen der höchſten Geburt und des gröſſeſten öffentlichen Anſehens ſtand, imponirten vielleicht ein wenig der philoſophiſchen Secte, die mir einige Zeit lang ziemlich gut begegnete. Sie waren freylich ein wenig übel auf mich deßhalb zu ſprechen, daß ich in meinem Werke: Ueber den Urſprung der den Neuern zugeſchriebenen Entdeckungen, Ehrerbietung gegen die Religion blicken laſſen. Aber da ich in der Unterhaltung doch ziemlich friedfertig war, und die Aufmerkſamkeit hatte, ihre Meynungen nicht gar zu gerade zu vor den Kopf zu ſtoßen, ließ man mich in Frieden, bis ich die Sturmglocke unter dem neuen Titel: Appellation an den geſunden Menſchenverſtand, herausgegeben;

da endlich riß ihnen die Geduld, und einer derſelben übernahm es, mich und mein Werk anzuſchwärzen.

Mein Critiker war ein Mann vom Stande *), und, was mehr, ein Mathematiker; es fiel ihm auf Einmal ein, ſich mit dem theologiſchen Doctorhut herauszuputzen, um eine ſchlechte Satire gegen alle Schriftſteller ans Tageslicht zu ſtellen, die von einem Verfaſſer gelobt worden waren, dem er nicht wohl wollte. Er betitelte dieſe Satire: Brief eines Theologen. Der Doctor vergaß darin, daß er Mathematiker ſey; glaubte ſich des Beweiſes entübrigen zu dürfen, und begnügte ſich, zu ſagen: mein Werk ſey ein Ausfall gegen die Neuern, und es wäre ſehr wenig Philoſophie darin. — Da er aber doch nicht zu den Theologen gehörte, deren Behauptungen als Beweis angenommen werden, hörte man ihn nicht an; man fand ſeinen Brief, trotz aller Züge von Wut, womit er ihn angeſchwellt hatte, ihn piquant zu machen, ſehr platt; und er erndtete nichts als die Schmach daraus: durch ſein Biſchofsmäntelchen einige Anzeigen eines Daſeyns haben durchſchimmern zu laſſen, über das er ein wenig ſchamroth war, und das nicht beſſer verheelt zu haben, ihm ſehr leid that.

*) Der Marquis von Condorcet.

Dieſer Mann von Stande, Mathematiker und Theolog, wurde auf Einmal auch ein Chymiker; er glaubte wenigſtens im Stande zu ſeyn, über das Verdienſt einiger Scheidekünſtler in den Lobreden abſprechen zu können, die er über verſchiedne Akademiker herausgab; allein die Männer von Profeſſion verſicherten, daß er eben ſo viele Böcke darüber geſchoſſen, als dieſe Werklein Worte enthielten. Er ſprach auch von den Anatomikern, als ein Mann, der ſich nicht beſſer auf die Anatomie als auf die Chymie und Philoſophie verſteht. — In denſelben Lobreden ſagte er: „Die Gelehrten wären ſehr geſchickt dazu, „Staaten zu regieren;“ unſtreitig, weil er ſich für einen Gelehrten hielt; und großes Verlangen zu regieren bey ſich ſpürte; „allein,“ ſetzte er hinzu: „unglücklicher Weiſe ſind nur „die Gelehrten zu Intriguen nicht aufgelegt.“ Dieſer Schwierigkeit abzuhelfen, ſpann er denn auch eine kleine Intrigue gegen die Einkünfte der Academie der Wiſſenſchaften an, bey der er ſich nichts Geringers vorſetzte, als .... ſich die Hälfte dieſer beſagten Einkünfte zuzueignen.

Die Academie der Wiſſenſchaften nämlich hatte von dem Könige verlangt: Se. Majeſtät möchten ihr eine gewiſſe Summe von zwölftauſend Livres wiedergeben, die ihr von dem Abbé

Terrai genommen worden war. Ungeachtet Deß, disponirte Herr Turgot, indem er diese Forderung zugestand, über fünftausend Livres davon jährlich, zum Besten des Herrn von C**; zur großen Verwunderung der Academie, die sich darüber beklagte, daß eine ursprünglich zum Gebrauche für das öffentliche Beste bestimmte Summe dazu angewandt würde, ohne allen Grund einen Einzelnen zu begünstigen. Zu derselben Zeit traf es sich, daß, als einmal Herr D'Alembert sich die Register der Academie vom Herrn Fouchy, beständigem Secretair derselben, geben hatte lassen, dieser, nachdem er sie zu wiederholten Malen ihm vergebens wieder abgefodert, sie eines Morgens holen zu lassen schickte, und dem Boten anbefohlen hatte, nicht wieder zurückzukommen, ohne sie mitzubringen. Indem Herr D'Alembert sie in aller Eil zusammen rafft, sie zurückzugeben, vergißt er aus Versehen den Entwurf eines gewissen Memoirs darunter, das er beim General-Controlleur zugestellt; und in dem er ihn gebeten, fünftausend Livres von den zwölftausend der Academie wiederzugebenden abzunehmen, sie Herrn von C** beyzulegen, und nur Eintausend davon dem guten Manne Fouchy zu bestimmen, den man denn, als unfähig ferner den Geschäften seines Amtes vorzu-

ſtehen, abgehen laſſen möchte. Herr von Jouchy, der dieſes Papier fand, verklagte, höchſt erſtaunt, ſich ſo als einen Einfaltspinſel behandelt zu ſehn, ſo wie höchſt unwillig über die gegen ihn heimlich angeſponnene Cabale, Herrn D'Alembert bey der Academie: die zum Gebrauche der Geſellſchaft beſtimmten Gelder zum Vortheil ſeines Freundes und Geſchöpfes, Herrn C**s, haben beſeitigen zu wollen. In Abſicht der ihm angeſchuldigten Unfähigkeit verlangte er, daß ſogleich Commiſſarien ernannt werden möchten: die Auszüge, die er aus den Memoiren der Academie mache, zu beurtheilen; und daß dieſe Einrichtung alsdenn für die Folge eine dauernde bleiben möchte. Da Herr D'Alembert und Herr von C** es fühlten, die Klugheit erfordere, dieſe Sache zu unterdrücken; ſo ward, weil trotz des mit Recht ſich gegen ſie erhebenden Geſchreys, einige Ehrenmitglieder der Academie, (unter andern Herr von Trudaine,) ſich darin gemiſcht hatten, das entſtehende Ungewitter geſtillt, und es blieb weiter nichts als der auf Diejenigen, die darum wußten, einmal gemachte Eindruck davon zurück; daß, wenn auch mein Critiker das Gegentheil behaupten wollen, die Gelehrten doch eben ſo gut wohl, als die Weltleute, zu Intriguen geſchickt ſind.

Endlich, nachdem er Mathematiker, Theolog, Chymiker, Anatomiker, .. und was nicht?... gewesen war, trat Herr von C** wieder in einer neuen Decoration auf und wurde Economist, oder vielmehr, er glaubte, es sey zu dem Rufe eines solchen zu gelangen, genug, sich in einen Strom von Schmachreden gegen Herrn Necker zu ergießen; weil dieser es gewagt, von einer andern Meynung als Jenes Freunde zu seyn; allein Alles was er dabey gewann, war, daß er sich den Beynahmen eines wütigen Lammes (mouton enragé) erschanzte, der ganz vortrefflich den Contrast seiner Physiognomie mit seinem Character ausdrückte..... Dieß war der Anschwärzer meines Werks, den ich hiermit verlasse, um mit noch Mehrerm die Philosophen, seine Freunde, zu schildern.

Ich habe schon gesagt, der Zweck der Philosophie der Zeit sey gewesen: die Geister von den Fesseln der Religion zu befreyen, wie Madame Deffaut tagtäglich sagte: Gleichheit durch jede Gewalt des Uebermuthes einzuführen, und statt Freyheit Zügellosigkeit herrschend zu machen. Man schmückte sich mit dem schönen Namen: Menschlichkeit aus; wehe aber Demjenigen, der es gewagt hätte, sich widerspenstig gegen die Grundsätze der Secte zu zeigen. Ein kleiner Junto

verurtheilte ihn ganz ſummariſch nach Art des Prevotalgerichts; er wurde allen Schergen bezeichnet; Voltaire machte ihn lächerlich; er wurde verhöhnt, verſpottet, verlacht, verfolgt, zerſchmettert: deß Zeuge Herr Franc de Pompignan, ein Mann von Stande und eine ehrwürdige obrigkeitliche Perſon; wie auch noch viele Andre, die es überflüſſig iſt hier zu nennen. Dieſe Begriffe, dieſe Grundſätze waren ſo ſehr in der Mode, daß ein Werk nicht mehr öffentlich ſich zeigen durfte, wenn es nicht ganz damit beſpickt war. Alle kleine Aufſätze, die nur eine Art von Firniß oder Anſtrich ſolcher Philoſophie trugen, waren, wenn ſie in der Academie vorgeleſen wurden, ſchon ihres, obgleich kurzen, doch geräuſchvollen Erfolgs gewiß; und wurden in allen Zirkeln ausposaunt. Die Geſchichte, mit philoſophiſchen Betrachtungen über das Vorurtheil: Religion, und öffentliches Anſehn durchſäet, wurden der Jugend empfohlen; didactiſche Gedichte, Trauerſpiele, Luſtſpiele, flüchtige Poeſieſtücke, jedes kleinſte Werk aus den ſchönen und reizenden Wiſſenſchaften, trugen das Gepräge der neuen Philoſophie; und wenig kam darauf an, ob die herrſchende Moral wohl angebracht darin ſey, oder nicht; es war genug, wenn ſie ſich nur darin befand; ſie machte den allge-

meinen alleinigen Zweck, dem alle erſcheinenden Schriften untergeordnet wurden, aus; hiſtoriſche Thatſachen, die Sitten der Zeit, die Gebräuche der Nationen, wurden entſtellt, damit ſie die Hauptabſicht unterſtützen, und irgend eine ſchöne philoſophiſche Maxime herbeyführen möchten.

Als ich in Paris mich damals befand, fiel eine ziemlich luſtige Scene vor, die hier wohl erzählt zu werden verdient. Herr de La Harpe hatte ein Trauerſpiel verfertigt, welches das Unglück der Menzikowiſchen Familie zum Subjecte hatte; und das vollauf mit den ſophiſtiſchen Zügen, von denen ich reden will, angefüllt war. Alle Diejenigen, denen die Geſchichte bekannt iſt, wiſſen, daß Menzikow eine ſehr große Rolle im Anfange dieſes Jahrhundertes geſpielt hat. Der Verfaſſer las ſein Stück in vielen Geſellſchaften von Paris vor; in denen von ohngefähr einmal einige ruſſiſche Herren gegenwärtig waren. Ich fragte bey der Gelegenheit einen davon; (es war der Graf Schuwalow): „wie er Herrn de „La Harpes Trauerſpiel gefunden habe?“ Er antwortete mir: „zum Todlachen!“ — Da ich ihm meine Verwunderung darüber bezeigte: daß eine Arbeit, die man gleichwohl ſo ſehr lobte, eine ſolche Wirkung hervorbringen könnte —

„wie ſollte ſie das wohl nicht?“ erwiederte mir der Graf, „wenn man mit Emphaſe, als bey „uns aufgenommene Grundſätze, gänzlich unſern „Gebräuchen und Sitten zuwiderlaufende Sa„chen hertönen, und für Grundeinrichtungen des „ruſſiſchen Reichs Geſetze ausgeben hört, die „den von allen Zeiten her darin eingeführten „ſchnurſtrax entgegengeſetzt ſind? Ueberdem iſt die „Geſchichte des Subjectes des Stückes ſelbſt „gänzlich darin verdreht; die bekannteſten That„ſachen ſind verfälſcht; die Perſonen davon ſo „wenig die wahren, daß wir, die wir dieſe Perſo„nen gekannt haben, durchaus ſie nicht wieder „zu erkennen vermögen. Man läßt einen Prin„zen (Alexander Menzikow) in Siberien ſchon im „funfzehnten Jahre ſterben, den ich in Peters„burg ſiebzig Jahre alt werden habe ſehen. „Was die junge Prinzeſſinn Menzikow betrifft, „die, im Trauerſpiele, ſchon im fünften Jahre „geſtorben iſt, und der in Siberien ein marmor„nes Begräbnißdenkmahl errichtet wird, das „ihre Anverwandten mit ihren Thränen benetzen, „ſo war ſie noch vor zwey Jahren in aller„ſchönſter Geſundheit zu Paris, und es fehlte „nur wenig daran, daß ſie der Vorleſung die„ſes Trauerſpieles mit hätte beywohnen können; „ſie wäre ſicherlich ſehr angenehm überraſcht

„worden, ihre Leichenrede von der Compoſition „des Herrn de La Harpe anhören zu kön„nen. . . .“

Zehntes Capitel.

Philoſophiſche Wut. — Lächerliche Wegekenheit Herrn de Poinſinets.

Obgleich meine Abgeneigtheit vor der philoſophiſchen Parthey bekannt genug war, und ich mit vieler Freyheit ihre Widerſinnigkeiten und ihre Unduldſamkeit verurtheilte: ſo führte ſie dennoch, wie ich ſchon geſagt habe, keinen öffentlichen Krieg gegen mich. Ich lebte in einer gewiſſen Vertraulichkeit mit Einigen unter ihr, deren Sinnesart und Character ich liebte, ſobald es nur nicht ihren Grundſätzen gelten ſollte; denn wurde dieſe Saite nur irgend berührt, ſo geriethen gerade die dem Anſcheine nach Sanfteſten unter ihnen in die allergrößte Wut. Ich leiſtete verſchiedenen deren ſogar, bey Gelegenheit, Dienſte. Da z. E. Herr D'Alembert mir Diderot en empfohlen hatte, der eine Penſion von tauſend Livres zu erhalten wünſchte, ſich einen le-

benslänglichen Secretair dafür halten zu können, und ſie hernach nach ſeinem Tode ſeine Frau genießen zu laſſen; ſo machte ich mich anheiſchig, ſie ihm zu verſchaffen; und bewog den Prinzen von Conti, ſie ihm zuzugeſtehen. Diderot kam zu mir, ſich dafür bey mir zu bedanken, und bat mich, ihn ſeinem edelmüthigen Wohlthäter vorzuſtellen. Ich führte ihn zu dem Prinzen; wir fanden ihn im Bette; nachdem Diderot ihm ſeine Dankbarkeit bezeigt, ſetzte ſich mein Philoſoph auf einen ſo gemächlichen Fuß mit ihm, daß er ſelbſt bald mit auf dem Bette bey Sr. Kön. Hoheit zu ſitzen kam. Einen Augenblick darauf, als der Prinz über eine gewiſſe Materie verſchiedener Meynung mit ihm war, ſagte er: der Prinz ſey hartnäckiges Kopfs, (têtu) und erzählte hierauf, wie er in Petersburg, woher er eben zurückgekommen war, aufgenommen worden; daß die Kaiſerinn von Rußland alle Tage zwey Stunden dazu ausgeſetzt gehabt, ſich mit ihm zu unterhalten. Er erinnerte ſich jedes Worts, was er zur Kaiſerinn geſagt, und was ſie ihm darauf geantwortet. Er ſprach mit der allergrößten Geläufigkeit und mit einem Enthuſiasmus, bey dem man nur immer um ſo viel kälter ward, je mehr er ſich dabey erhitzte. Ich erinnere mich noch Eines entſcheidenden Zuges

aus dieſer ſeiner Unterhaltung, der mir zu gut gefiel, als daß er je meinem Gedächtniſſe hätte entſchwinden können.

Die Kaiſerinn hatte gewollt, er ſolle in Petersburg ein gewiſſes ſeiner ältern Luſtſpiele vorſtellen laſſen, das er ihr vorgeleſen hatte. Er verbat es ſich und wünſchte: Ihro Majeſtät möchten es erſt nach ſeiner Abreiſe ſpielen laſſen. „Wie?“ ſagte die Kaiſerinn zu ihm: „fürchten „Sie etwa durchzufallen? ich ſelbſt habe wohl „Theaterſtücke von mir aufführen laſſen, und „mich auspfeifen hören, ohne daß mich das im „Mindeſten angefochten hätte.“ — „Der Fall „iſt ſehr verſchieden,“ antwortete der Dichter; „wenn Diderot als Verfaſſer fällt, ſo fällt er „ganz; aber wenn Ihro Majeſtät auch als Ver„faſſerinn fielen, ſo würde die Kaiſerinn darum „nichts deſtoweniger in ihrem ganzen Glanze da „ſtehn.“ —

Zu der Wut, für Philoſophen gelten zu wollen, geſellte ſich auch in der Hauptſtadt noch die Wut der Schön- und der Stark-Geiſterey; und dieſe letztere hatte ſich unvermerkt in alle Claſſen des Volkes eingeſchlichen. Selbſt Schreibern der Procuratoren, Ladendienern ſogar, fehlte es weder an Gedächtniß noch an gutem Willen, ſich Verſe, wie dieſe von Voltaire:

Les

Les prêtres ne sont pas ce qu'un vil peuple pense,
Notre crédulité fait toute leur science,

gehörig in den Kopf zu prägen, und mit hundert andern ſolchen Stellen herum zu werfen, die Jedem über ernſte Gegenſtände ein freyes Spiel für ſeine Laune, und Das ſich Luſtigmachen darüber, geben. Der Ritter von Luzerne erzählte mir eines Tages eine dahin gehörige ziemlich luſtige Scene, und die ſehr geſchickt iſt, einen Begriff von der Geiſtesart der Franzoſen und davon zu machen, wie weit, ſelbſt bey den Handwerkern, die Herrſchaft der Mode gehen kann.

Es wurde dem Ritter von einer ſich auf dem Lande befindenden Dame einmal aufgetragen, ihr von dem berühmten Schuſter Carpentier einige Paar Schuhe nach einem Muſter, das ſie ihm dazu ſchickte, zu beſtellen. Er geht ſelber zu dieſem Fußwerkkünſtler hin; man zeigt ihn nach einem ſchönen Hauſe, in dem er an der Thüre zwey Livrebedienten antrifft. Da er ſieht, daß man ihn in ein glänzendes Zimmer führt, ſo glaubt er, er habe ſich in der Wohnung des geſuchten Handwerkers geirrt und wiederholt: er verlange den Herrn Schuſter Carpentier zu ſprechen. „Es „iſt das Zimmer meines Herrn," erwiederte der Lakey; „haben Sie die Güte hereinzukommen,

„ich wills der Herrschaft ansagen.“ Der Ritter geht durch einen schönen Vorsaal, einen reichmeublirten Salon und eine Schlafkammer, aus der er wieder in ein allerliebstes Cabinett eingelassen wird, wo er, in Erwartung Herrn Carpentiers, nicht müde werden kann, eine Commode von der reichsten Arbeit, und die in ihren Abtheilungen mit den Bildnissen der ersten Damen von Hofe; als: der Prinzessinn von Guemené, Madame Clermont u. s. w. ausgeziert ist, anzusehen. Während er, voller Erstaunen, Alles, was seinen Blicken auffällt, untersucht, tritt endlich Herr Carpentier im völligsten Negligé eines Petitmaitres herein. „Ah! Herr Carpentier,“ sagt der Ritter zu ihm, „welch ein Geschmack „hier bey Ihnen herrscht! was Sie elegant „sind!“ — „Mein Herr!“ ist die Antwort, „Sie „sehen hier den kleinen stillen Aufenthalt eines „Mannes, der gern genießt; ich lebe hier als... „Philosoph.“ — „Aber, Herr Carpentier, „wie ich merke, Sie stehen sich mit den Damen „sehr gut.“ — „Hm! mein Herr, es ist wahr, „daß einige dieser Gnädigen Güte für mich ha„ben; sie schenken mir ihre Portraite, und Sie „sehen, daß ichs mit Dankbarkeit zu erkennen „weis, daß ich ihnen keinen übeln Platz angewie„sen habe. Dürfte ich aber wohl, Herr Ritter

„mir die Freyheit nehmen, Sie zu fragen, was „mir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft verſchafft?“ — „Mein Herr, Sie ſehen hier ein Muſter von „Schuhen, das eine Dame, meine Freundinn, „Ihnen durch mich zuſchickt.“ — Ah! ich weis „es, was es iſt; ich kenne den allerliebſten Fuß; „man könnte zehn Meilen weit drum reiſen ihn „zu ſehn; wiſſen Sie wohl, daß nach der klei„nen Guemené, Ihre Freundinn den allernied„lichſten Fuß von der Welt beſitzt? Gut, mein „Herr, ich wills beſorgen.“ (je ferai son affaire.) Der Ritter wollte ſich wieder wegbegeben, als Herr Carpentier weiter zu ihm ſagte: „Ohne Um„ſtände! wenn Sie nicht engagirt ſind, ſo blei„ben Sie heute Mittag bey mir zum Eſſen; ich „habe eine ganz hübſche Frau, und erwarte „noch Geſellſchaft von einigen andern ſehr ange„nehmen Weibern; nach Tiſche ſpielen wir den „Oedip; es wird Sie nicht gereuen, bey uns „geblieben zu ſeyn.“ — „Ich zweifle nicht dar„an, Herr Carpentier, aber unglücklicherweiſe „bin ich heute verſagt, auf ein ander Mal „denn! ...“

Dieſe Erzählung kam mir ſo außerordentlich lächerlich vor, daß ich ſehr angeſtanden haben würde, an ihre Wahrheit zu glauben, hätte der Ritter mich nicht verſichert, daß ſie ihm ſelber be-

gegnet wäre. Einige Jahre nachher, als ich mich in Paris mit einer engliſchen Dame befand, ſchickten wir hin und ließen Herrn Carpentier holen, der mich ganz in dem Begriffe beſtärkte, den ich, obiger Anecdote nach, von ihm gefaßt hatte. Er machte auch gegen uns den ſchönen Geiſt; recitirte uns verſchiedne philoſophiſche Tiraden aus Voltaireus Trauerſpielen her; ſagte auch zu mir: er wäre ... Philoſoph; und gab mir hinlängliche Beweiſe davon, daß die Mode ihn erreicht und ihm ein wenig das Gehirn verbrannt hatte.

Ich war mit dem Grafen Albaret in Turin bekannt geweſen, er war ein piemonteſiſcher Edelmann, von vielem Geiſte und einer allerliebſten Luſtigkeit. Ich begegnete ihm in Paris bey dem Grafen von Viry, Ambaſſadeur des Königes von Sardinien, wieder. Er ſchien mir ernſthafter geworden zu ſeyn, und ich fragte ihn um die Urſache davon. Er gleichfalls ſagte mir: er habe ſich aus der Welt zurückgezogen, und lebe als ... Philoſoph. Er lud mich darauf ein, ihn auf Mont-Martre zu beſuchen, wo er ein ſehr niedliches Haus hätte. Als ich es that, ſtellte er mir ein hübſches Mädchen vor, das er dort unterhielt; nicht minder gab er dort Concerte; ſchmauſte hoch; hatte gewöhnlicher Weiſe einen vortrefflichen Tiſch; las Voltaire, Marmontel,

den Emil, das Syſteme de la Nature, ſagt aber immer: ich lebe als Philoſoph. So ging es überhaupt damals in Paris her. Sobald es Jemand gelungen war, ſich über ſeinen Stand emporzuſchwingen, hörte er auf, Sittlichkeit und Geſetze in Ehren zu halten; und glaubte ſich ein Genie, ein ... Philoſoph zu ſeyn.

Benannter Graf von Albaret war übrigens, ehe er den Tik angenommen, Philoſoph ſeyn zu wollen, der allerunterhaltendſte Geſellſchafter, den ich je gekannt. Seine unerſchöpfliche Luſtigkeit und eine ihm eigenthümliche Geiſteswendung, gaben ihm Alle, die um ihn waren, äußerſt aufheiternde Einfälle ein. Er war der größte Perſifleur von der Welt geweſen; hatte aber dieſer Eigenſchaft entſagt; denn, verſicherte er mich, dieſer Ton wäre nicht mehr in der Mode, man perſiflire nicht mehr, ſondern neuerdings fände man ſeine Luſt daran zu ... myſtificiren. Da dieſer Ausdruck nicht im Dictionaire der Academie ſtand, ſo bat ich ihn, ihn mir zu erklären. „Perſifliren“ heißt, wie man weis, jemand zum Gegenſtande des Geſpöttes durch Dinge zu machen, die man ihn mit einer gewiſſen natürlichen Unbefangenheit heraus zu ſagen, verleitet; aber man „myſtificirt“ wen, wenn man ihn abgeſchmackte Sachen glauben

macht, und ihn nachher mit seiner Leichtgläubigkeit aufzieht. Herr von Albaret erklärte mir das noch besser durch die Erzählung eines Streichs, den man einmal einem armen Teufel von Poeten gespielt, der sich nur zu sehr zum Gegenstande dieser Art von Belustigung hergegeben.

Der Schauspieler Preville und Einige andre, unter denen sich, glaube ich, auch der Graf von Albaret befunden, hatten oft ihren Spaß mit der Einfalt dieses Dichters; (er hieß Poinsinet;) dem es dann aber doch bey Gelegenheit nicht an wirklichem Geiste fehlte. Eines Tages kömmt Preville in aller Eile zu ihm gelaufen, ihm zu sagen, das Amt des Schirmes des Königs wäre eben erledigt geworden, und er glaubte, Poinsinet würde nicht übel thun, darum anzuhalten. Dieser fragte darauf: „was es denn „für eine Stelle sey?“ worauf jener ihm berichtete: bekanntlichermaaßen bediente sich der König um den Schein des Caminfeuers von sich abzuhalten, nicht gewöhnlicher Schirme, wie andre ehrliche Leute, sondern hätte immer dazu irgend einen Mann von Geist um sich, der Dienstes halber drauf acht geben müßte, sich zwischen den König und den Camin zu stellen, in welchen Winkel oder Seite des Gemachs sich der König auch wendete, damit diesem die Müße erspart würde, sei-

nen Schirm gewöhnlicher Art immer umzuſtellen; wenn der König dann lange Weile hätte, oder ſich von der Arbeit zu ſehr ermüdet fühlte, ſo erholte er ſich wohl ein wenig, mit ſeinem lebendigen Schirme zu plaudern; was denn dieſem die herrlichſte Gelegenheit verſchaffte, dann und wann ein gutes Wort für ſeine Freunde anzubringen, und dadurch ſein Amt auch auſſerordentlich wichtig und einträglich für ſich ſelbſt zu machen. Poinſinet, vor Freuden auſſer ſich, fragte, wie ers denn anzufangen hätte, zu dem Dienſte zu gelangen? — Sie brauchen nichts weiter zu thun, war die Antwort, als nur erſt zu verſuchen, ob Sie im Stande ſind, ihm auch gut vorzuſtehen? — Es wird drauf ein Tag genommen; eine Mittagsmahlzeit bey einem Traiteur beſtellt; ein halb Dutzend gemeinſchaftliche Freunde verſammeln ſich; es wird ein groß Feuer angemacht, und während des Eſſens läſst man den armen Gauch vor den Camin ſich ſtellen und bindet ihm aufs ſtrengſte ein, ja gut die große Glut auszuſtehen, die man in eins weg unbarmherzig anſchürte, und ihn derweil von den großen Vortheilen der Stelle unterhielt. Jeder der Gäſte drang ſchon im Voraus in ihn, ihm auf ſolchen Fall zu dieſer oder jener Gnade zu verhelfen, und dieſem grauſamen Spaße ward nicht eher ein Ende ge-

macht, als bis der kleine Mann, halb gebraten, zu ſeinem großen Leidweſen, erklärte: „Nein! „er verzweifle daran, jemals im Stande zu ſeyn, „den Functionen eines ſolchen Schirmes des Kö„niges gehörig vorzuſtehen.“

Eilftes Capitel.

Der Abbé Barthelemy. — Der Herzog und die Herzoginn von Choiſeul.

Außer den in meinen vorhergehenden Capiteln aufgeführten berühmten Perſonen, lernte ich auch angenehme und höchſt achtungswerthe Gelehrte kennen, die mit vieler Wiſſenſchaft jede Anmuth und diejenige Artigkeit verbanden, welche der Umgang mit der guten Geſellſchaft, gute Sitten, und eine ſich in ihren Gränzen haltende Vernunft ertheilen. Unter dieſe gehörte vor allen der Abbé Barthelemy; ich ließ mich mit ihm in die vertraulichſte Freundſchaft ein. Er war ein groſſer Gelehrter in den orientaliſchen Sprachen, in denen er ſchöne Entdeckungen gemacht hatte, und dabey vornämlich ſtark im Griechiſchen und im Lateiniſchen. Da er immer in der großen Welt ge-

lebt hatte, beſaß er einen ſehr leichten Ton in der Unterhaltung, und war zugleich ein Mann von dem verbindlichſten Weſen, das man ſich denken kann. Zu dem Verdienſte eines Gelehrten geſellte ſich bey ihm ein gründliches Urtheil, ein gerades Herz, ein angenehmer Charakter; Alles dieß machte ihn zu einem der beliebteſten und ſchätzbarſten Geſellſchafter, ſo ich je im Gelehrtenſtande angetroffen. Ein tiefuntertauchender Schriftſteller in allen Alterthumskenntniſſen, und doch eben ſo zierlich als gebildet in ſeinem Stile, wußte er dem Leſer die abgezogenſten Gegenſtände unter dem angenehmſten und unterhaltendſten Geſichtspunkte darzuſtellen. Verſchiedene in die Memoiren der Academie der Innſchriften und der ſchönen Wiſſenſchaften eingerückte Abhandlungen von ihm bezeugen, was ich hier von ihm ſage; und ein Meiſterwerk von ihm, das aber noch nicht ans Licht getreten *), ich meine ſeine Reiſe eines Enkels des Anacharſis durch Griechenland, in dem er mit der vollendetſten Gelehrſamkeit, und allen möglichen Grazien, deren die franzöſiſche Sprache nur fähig iſt, die Geſetze, die Sitten, die Gebräuche, die Politik und die Geſchichte der beſſeren Zeiten Griechenlands aus-

*) Dieſes Werk iſt nachher mit dem allergrößten Beyfalle bekannt gemacht worden.

einander ſetzt, wird, was ich hier von ihm behaupte, der Welt einſt noch unwiderſprechlicher beweiſen.

Gegen dieſe Zeit, als der Doctor Aſkew, ein engliſcher Gelehrter, und zugleich Mitglied der Academie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, eben geſtorben war, ſchlugen mich verſchiedene von der Academie vor, ihn als Engelländer zu erſetzen. Obgleich in Frankreich geboren, war ich doch ſehr früh nach Engelland verpflanzt worden, Miniſter des Königes von Großbritannien in fremden Ländern geweſen, und da ich mich ſolchergeſtalt gewiſſermaaßen an dieſe Nation angeſchloſſen befand, betrachtete man mich als einen Britten. Als ſolcher wurde ich der Academie der Wiſſenſchaften vorgeſchlagen, und von ihr aufgenommen; dieß knüpfte noch näher die von mir mit Barthelemy eingegangene freundſchafteliche Verbindung zuſammen. Er brachte gewöhnlicher Weiſe den Sommer mit dem Herzoge und der Herzoginn von Choiſeul in Chanteleux zu; er wünſchte lebhaft, daß auch ich dahin kommen könnte, und in der Hoffnung, ſeine erlauchten Freunde würden mich einladen, erzeigte er mir die Ehre, mich der Frau Herzoginn vorzuſtellen. Meine groſſe Begierde, eine Dame näher zu bewundern, deren Vorzüge und Tugen-

den verdientermaaßen in ganz Europa berühmt waren, machte, daß ich mich aufs Aeußerſte ihr zu gefallen bemühte. Aus Güte für mich, oder aus Gefälligkeit für den Abbé Barthelemy, von dem ſie wußte, wie ſehr er mein Freund ſey, lud ſie mich ein, ſie in Chanteloux zu beſuchen; ich verſprach hin zu kommen und war feſt entſchloſſen Wort zu halten. Nachdem ich auf einige Zeit von Madame Boufflers Abſchied genommen, folgte ich der angenehmen Einladung; ich wurde aufs Gütigſte aufgenommen und beym Herzoge von Choiſeul eingeführt, deſſen Ruf, ſo wie die große Rolle, die er in Europa geſpielt, ſehr wohl den Wunſch rechtfertigen konnten, mit ihm näher bekannt zu werden. Da ich nicht ununterrichtet in den politiſchen Verhältniſſen Europa's und mit Allem ziemlich bekannt war, was während meiner Miniſterſchaft an den vornehmſten Höfen davon Intereſſantes vorgefallen, ward es mir nicht ſchwer ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu lenken. Ich lenkte mit Fleiß die Unterhaltung auf einige Gegenſtände, die ihn näher intereſſirten; er ward überraſcht, mich ſo vertraut mit dieſen Sachen zu ſehen. Allmählich erwarb ich mir ſein Zutrauen. Da ich damals nur ſehr wenige Tage zu Chanteloux bleiben konnte, bat er mich wieder zu kommen; ich thats und brachte

zu verschiednen Malen den besten Theil des Sommers an diesem reizenden Aufenthalte zu, wo ich alle Vergnügungen genoß, die nur die Freundschaft und die Bewunderung großer Talente gewähren kann.

Chanteloux ist ein prächtiges, an den Ufern der Loire gelegenes Schloß; der Herzog von Choiseul hatte daselbst viel einzurichten vorgefunden, und sich unabläßig damit beschäftigt, sein Gut zu verbessern und zu verschönern. Jede seiner Anlagen war ihm gelungen; er hatte die stattlichsten Anfahrten, Gärten, künstliche Wiesen und ein Wasserstück von einer Viertelmeile im Umfang, darin zu Stande gebracht, von dem sieben unabsehbare durch das Schloß von Amboise, das hinten an den Garten gränzt, gebauene Alleen auslaufen. Der edle Besitzer dieses Landgutes hat das schönste Beyspiel davon aufgestellt, was für glückliche Früchte die unmittelbare Aufmerksamkeit eines großen Herrn auf seine Besitzungen tragen kann. Um dasselbe herum gewann Alles eine andre Gestalt; Chanteloux war itzt zu einem so bezaubernden Orte geworden, als man nur irgend wo in der Welt einen antreffen kann.

Der Herzog von Choiseul war von einer über das Mittlere sich erhebenden Statur; hatte das gerade Wesen eines echten alten Ritters, un-

endlich viel Geiſt, und dabey eine ſo ungezwungene Scherzhaftigkeit, daß auch das Phlegma des ernſthafteſten Spaniers dadurch in Bewegung geſetzt worden wäre. Seine große Einfachheit dabey erklärt es, wie es zugegangen, daß er überhaupt ſo viel Freunde und ſo wenig Feinde in der Welt gehabt; und beym Verluſte ſeiner Gunſt am Hofe die Ehre genoſſen, daß verſchiedne dieſer letztern ſich nicht einmal als ſolche erklären gedurft, ſondern vielmehr nach dem Vorzuge getrachtet haben, für ſeine Freunde angeſehen zu werden, indem ſie ihn in ſeiner Einſamkeit beſuchten.

Als er um Madame Choiſeuls Hand anhielt, hatte ſie faſt nichts als nur noch künftige Ausſicht auf Vermögen; ihr ſehr beträchtliches Gut wurde ihr damals von ihren Verwandten ſtreitig gemacht. Herr von Choiſeul wollte die Entſcheidung des Proceſſes nicht erſt abwarten, ſich mit ihr zu vermählen; und den Tag nach der Hochzeit verloren ſie den Proceß, ſo daß der von ſich nicht reiche Herr von Choiſeul ſich mit einer Dame verbunden befand, die gar nichts eigentlich in Vermögen beſaß. Dieß that indeß ſeiner Luſtigkeit nicht den geringſten Abbruch; er ſagte zu ſeiner Schwiegermutter, die ſich über ſeine Umſtände betrubte, ſie mochte ja nicht dar-

über unruhig seyn: er würde nicht eher ablaſſen, als bis er zu einer Geſandtſchaftsſtelle gelangt wäre, und ſich ein Gut von ein Paarmalhunderttauſend Livres erworben. Er iſt noch weiter vorwärts gekommen, und hat ſeine Sachen ſo gut einzurichten gewußt, daß, wie mir der Marquis von Caraccioli geſagt, in Paris in einer Geſellſchaft, in der man ſich darüber verwunderte, Herr von Choiſeul, der damals am Hofe noch ſehr wenig angeſehen war, ſey zum Geſandten nach Rom ernannt worden, ein gewiſſer Mann von Geiſt geantwortet hätte: „Sie „erſtaunen, Herrn von Stainville, (ſo hieß er damals) „als Geſandten nach Rom gehen zu ſe„hen; mich wird es aber ganz und gar nicht be„fremden, wenn ich einmal erführe, daß er erſter „Staatsminiſter geworden wäre.“

Unterdeſſen appellirten der Herzog von Choiſeul und der Herzog von Gontaut, der eine Schweſter der Madame von Choiſeul geheirathet hatte, von dem ergangenen Spruche, und beyde erhielten eine Wiederdurchſicht des Proceſſes. Der Herzog von Gontaut war damals ſehr in Madame Roſſignol, die Frau des Intendanten von Lion verliebt; er ſprach ohne Unterlaß dem Herzoge von Choiſeul, welchen er zu ſeinem Vertrauten gemacht, davon vor; und

ſein gewöhnlicher Refrain an ſeinen Schwager war immer: „Mein Bruder, glauben Sie, daß „Madame Roſſignol mich liebt?“ Den Tag, da in obgedachtem Proceſſe das Urtheil geſprochen wurde, das die Gegenparthey gewinnen ließ, und beyde dieſe Herren ganz zu Grunde richtete, waren ſie bey einander; während man es ablas, ſagte Herr von Choiſeul immer ganz leiſe zu Herrn von Bontaut: „Mein Bruder, „glauben Sie, daß Madame Roſſignol Sie „liebt?“ und beyde brachen über dieſen Einfall in ein ſolches Gelächter aus, daß die Richter und die Verſammlung nicht wenig in Verwunderung geſetzt wurden; ich führe dieſen Zug als einen Beweis von der Fröhlichkeit an, die Herrn von Choiſeul auch in den Einfälle einzuflößen am wenigſten günſtigen Augenblicken nicht verließ. Unterdeſſen erkannte ſpäterhin ein Beſchluß der großen Kammer oder des großen Raths, Herrn Choiſeul das Vermögen ſeiner Gemahlin wieder zu. Als er nachher ins Miniſterium gekommen war, zeigte er ſeinen weitausſehenden Geiſt mit viel Glanz in allen Theilen ſeiner Verwaltung, und beſonders dadurch, daß er ſich den gefährlichen Intriquen des Kanzlers Maupeou widerſetzte. Nicht minder bewies er auch den Edelmuth ſeiner Geſinnungen in Unterſtützung der

Parlementer, die zuerst zerstören wollte, so wie seine Festigkeit durch seine stete Weigerung, die Gunst der Madame Du Barry vermehren zu helfen, die er in einem zu verächtlichen Zustande gekannt hatte, um die Niedrigkeit derer billigen zu können, die ihr den Hof machten, und durch solche edlen Herzen so unwürdige Mittel höher stiegen wollten. Diese beyden Personen fürchteten nichts so sehr als den Geist und den Muth des Herzogs von Choiseul, und vereinigten sich, ihn zu stürzen. Er bekam vom Könige den Befehl, sich nach Chanteloup zu begeben; allein dieser sein Abschied vom Hofe wurde zu einem wahrhaftigen Triumphe für ihn. Nicht allein bedauerte man ihn allgemein, sondern der ganze erste Adel von Frankreich betrachtete es als Pflicht, ihm in seiner Verbannung seine Aufwartung zu machen. Man suchte durch den Herrn von Florentin bey dem Könige um Erlaubniß dazu an, der immer zur Antwort darauf zu geben pflegte: „Der „König erlaubte und verböte es nicht;“ — was man alsdann als Gewährung annahm und hinging. Der König war bisweilen nicht wenig verwundert, zu erfahren, daß der Gesellschaftssaal in Chanteloup oft glänzender sogar als der in Versailles sey, und daß selbst die Capitaine seiner Leibwache einer nach dem andern zum Herrn von

Choiſeul ſich begaben. Herr von Chauvelin bielt unmittelbar bey Sr. Majeſtät um Vergünſtigung an, den verabſchiedeten Miniſter zu beſuchen; und der König ſagte zu ihm: „Er gehörte doch nicht zu Ihren Freunden!“ — „Eben „deßwegen, Sire,“ erwiederte der Marquis und ... ging hin.

Während der ganzen vier Jahre, die die Verbannung deſſelben dauerte, war der Zulauf des Adels bey ihm ſo ſtark, daß faſt kein Tag vorüberging, wo nicht jemand vom Hofe in Chanteloux ankam oder abreiſte. Man war dort von allen Hof- und Staatsgeheimniſſen ſo gut als in Verſailles ſelbſt unterrichtet, und urtheilte ſo geſund über die Fehler des neuen Miniſters, daß das Geſellſchaftszimmer in Chanteloux zu einem gefürchteten Richterſtuhle ward. Der König ſelbſt wurde neugierig, die Entſcheidungen deſſelben zu erfahren, und fragte nicht ſelten Diejenigen, die von dort zurückkamen: „Was ſagt man von „dieſer oder jener Sache zu Chanteloux?

Die Herrſchaft, ſo Herr von Choiſeul über ſeinen Geiſt beſaß, war nicht die kleinſte ſeiner großen Eigenſchaften; an dem Tage, wo er auf ſeinem Gute ankam, war er eben ſo heiter und ruhiger, als er jemals geweſen war. Den Tag darauf ließ er ſeinen Oberaufſeher rufen,

und bestimmte mit ihm die Stunden, die er zu eigner Verwaltung seiner Güter festsetzen wollte; er beschäftigte sich mit Verschönerung dieser seiner ländlichen Einsamkeit; übernahm sogar selbst die nähere Aufsicht über eine seiner Pachtsiessen, die funfzehnhundert Morgen Landes enthielt; die besondere Sorge dafür machte sein Vergnügen aus; und er zeigte, durch die Art, wie er sie betrieb, seinen zu allen möglichen Arten von Thätigkeitsanwendung aufgelegten Kopf.

Die Frau Herzoginn von Choiseul, die das Land sehr liebte, ließ es ihr einziges Bestreben seyn, für die Glückseligkeit eines Gatten zu leben, der immer der Gegenstand ihrer Liebe und Bewunderung gewesen war. Die Vernunft, die Sanftmuth, die Talente, die Bescheidenheit, die sorgfältige Aufmerksamkeit, nichts zu thun und nichts zu sagen, was den sie Umgebenden Unannehmlichkeit verursachen könnte, und vielmehr allen ihren Wünschen zuvorzukommen; eine lebhafte und wohlverstandne Wohlthätigkeit, und gegen jede Prüfung aushaltende Geduld, waren die Hauptzüge dieser liebenswürdigen, die allgemeinste Ehrerbietung verdienenden Dame; und ein sehr gebildeter Geist, eine zugleich sinnreiche und sittsame Fröhlichkeit, so wie die Kunst, Andre im

gesellschaftlichen Gespräche geltend zu machen, ihr schätzbarster Schmuck.

Die sehr mannigfaltige Gesellschaft in Chanteloux zeichnete sich durch die Auswahl der besten Köpfe Frankreichs aus, ob sie gleich in dem Jahr, als ich es besuchte, minder stark war, weil der Herzog v. Choiseul unter der neuen Regierung seine Wiederzurückberufung erhalten hatte, und diejenigen, die sich vorher eine Pflicht daraus gemacht, dem verbannten Herzoge Gesellschaft zu leisten, nicht mehr den nämlichen Grund dazu vor sich sahen, wenn er sich nur um sich zu zerstreuen auf dem Gute aufhielt. Unterdessen befand sich doch immer noch eine kleine Anzahl von Freunden des Hauses dort, die die von der Herrschaft dieses reizenden und prächtigen Aufenthaltortes darüber verbreiteten Annehmlichkeiten noch erhöhten. Unter den Personen, die ich daselbst antraf, waren die merkwürdigsten die Frau Herzoginn von Grammont, die Gräfinnn von Brionne, die Prinzessinn von Carignan und die Prinzessinn von Lothringen, nebst ihren Töchtern. Ich behalte mir auf eine andere Zeit das Vergnügen vor, mehr davon zu sagen. Ich lernte auch den Herrn von M** daselbst kennen, der seit kurzer Zeit zur Würde eines Marschalls von Frankreich erhoben worden war,

und bey dem die Freude über diese Beförderung noch in ihrer ganzen Lebhaftigkeit sich zeigte; es war der beste Mann von der Welt, tapfer, rechtschaffen, ein guter Vater, ein guter Ehegatte; allein seine Eitelkeit warf auf seinen Charakter einen gewissen Schatten von Lächerlichem, das man an ihm mit Leidwesen bemerkte, wenn man sein sonstiges Verdienst näher kennen lernte. Ich muß noch über ein Wort lachen, das mir über ihn der Prevôt der Marechaussee der Provinz von Tourraine sagte. Dieser war nach Chanteloux gekommen, um seine Befehle einzuholen, wie er ihn am Tage seiner Wiederabreise escortiren lassen sollte; der Marschall wiederholte zu verschiedenen Malen gegen ihn mit nachdrücklichem Ernst: „Ich frage nichts darnach, mein Herr, daß man „mir die meinem Range schuldigen Ehrenbezeu„gungen beweise: erinnern Sie sich, daß ich kei„ne Ehrenbezeugungen verlange.“ — Der Prevôt wandte sich gegen mich und raunte mir ins Ohr: „Er verlangt keine Ehrenbezeu„gungen, sagt er; aber glauben Sie „mir, er ist happig darauf, wie ein „Schlucker!“

Zwölftes Capitel.

Das Leben in Chanteleux. — Vergebenheit des Herrn Bertin; und noch verſchiedne andre merkwürdige Züge.

Ich habe geſagt, Chanteloux ſey einer der prächtigſten und reizendſten Aufenthaltsorte geweſen, die es giebt; man urtheile aus folgenden Umſtänden darüber. Es befanden ſich dort beynahe an vierhundert Perſonen, die ſämmtlich auf dem Schloſſe lebten, ungerechnet die Hausgenoſſen, ſo der Herzog beſoldete, und von denen zwey und funfzig in Livree ſtanden; man kann ſich alſo leicht vorſtellen, was, obgleich der gröſte Theil der Dienerſchaft nicht beköſtiget ward, allein ſchon an dem einzigen Artikel von Brodt aufgezehrt werden mußte; es belief ſich täglich auf dreyhundert Pfund. Außer der Tafel des Herzogs, hielt ein Ritter vom Ludwigsorden, als Stallmeiſter der Herzoginn, noch einen zweyten, eben ſo gut als jener beſetzten Tiſch, Perſonen von einem gewiſſen Range zu bewirthen, die in Angelegenheiten

hinkamen, und die der Herzog nicht an ſeine Tafel ziehen wollte; außer dieſem waren noch drey andre Tiſche, von den Livreebedienten nichts einmal zu ſagen, die Koſtgeld empfingen; ferner alle mögliche Jagdanſtalten, ein Theater u. ſ. w.

Das Leben, was man dort führte, war höchſt zwanglos; des Morgens ſah man einander nicht, außer wenn es ausdrücklich verabredet worden war; um drey Uhr wurde das Mittagsmahl aufgetragen, wer wollte, fand ſich dabey ein; hatte man aber nicht Luſt dazu, ſo ließ man ſich in ſeinem Zimmer zu eſſen geben. Nach Tiſche fand ſich die Geſellſchaft zuſammen im Salon ein; es wurde eine Parthie gemacht, oder wenn es ſehr heißes Wetter war, auch wohl vorgeleſen. Jeder blieb oder begab ſich weg, wie es ihm beliebte. Niemand fragte: „warum bleiben Sie „denn nicht?“ oder: „wohin gehen Sie?“ kurz, keine jemals die Freyheit in irgend Etwas einſchränkende Erkundigung fiel in dieſer Behauſung der Gaſtlichkeit vor.

Der Herzog hatte einen Maitre d' Hotel, der einzig in Abſicht auf ſeine Geſchicklichkeit, Aufmerkſamkeit und Thätigkeit genannt werden konnte. Er hieß Le Sueur, und ſein Nahme verdient einer Antwort wegen bekannt zu ſeyn, die er ſeinem Herrn einſt gab. Als nämlich der

Herzog das Miniſterium verließ, und einen Theil ſeines Aufwandes abſchaffen wollte, ſagte er zu dieſem Le Sueur: er brauche nun eines Mannes nicht mehr, deſſen in ſeinem Stande ſo ausgezeichnetes Talent nicht auf dem Lande gleichſam begraben bleiben müſſe. Le Sueur hatte ſich beym Herzoge zwar nichts weniger als bereichert, wie viele Gelegenheit er auch dazu gehabt hatte: allein er erwiederte augenblicklichs ſeinem Herrn: „Unterdeſſen, Herr Herzog, werden Sie doch „wohl wenigſtens eines Küchenjungens (marmi„ton) nöthig haben; und in dem Falle bitte ich „um den Vorzug.“

Gegen Abend pflegte die Herzogin mit ihrem Gemahle einen Spatziergang zu machen; und alsdann fand Jedermann ein Vergnügen daran, ſie zu begleiten; man ging nachher wieder bis zum Nachteſſen auf ſein Zimmer, oder ſpielte auch; Diejenigen, denen ihre Geſundheit nicht zu ſoupiren erlaubte, entſchuldigten ſich, oder blieben kürzer oder länger in der Geſellſchaft, ohne daß irgend wer Etwas daran auszuſetzen fand.

Eines Tages, da Herr von Jarente de la Bruyère, damaliger Biſchof von Orleans, ſich zu Chanteloup befand, bemerkte Jemand, nachdem eben eine unterhaltende Lectüre vorgenommen worden war: man ſtieße in Romanen

bisweilen auf Begebenheiten, die gar zu sehr von aller Wahrscheinlichkeit entblößt wären; was das Vergnügen daran mindere, weil alles Unnatürliche wenig Interesse hat; so wie wiederum im menschlichen Leben sich so mancher außerordentliche Zufall ereignete, daß man dergleichen kaum in Romane zu verpflanzen wagen würde, wenn man nicht des Fehlers einer zu großen Wunderhaftigkeit sich schuldig machen wollte. Man bestritt den Satz; ich unterstützte ihn aber durch die Erzählung eines solchen sich in Engelland zugetragenen besondern Falles, dessen Wahrheit mir nicht zweifelhaft war, weil ich ihn von dem Bischofe von Durham hatte, dem selbst die Personen, die er betroffen, bekannt gewesen waren. Es ist folgender:

Ein gewisser eifersüchtiger Ehemann lebte in beständigem Kriege mit seiner Frau; durch seine blinde Leidenschaft getrieben, kam er eines Tages auf den verruchten Einfall, sie zu vergiften. Da das Gift sich durch unerträgliche Schmerzen im Magen äußerte, schickte die arme Frau hin, bey Aerzten Hülfe zu suchen; ehe sie kamen, wirft aber der Mann, durch das grausame Leiden, das er sie ausstehen sieht, gerührt, sich zu ihren Füßen hin, gesteht ihr: Er sey es, der sie vergiftet, drückt ihr seine ganze Verzweif-

lung über das Verbrechen aus, ſo ſeine Leidenſchaft ihn begehen laſſen, und bittet ſie, ihm zu verzeihen. Da der Arzt indeſſen angekommen iſt, ruft die Frau, gegen den Mann aufgebracht, den Arzt und die Bedienten zu Zeugen ſeines Geſtändniſſes auf; und erklärt ihm, ſie wolle lieber ſterben, damit er gehangen würde, als irgend ein Mittel zu ſich nehmen, das man ihr vorſchlagen könne, dem Tode zu entgehen. Umſonſt dringt der Arzt in ſie, zu Gegengift Zuflucht zu nehmen; umſonſt ſucht der Mann ſie durch Thränen zu bewegen; ſie bleibt unerbittlich auf ihrem Vorſatze, und beſteht darauf vergiftet zu ſterben, immer ... damit ihr Mann gehangen würde! Endlich wurden unterdeſſen doch die zunehmenden Schmerzen ſo heftig, daß ſie, mächtiger als die Vorſtellungen des Arztes, und die Bitten des Mannes, ſie nöthigten, zu den ihr dargebotenen Erleichterungsmitteln zu greifen. Sie genaß; allein der Verluſt ihrer Schönheit war die Folge Deſſen, was ſie gelitten; ihre Haare, ihre Augenbraunen, ihre Zähne, fielen ihr aus; ihre Geſichtsfarbe welkte, und es blieb ihr nichts weiter von allen Reizen übrig, die ihr die Aufmerkſamkeiten anderer Männer zugezogen, und ihren Mann ſo jämmerlich eiferſüchtig gemacht hatten. Was noch ſonderbarer

iſt, war, daß ihr Mann ſie nachher nur deſto mehr liebte; und ſie ſelbſt, da ſie jetzt keine Hoffnung hatte zu gefallen, von nun an ihm ihre ganze Liebe ſchenkte, ſo daß beyde den Reſt ihrer Lebenszeit in einer vollkommenen Eintracht mit einander ihre Ehe durchlebten.

„Hier noch eine andre Vergiftungsgeſchich„te," fuhr ich fort; „die eben ſo lächerlich, ob„gleich weniger außerordentlich iſt; ich habe ſie „von einem engliſchen Pair, der Zeuge davon „geweſen iſt. Lord Orford unterhielt ein jun„ges Frauenzimmer, von ungemeiner Schönheit, „und die dabey äußerſt grillenhaft war. Eine „Nacht, als ſie bey einander ſchliefen, nachdem „ſie ſich heftig gezankt, wird er durch lautes Ge„ſchrey ſeiner Maitreſſe aufgeweckt, die ſich „Schläge ins Geſichte giebt, ſich die Haare aus„rauft, und jedes Merkzeichen heftigſter Verzweif„lung von ſich blicken läßt. Er fragt ſie, bringt „in ſie, die Urſache ihres Schmerzes ihm zu ſa„gen; endlich beichtet ſie ihm, ſie habe beym „Abendeſſen ihn, um ſich wegen des Zankes, den „ſie am vergangenen Tage miteinander gehabt, „zu rächen, und ſich ſelbſt in Geſellſchaft mit „vergiftet. Ueber die Erklärung erſchrocken, „ruft er ſeine Leute auf, ſchickt hin, die ganze „Facultät holen zu laſſen; ſie kömmt; alle mög-

„lichen Gegengifte werden aufgeboten; endlich,
„nachdem ſie Beyde ein Paar Stunden lang
„aus Leibeskräften brechen müſſen, ſchlägt die
„Frau ein lautes Geächter auf, das Jedermann
„in Erſtaunen ſetzt, und bleibt ſo einige Stunden
„auf ihrem Ruhebette liegen, ehe ſie mit der Ur-
„ſache der ſo übelangebrachten Luſtigkeit heraus-
„rückt. Endlich verſichert ſie: weder ſie noch
„Lord Orford wären wirklich vergiftet, ſie
„hätte ſich nur durch die ihm verurſachte Angſt
„ein wenig eine Schadenfreude machen wollen;
„womit es ihr denn auch vortrefflich gelungen war.
„Lord Orford fand den Spaß denn doch ein
„wenig zu ſtark, und, da er aus der Probe der
„Brechmittel ſah, welcher Ausſchweifungen ihre
„Grillenhaftigkeit ſich ſchuldig zu machen im
„Stande ſey, beſchloß er, (woran er auch ſehr
„wohl that,) doch künftig mit ihr weiter keine
„Abendmahlzeiten einzunehmen.“

„Herr ** hat Recht,“ fiel die Herzoginn
„von Choiſeul ein; „ich will noch einen Zug
„erzählen, der jene Behauptung beſtätigen kann,
„Herr Bertin hat mich verſichert, daß er ihm
„ſelber begegnet ſey. Da er einmal ſein Vater-
„land (das Perigordiſche) wieder beſuchen wollte,
„das er lange nicht geſehen hatte, legte er dort
„auf einem Schloſſe bey einem ſeiner alten

„Freunde einen Beſuch ab, von welchem er ſeit ei-
„nem Jahre keine Nachrichten gehabt. Er kömmt
„an, wird von dem Sohne ſeines Freundes empfan-
„gen, der zu ihm ſagt, ſein Vater ſey ſeit ungefähr
„einem Jahre geſtorben. Obgleich betroffen über
„eine ſo unerwartete Nachricht, tritt er doch in
„dem Hauſe ab, unterhält ſich mit dem neuen
„Eigenthümer über ſeine Umſtände, und unter-
„bricht oftmals die Unterhaltung, den Verluſt
„ſeines Freundes zu bedauren. Des Abends
„führt man ihn auf das für ihn zurechtgemachte
„Zimmer; er erkennt es für das nämliche, das
„der Verſtorbene ehemals bewohnt; dieſe Bemer-
„kung vermehrt ſeine Traurigkeit, ſo daß er die
„ganze Nacht kein Auge zuzuthun im Stande iſt.
„Schon ſind ein Paar Stunden nach Mitternacht
„verfloſſen, als er ſeine Kammerthür aufmachen
„hört; bey dem ſchwachen Scheine einer Nachtlam-
„pe, und des noch im Kamin brennenden Feuers,
„wird er die Geſtalt eines blaſſen, abgezehrten,
„höchſt hageren Greiſes, mit langem und unrein-
„lichem Barte gewahr, der, vor Kälte klappernd,
„mit langſamen Schritte dem Kamine zuſchleicht.
„Als er dicht beym Feuer iſt, ſcheint er ſich mit
„großer Begierde zu wärmen, und bricht in
„die Worte aus: Ach! wie lange iſts her, daß
„ich kein Feuer geſehen habe! An der Stim-

„me, an der Geſtalt, an dem Gange, glaubt
„Herr Bertin, von Schrecken ergriffen, ſeinen
„alten Freund, den Herrn des Hauſes, wieder
„zu erkennen; er fühlt ſich aber nicht ſtark genug,
„aus dem Bette aufzuſtehen, noch zu reden; end-
„lich ſagt der Greis, indem er ſich nach dem
„Bette wendet, mit tiefem Geſeufz: Ach! mein
„Bette! ... wie viele Nächte habe ich zugebracht,
„ohne mich niederlegen zu können! — und geht
„auf das Lager zu. Entſetzt, fährt endlich Herr
„Bertin heraus, und ruft: wer ſind Sie? was
„wollen Sie? Als der Alte die Stimme hört,
„ſieht er ihn erſchrocken an; kennt ihn wieder:
„was ſehe ich? ruft er aus: Herr Bertin! mein
„Freund Bertin.... Wer ſind Sie denn,
„frägt immer Herr Bertin. Der Greis nennt
„ſich; und Herr Bertin, allmählig ſich erho-
„lend, erfährt mit Grauſen: ſein Freund ſey ſeit
„einem Jahre, mit Beyhülfe eines Bedienten,
„der ihm alle Tage zu eſſen gebracht, in ei-
„nen Keller ſeines Schloſſes durch ſeinen Sohn
„eingeſperrt worden. Man hätte ihn für todt
„ausgegeben, um ſich ſeines Vermögens zu be-
„mächtigen. Gerade an dieſem Tage, wo die
„Ankunft Herrn Bertins, deren man ſich nicht
„verſehen geweſen, einige Verwirrung und Stö-
„rung im Hauſe hervorgebracht, hatte der Be-

„diente aus Uebereilung die Kellerthüre nicht ge-
„hörig verschlossen, und der Alte, der es gemerkt,
„gewartet, daß Alles im Hause still wäre, um, wo
„möglich, zum Entrinnen einen Versuch zu ma-
„chen. Da er unterdessen den Schlüssel zum
„Schloßhofe nicht habhaft werden können, hätte
„er den Weg nach seinem Zimmer zu genommen,
„das er, obgleich in der Dunkelheit, leicht gefun-
„den. Herr Bertin, ohne Zeit zu verlieren,
„weckt sogleich seine Bedienten, sagt: er wolle
„augenblicklich abreisen, ohne den Herrn des
„Schlosses im Schlafe zu stören, geht ab, und
„nimmt den Greis nach Perigeux mit sich, wo
„beyde bey Tagesanbruche ankommen. Es
„wird sogleich hingeschickt, den unnatürlichen
„Sohn in Verhaft nehmen zu lassen; und nun
„hinwiederum diesem die gerechte Strafe zuer-
„kannt, sein übriges Leben in eben den Keller
„eingesperrt zu werden, in dem er seinen Vater
„gefangen gehalten hatte."

„Bey Gelegenheit dieses Kellers will ich," sagte der Herzog von Choiseul, „auch einen „Zug erzählen, dessen ich aus der Zeit her, daß „ich Minister war, mich erinnere. Ich bekam „einmal einen Brief, der so unleserlich geschrie-
„ben war, daß man einige Mühe hatte, ihn zu
„entziffern. Derjenige, von dem er kam, be-

„nachrichtigte mich darin, er ſey ein Carthäuſer-
„mönch, und ſeine Mitbrüder hätten ihn, weil
„er ſich einmal den Unordnungen widerſetzen ge-
„wollt, die in den Sitten und der Aufführung
„der Mönche ſeines Kloſters geherrſcht, in einen
„dunklen Kerker, unter einer Treppe, deren Lage er
„angab, eingeſperrt; in dieſem bringe er nun ſchon
„ſeit verſchiedenen Jahren elend ſein Leben zu.
„Nach vielen unnützen Verſuchen ſey es ihm end-
„lich gelungen, Denjenigen, der ihm ſeine täg-
„liche jämmerliche Nahrung zubrächte, dahin zu
„bewegen, daß er ihm Papier und Feder zuge-
„ſteckt, dieſen Brief zu ſchreiben, und ihn an
„mich gelangen zu laſſen; er ſchloß mit der Bitte:
„ich möchte doch keine Zeit verlieren, ihn aus
„ſeinem ſchreckenvollen Zuſtande zu erretten. Ich
„ſchickte ſogleich," fuhr der Herzog fort, „ver-
„kleidete Gerichtsdiener von der Stadtwache hin,
„die, nachdem ſie, als Fremde, verlangt, das
„Haus zu beſehen, von einem der Patres darin
„herumgeführt wurden. Als ſie, durch die ihnen
„gegebene Anzeige, die kleine Thüre unter der
„bezeichneten Treppe bemerkt hatten, zogen ſie
„den königlichen Befehl hervor, ſie öffnen zu laſ-
„ſen; und fanden auch wirklich den unglücklichen
„Mönch in dem Loche; ſie ließen ihn mehr todt
„als lebendig heraufkommen. Ich erhielt für ihn,

„daß er einem andern, den Benedictiner-Orden,
„einverleibt wurde.“

„Auch ich habe eine Geſchichte,“ ſagte der Biſchof von Orleans, „die zwar nicht ganz ſo „traurig, als die erzählten iſt, von der mich „aber däucht, daß ſie auch in einem Romane kei„nen übeln Platz einnehmen würde. Ich empfing „eines Tages einen Brief von einer Nonne, die „mir darin zu wiſſen that: ſie habe das Unglück „gehabt, durch einen Liebesfehltritt ſchwanger „zu werden, und in der Verzweiflung, in die ſie „die Schmach ihrer Lage ſtürze, habe ſie den „Entſchluß gefaßt, ſich das Leben zu nehmen, „wenn ich nicht die Barmherzigkeit für ſie hätte, „ſie aus ihrem Jammerzuſtande zu erretten. Ich „ſchickte ſogleich nach ihrem Kloſter, und ließ „ſie durch einen geheimen königlichen Befehl nach „Paris kommen, ohne die Aebtiſſin die Urſache „davon wiſſen zu laſſen; und weil es damals ge„rade die Zeit war, wo die bekannten Streitig„keiten über den Janſenism ſo viel Aufſehen „machten, wurde geglaubt, die Nonne ſey die„ſer Ketzerey wegen angeklagt und ſo hart behan„delt worden. Ich ließ ſie anfänglich in ein Pri„vathaus führen, wo ſie heimlich ihre Wochen „hielt. Nach ihrer Entbindung traf ich Anſtal„ten, daß ſie in eine entfernte Provinz als eine

„Nonne geſchickt ward, die ſich in die Streitig-
„keiten der Zeit habe miſchen wollen, und jetzt
„auf beſſere Gedanken gekommen, ihrem Irrthum
„zu entſagen, bereit ſey. Sie ward demnach
„in ein anderes Kloſter gethan, in dem ich ſie der
„Aebtiſſin anbefehlen ließ; ſie wurde wohl darin
„aufgenommen, und führte von nun an ein
„exemplariſches Leben, deſſen eine übelverſtandene
„Strenge, das Haus, in dem ſie ihre Tage nach-
„her beſchloſſen hat, beraubt haben würde.“

Dreyzehntes Capitel.

Geſchichte des Herrn Holker. — Anecdoten über den Prätendenten.

Unter unſerer Geſellſchaft befand ſich auch ein Engelländer, Nahmens Holker, der Ludwigsritter war, wozu ihm der Herzog von Choiſeul verholfen hatte. Er war General-Inſpector über die franzöſiſchen Manufacturen, und da er ſein Glück dem Herzoge verdankte, kam er von Zeit zu Zeit nach Chanteloux hin, ihm ſeine Aufwartung zu machen. Sobald der Biſchof von Orle-

ans geendigt hatte, nahm er das Wort und sagte: „Ich muß diese Romanenerzählungen doch „auch mit einer der meinigen vermehren, wenn „es mir die Gesellschaft erlauben will.“ Madame de Choiseul drang in ihn, es zu thun; und er rückte damit, in ziemlich schlechtem Französischen freylich, heraus. Ich will seine Erzählung hier, bis auf den Stil nach, dem Leser wieder berichten.

Herr Holker war aus Manchester in der Provinz Lancastershire gebürtig, und in den Grundsätzen der Jacobiten auferzogen worden; er war der Parthey des Prätendenten, als dieser in Schottland eine Landung machte, gefolgt, und mit ihm nach Carliele gegangen, wo er nebst sechszig andern Officieren zu Gefangenen gemacht, nach London gebracht, und in das Gefängniß von Newgate, mit einem seiner Freunde, Nahmens Moß, eingesperrt worden war. Er erfuhr alle Tage, daß einige Derjenigen, die mit ihm in Carliele in Gefangenschaft gerathen waren, nur aus dem Kerker geholt wurden, um gehangen zu werden; und erwartete jede Stunde ein ähnliches Schicksal. Verschiedne ihm wohlwollende Personen und Bekannte seines Freundes Moß, besuchten ihn. Sie berathschlagten sich oft über die Mittel, ihn aus seinem Gefängnisse zu erlösen; und brachten

ihm allmählig Stricke, Feilen, und genaue Nachrichten von der Lage der Oerter um das Gefängniß herum, zu. Die beyden Gefangenen indeſſen wurden zum Tode verdammt; und der Tag zu ihrer Hinrichtung war bereits feſtgeſetzt, als es ihnen glücklicherweiſe den Abend vorher gelang, zu entkommen. Sie hatten allmählich ihre Fußeiſen durchgefeilt, ſo daß ſie ſie leicht im Augenblicke der Noth vollends zerbrechen konnten; ſie befanden ſich in dem oberen Stockwerke des Gefängniſſes eingekerkert, von welchem Luken auf die Dachrinnen hinausgingen, deren Eiſenſtangen ſie auch durchfeilt hatten. Um ſich zu retten, war es nothwendig, längs den Dachrinnen, das Haus eines gewiſſen Strumpfwirkers zu erreichen; vorher aber mußten ſie noch durch einen kleinen acht Fuß breiten Hof des Gefängniſſes durch; mit Hülfe ihrer Betttücher, wenn ſie ſie in Streifen ſchnitten, um ihnen als Stricke zu dienen, war es ihnen möglich, ſich in den Hof des Strumpfwirkers herunter zu laſſen, von dort aus über eine ſieben bis acht Fuß hohe Mauer zu klettern, und auf die Straße zu entrinnen. Ihre Flucht zu bewerkſtelligen, hatten ſie den Einfall, einen in ihrer Kammer befindlichen Tiſch in Stücken zu ſchlagen, und die drey Bretter, aus denen er beſtand, feſt zuſammen zu

binden; ſo daß dieſe dadurch verlängert, eine obgleich gebrechliche Brücke neuntehalb Fuß in die Länge, und etwa ſieben oder acht Zoll in die Breite ausmachte. Sie verſuchten ſie mehrere Male, indem ſie die beyden Enden der ſo zuſammengeſetzten Bretter über zwey Stühle legten, und fanden, daß, ob ſie gleich beträchtlich unter dem Gewichte eines Menſchen ſich beugten, ſie ſie gleichwohl würden tragen können, wenn ſie die Vorſicht gebrauchten, über ſie auf den Knien und Händen wegzurutſchen. Eine Stunde nach Mitternacht fingen ſie an, an ihrer Entrinnung zu arbeiten. Moß kam zuerſt herüber, und befand ſich wirklich in der Dachrinne, als Holker, der viel dicker als er war, ihm zurief: es ſey ihm unmöglich, durch die Oeffnung, die ſie ſich im Kerker gemacht, ſich durchzuzwängen. Jener alſo, der denn doch ſeinen Freund nicht im Stiche laſſen wollte, arbeitet ſich wieder in die Kammer zurück, hilft Holkern zuerſt durchzukommen, folgt ihm hierauf, und beyde gewinnen den Rand der Dachrinne, von wo ſie über den kleinen Hof mußten, um auf das Dach des benachbarten Hauſes zu gelangen. - Begünſtigte der Mondſchein ſie gleich, ſo ließ er ſie doch auch die ganze Gefahr ſehen, auf der ſo gebrechlichen Brücke über einen ſo grauſenden Abgrund wegzumüſſen; unterdeſſen

kamen ſie glücklich damit zu Stande. Derjenige, der auf der Seite des Gefängniſſes blieb, hielt die Brücke feſt, während ſein Freund darüber wegkroch; und der andere, nachdem er darüber war, befeſtigte ſie wieder auf der Seite des Hauſes. Auf die nämliche Weiſe retteten ſie ſich vollends, konnten aber doch nicht ſo leiſe in den Hof des Strumpfwirkers herunterkommen, daß nicht ein großer Hund aufgeweckt worden wär, der glücklicherweiſe für ſie, gegen die Gewohnheit, dieſe Nacht einmal ins Haus eingeſperrt worden war. Moß, welcher zuerſt herabgeſtiegen, kletterte, erſchrocken über das Geräuſch der im Hauſe regewerdenden Leute, und die ſchon: „Diebe! „Diebe!“ ſchrieen, über die Mäuer, ohne Holkern zu erwarten, und machte ſich aus dem Staube. Holker, der ſich herunter ſchurren ließ, fand eine ſehr unbequeme Wanne Waſſers vor ſich, in die er bis an den Hals hineinplumpte; das Geplätſcher vermehrte noch den Lärm, und machte den Hund lauter bellen, den Strumpfwirker lauter ſchreyen. Schnell ſich indeß wieder aufzumachen, und über die Mauer zu klettern, war das Werk einer Minute; endlich hatte Holker die Straße erreicht, und nahm ſeinen Weg auf das Haus eines ſeiner Freunde zu, der in Cornabé-Market wohnte, und ihm verſprochen hatte,

ihm eine Zufluchtsſtätte zu gewähren. Um zwey und ein halb Uhr kam er an der Thüre dieſes ſeines Freundes an; aber er mußte lange anklopfen, ehe ihm geantwortet ward; endlich warf er einen Stein in das Fenſter, der durch die Scheiben gerade in die Kammer fiel, wo ſein treuloſer Freund ſchlief; welcher ſich wohl einbildete, daß es Holker ſey, aber ſich ſtellte, als hörte er ihn nicht, um ſich nicht der Gefahr ausſetzen zu müſſen, ihn aufzunehmen. Holker war alſo genöthiget weiter ſein Heil zu verſuchen, und lief in der Angſt, vom anbrechenden Tage überraſcht zu werden, hin, einen gewiſſen andern Herrn anzuflehen, den er einen Augenblick im Gefängniſſe bey Moß geſehen hatte, und der ihn mit vieler Menſchlichkeit aufnahm. Man brachte ihn von dort zu einer Mylady Biſhop, an der Ecke von Grosvenorſquare; wo er einige Tage lang blieb. Darauf verkleidete er ſich, hielt ſich ein halbes Jahr lang auf dem Lande, bey einem ſeiner Parthey ergebenen Manne auf, und gelangte ſo endlich, nachdem die gegen ihn angeſtellten Unterſuchungen nachgelaſſen hatten, nach Frankreich.

Man fand Holkers Erzählung ſehr intereſſant, durch alle die Umſtände, die dieſe Flucht begleitet hatten; wir thaten hierauf verſchiedne Fragen an ihn, über den Prätendenten. Er er-

zählte uns: dieſer unglückliche Prinz ſey 1747 ſelbſt verkleidet nach London gekommen, und habe dort verſchiedne ſeiner Freunde geſehen, Maaßregeln mit ihnen zu verabreden. Ihre Meynung war geweſen: er ſollte gerade auf London marſchiren, ehe der Hof ein hinlängliches Corps zuſammengebracht haben könnte, ihn aufzuhalten; man verſprach ihm, ſeine Gegenwart würde eine beträchtliche Parthey dahin beſtimmen, ſich für ihn zu erklären. Da er aber nach Carliſle zurückkehrte, ward ihm dieſer Plan wieder ausgeredet. Bey der Gelegenheit erfuhren wir durch den Herrn Herzog von Choiſeul: es ſey der Marſchall von Belleisle geweſen, der den Entwurf gemacht, man ſolle ſich des Prätendenten bedienen, eine Diverſion in Engelland zu bewirken; bey welcher Gelegenheit er, der Herzog, den Auftrag erhalten, ſich in eine Unterredung mit ihm darüber einzulaſſen. Er hätte dieſen Einfall des Marſchalls zwar ganz und gar nicht gebilligt; unterdeſſen aber doch den Prätendenten geſehen, der, um Mitternacht, mit dem Herrn Alexander Murray, Bruder des Herzogs Elibank, zu ihm gekommen ſey; allein dieſer Prinz hätte den Abend vorher ſo ſtark getrunken gehabt, daß mit dem Berauſchten kein einziges Wort über Geſchäfte zu reden geweſen wär. Der Prinz

hatte verlangt, man ſollte ihn geradezu nach London mit einer Armee ſchicken. Statt deſſen wollte Herr von Choiſeul ihn lieber nach America gehen laſſen; wozu aber jener nicht die geringſte Neigung bezeigt. Die Verachtung, welche man bey dieſer Unterredung gegen beſagten Prinzen gefaßt, hatte dem Entwurfe, ſich ſeiner zu bedienen, ein Ende gemacht. Seit der Zeit hat der Herzog von Choiſeul mich verſichert: der Prätendent ſey auch im Jahre 1761 bey der Krönung des Königes von Engelland gegenwärtig geweſen; das engliſche Miniſterium habe darum gewußt, aber ſich geſtellt, als ſey es ihm unbekannt. Als der Prinz nach gänzlich verfehltem Zuge nach Schottland wieder in Paris zurückkam, ſagte man dort: Le Prétendant est accouché d'une prétention.

Vierzehntes Capitel.

Rückkehr nach Paris.

Alles, was die lebhafteste und zarteste Einbildungskraft von Annehmlichkeiten und Vergnügen sich nur ausſinnen kann, fand sich in Chanteloup vereinigt. Liebliche Spaziergänge; ein prächtiger Wald, die lachendsten Gefilde außerhalb des Schlosses; in demselben eine bequeme Wohnung, eine zahlreiche Bibliothek; Fülle und Ueberfluß an angenehmster Gesellschaft; mannigfaltige, interessante und lehrreiche Unterredungen, Alles trug dazu bey, daß ich an diesem Zauberorte die glücklichsten Tage zubrachte, die ich jemals verlebt habe. Die Herzoginn von Grammont, Schwester des Herrn von Choiseul, brachte ihre mehreste Zeit hier zu; der Graf von Stainville, ihr Bruder, befand sich auch oft dort. Es war ein Mann, voll wahres Verdiensts, Ehre, Vernunft und Urtheil; aber ernsthaft und kalt, und seiner Gemüthsart nach, gänzlich das Widerspiel

des Herrn von Choiseul; auch pflegte der Graf d'Affry von ihnen zu sagen: der Graf von Stainville sey eine Uebersetzung ins Deutsche von seinen Bruder. Kein Tag verging, wo man nicht Nachrichten aus Paris und Versaille erhielt. Zeitungen, Journale, Privatbriefe, Bulletins, brachten sehr früh Alles, was in den verschiedenen Theilen der Erde sich zutrug, zu unsrer Kunde, und man nahm Antheil an Allem. Unterdessen mußte denn doch dieser Ort so voll Reize von mir verlassen werden, weil der Winter sich nahte. Ich reiste von Chanteleux ab, und kehrte wieder zu Madame de Boufflers zurück, die ich sehr unruhig über die täglich mehr und mehr abnehmende Gesundheit des Prinzen von Conti fand.

Voller Empfindlichkeit und Aufmerksamkeit für ihren erlauchten Freund, versammelte Madame de Boufflers alle Abende eine kleine Anzahl auserwählter Personen bey sich, dem Prinzen Gesellschaft zu leisten; ob ich gleich nicht zu Nacht zu essen pflegte, bat sie mich doch immer mich dabey einzufinden, weil es dem Prinzen angenehm wäre, der sich immer nach mir erkundigte, wenn er mich nicht sah. Diejenigen, welche dort am häufigsten hinkamen, waren die Frau Marschallinn von Luxemburg, die Prinzessinn von Poix,

Madame d'Hunoldſtein, und die Gräfinn von Vauban; von Männern, der Graf Donnezan, der Vicomte von Segur, der Prinz von Poix, der Marquis de la Fayette, der Herzog de Guines, und der Erzbiſchof von Toulouſe. Auch kam die Prinzeſſinn von Beauvou, jedoch ſeltener, hin. Ich ſah einmal den Grafen von Broglie dort; man hatte mir ihn als einen Mann von einer ſeltenen Beredſamkeit und durchdringendem Geiſte beſchrieben, der mich bezaubern würde; allein er that an dem Abende ſeinen Mund nicht auf. Madame de Boufflers ſagte mir den folgenden Tag: ich wäre die Urſache ſeines Stillſchweigens geweſen, weil er mich nicht kennte; ſo daß ich ſie bat, ſie möchte mir es ein ander Mal wiſſen laſſen, wenn er wieder bey ihr äße, damit ich aus der Geſellſchaft wegbliebe. Es war nicht lange her, daß der Graf von Broglie aus ſeiner Verbannung zurückberufen worden war. Er hatte ſich ſehr gut bey dem verſtorbenen Könige geſtanden, und war ſogar in Correſpondenz mit ihm geweſen, ſo daß er ſich Hoffnung darauf gemacht, Miniſter zu werden. Der König hatte ihn ernannt, die Gräfinn von Artois an der Gränze zu empfangen, als der Herzog von Aiguillon, dem man eingeflüſtert, Herr von Broglie führe etwas

im Schilde wider ihn, Gelegenheit gefunden, ihn zu stürzen, und auf seine Güter verweisen zu lassen. Als er sich an diesen Verweisungsort begab, kam er nicht weit von Chanteloux vorbey; Herr von Choiseul sagte bey der Gelegenheit sehr witzig von ihm: „Er faßt das Ministerium beym „Schwanze an.“

Der Ritter von Boufflers, von dem ich bereits geredet, war auch mit bey diesem Abendessen gegenwärtig; er hatte weniger Philosophie, aber noch mehr Geist; und eine Quelle vielleicht noch angenehmeren Scherzes in sich, als der, um den La Chapelle und Chaulieu so berühmt gewesen sind. Ich hatte ihn während seines Aufenthaltes in Wien sehr wohl gekannt; wohin er gekommen war, Nachrichten über den Zustand der Conföderirten in Polen einzusammlen, für die er die Waffen zu tragen gedachte; allein der Abschied des Herrn von Choiseul, welcher seine Absicht begünstigte, hatte ihn bewogen, jenes Vorhaben wieder aufzugeben. Schon in seinem sechszehnten oder siebzehnten Jahre hatte er die bekannte Erzählung: Die Königinn von Golconde geschrieben; sich durch mehrere angenehme leichte Poesiestücke bekannt gemacht; und bereits als Knabe versprochen, ein Mann von Geist zu werden. Er kam, da er noch auf der

Schule war, einmal mit ſeinem Bruder bey einer Dame ſeiner Bekanntſchaft zu Mittage zu eſſen; und da die beyden Knaben ſich ein wenig verſpätet hatten, wurde ihnen in der Eil eine kleine Mahlzeit angerichtet, von der eine etwas zähe Schöpſenkeule und ein eben ſo hartes Huhn ein Paar Schüſſeln ausmachten. Bey dem Heißhunger, den ſie dazu mitbrachten, wurden ſie endlich, trotz der Beiſſensſchwierigkeiten, mit dem Aufgetiſchten fertig; aber der Ritter Boufflers nannte die Mahlzeit mit einem ſpaßhaften Wortſpiele: Le combat des voraces contre les coriaces *).

Von Zeit zu Zeit gab auch Madame de Boufflers kleine Concerte, in denen die Gräfinn Amalie ihr bezauberndes Talent auf der Harfe hören ließ; niemand ſpielte mit mehr Grazie und Lieblichkeit als ſie; und wenn ſie ſich ſelbſt mit ihrer Stimme, die nicht verführeriſcher ſeyn konnte, begleitete, gewann ſie leicht Aller Herzen; entfeſſelte ſie aber auch bald wieder durch ihre Launen. Unter denen, welche ihre Geſtalt und ihre Talente zu bewundern kamen, frappirte mich der Graf von Adhemar durch die Schönheit

*) Anſpielung auf das Corneilleſche Trauerſpiel: Les Horaces et les Curiaces.

Anmerk. d. Ueberſ.

ſeiner Stimme und ſeinen Geſchmack im Singen. Er hatte ſich auf dieſes Talent, ſagte man, noch mehr ſogar gelegt, als es ihm ſein Rang und ſeine Geburt erlauben konnten; mir dieß zu beweiſen, führte man folgenden Zug von ihm an. Nachdem er ſich alle mögliche Mühe gegeben, ſich im Geſange zu vervollkommnen, wünſchte er einmal Herrn de La Garde, Directors der königlichen Capelle, Meynung darüber zu erfahren: er erkundigt ſich alſo nach der Wohnung deſſelben; man ſagt, daß er auf der Place Vendôme wohne. Er läßt ſich bey ihm melden, und wird in ein ſehr ſchönes Zimmer zum Herrn des Hauſes geführt; dieſer geht auf ihn zu, und fragt ihn ſehr höflich: um welcher Urſache willen er die Ehre hätte .... Herr d'Adhemar antwortet ihm: „er käme, ihn um eine Gefälligkeit zu bitten; ſie beſtände darin, daß er ihn einmal ſingen hören, und ihm dann ſeine Meynung darüber ſagen möchte“ ... „Sehr gern! mein Herr,“ antwortete ihm Jener, ein wenig über das Anliegen verwundert. Herr von Adhemar ſingt; und als er mit ſeiner Arie zu Ende iſt, ertheilte ihm der andre alle möglichen verdienten Lobſprüche. „Sie ſchmeicheln mir,“ fällt ihm Herr d'Adhemar ins Wort. — „Nein, ganz und gar nicht,“ antwortete Herr de La Garde; „ob ich gleich nicht Muſiker bin, ſo

„kann ich doch wohl urtheilen, daß Sie ſehr voll-
„kommen ſingen.“ — „Wie? Sie nicht Muſi-
„ker? Habe ich denn nicht die Ehre mit Herrn de
„La Garde zu reden?“ — „Ja, mein Herr,
„mit Herrn de La Garde, dem General-Päch-
„ter; Herr de La Garde, der Muſiker, wohnt
„hier neben an.“

Funfzehntes Capitel.

Der Polizeylieutenant von Paris. — Rückkehr nach London. — Dritte Reiſe nach Italien.

Da Madame de Boufflers einmal ihren Freunden ein großes Abendeſſen gab, und ſie zu beluſtigen, gern einen Pharotiſch bey ſich einrichten wollte, ſchickte ſie einen ihrer Bekannten zu dem Policeylieutenant, Herrn d'Albert, ihn um Erlaubniß dazu zu erſuchen. Dieſer, anſtatt die Bitte zu bewilligen, nahm den Boten, ob ihm gleich vorgeſtellt ward: es ſey die Abſicht, dem Prinzen von Conti ein Vergnügen zu machen, barſch auf; und ſagte: er würde den Banquier ſchon zu ſtrafen wiſſen, wenn einer ſich unterſtünde, Bank bey Madame de Boufflers zu

halten. Sie entrüſtete ſich nicht wenig über dieſe abſchlägige Antwort; beſchwerte ſich bey dem Miniſter darüber, und Herr von Albert, der indeſſen doch nur ſeine Pflicht gethan, empfing dafür einen Verweis. Freylich hatte er in der Form gefehlt; und der hohe Adel in Frankreich läßt ſich ſo wenig etwas bieten, daß er ſeinen Stolz ſelbſt dann nicht verheelt, wenn er um Etwas als um eine Gefälligkeit anſucht. Ein Richter, bey dem eine vornehme Dame dort in einem Proceſſe ſollicitirt, trägt mehr den Anſchein eines Bittenden an ſich, als Jene, die bey ihm Vorſpruch einzulegen kömmt. Ich habe den Herzog von Liancour einmal eine Scene erzählen hören, die er mit eben dem Polizeylieutenant, Herrn von Albert gehabt; er hatte ihn beſucht, ihn um einen Dienſt ſolcher Art zu bitten, und, weil dieſer ihn nicht höflich genug empfangen, ihm beym Weggehen tüchtig den Kopf darüber gewaſchen.

Auf Einmal blieb mir itzt mein Geld aus Engelland aus; Derjenige, der in London meine Angelegenheiten verwaltete, hatte in den Zeitungen angekündigt geleſen: ich wäre geſtorben; und ſonach mochte ich noch ſo viel darum hinſchreiben, und ſogar durch meine Freunde mit ihm darüber reden laſſen; er zeigte immer die Zeitung vor,

und

und behauptete: ich wäre todt. Demnach sahe ich mich genöthigt, ungeachtet der Annehmlichkeiten, die Paris für mich hatte, es zu verlassen. Madame de Boufflers wollte mich zurückhalten; allein, wie unaern ich sie auch verließ, konnte ich doch nicht umhin, abzureisen. Das Uebelbefinden des Prinzen von Conti nahm zu; die Aerzte verzweifelten an seinem Wiederaufkommen.

Unter diesen Umständen wurde es mir freylich schwer, eine Dame zu verlassen, der ich so viele Verbindlichkeiten schuldig, und der ich so lebhaft ergeben war, als Madame de Boufflers. Eines Tages indessen, als verschiedne Aerzte zu einer Consultation zusammen berufen worden waren, thaten sie einmüthig den Ausspruch: Der Prinz sey außer Gefahr. Madame de Boufflers war vor Freude entzückt; ich glaubte den Augenblick ergreifen zu können, Paris zu verlassen, und nahm Abschied von ihr und vom Prinzen von Conti, mit dem Versprechen, bald wieder zurück zu kommen. Ich reiste nach London, wo ich kaum angelangt war, als ich erfuhr, der Prinz Conti lebe nicht mehr; (den 2. August 1776) und Madame de Boufflers sey in die tiefste Traurigkeit versenkt. Er hatte noch nicht sein sechszigstes Jahr erreicht; und ich erinnerte mich damals an eine besondere Bemer-

kung, die man über die Prinzen vom Hause Bourbon überhaupt gemacht, nämlich: daß von ihrer zweyhunderten nur drey oder vier über dieses Lebensziel hinausgekommen; Ludwig XIV., Ludwig XV., und der Graf von Clermont. Ein anderer in der Geschichte dieses Hauses einziger Umstand ist, daß die beyden längsten Regierungen darin, gerade die dieser beyden auf einander gefolgten Könige sind, und demnach in einem Zeitraum von 130 Jahren, (von 1643 bis 1774.) in Frankreich nur eine einzige Thronbesteigung vorgefallen ist.

Ich war also nach London zurückgekehrt, wo gerade damals die Prinzessin Daschkow angekommen war; mit der ich Bekanntschaft machte, und der ich sehr nützlich in ihrem Vorhaben wurde, sich auf einige Jahre in Edimburg niederzulassen, um dort die Erziehung ihres Sohnes zu vollenden. Ich traf sie fünf Jahre nachher wieder in Turin an, und hatte Gelegenheit sie zur Sprache über Das zu bringen, was in Rußland bey der Thronbesteigung der damals regierenden Kaiserinn Catharina vorgefallen war. Sie erzählte mir: es habe zur Zeit der damaligen Revolution eine allgemeine Unzufriedenheit unter den Russen gegen die Regierung Peter III. geherrscht, und es sey entdeckt worden, daß er die

Absicht gehabt, die Kaiserinn, nebst ihrer Vertrauten, der Prinzessin Daschkow, in ein Kloster einzusperren. Diese war damals nur achtzehn bis neunzehn Jahr alt gewesen; sie sagte mir, sie und die Kaiserinn würden sogar die gröſſte Lebensgefahr gelaufen haben, wofern sie nicht dem Kaiser zuvorgekommen wären. Peter III. befand sich damals in Oranienbaum, und die Kaiserinn auf einem anderen Lustschlosse; als die Prinzessinn erfuhr, die Verschwörung, in die sie sich, um sich zu retten, gegen den Kaiser eingelassen, sey entdeckt; und ein Verräther aus ihrer Parthey habe um acht Uhr Abends einen Kourier an ihn geschickt, ihn von Dem, was im Werke sey, zu benachrichtigen. Sie habe sogleich darauf (den 9. Juli 1762.) den Grafen Panin, ihren Oheim, den Grafen von Rasumowsky, den Marschall Butterlin und die beyden Brüder Orlow, die Häupter der Verschwörung, zusammen berufen lassen; worauf denn, auf lebhaftes Dringen der Prinzessinn Daschkow, ausgemacht worden sey, die Kaiserinn sollte sich unverzüglich nach Petersburg verfügen; woselbst ihr die Commendanten der Cosacken und der Leibgarde die zwölftausend Mann der damals in der Stadt befindlichen Garnison zugesichert hatten;

damit man ſich augenblicklichs der Perſon des Kaiſers bemächtigen möge.

Die Prinzeſſin Daſchkow war der Meynung: man ſolle den Großfürſt als Kaiſer ausrufen, und die Kaiſeinn unterdeſſen nur als Vormünderinn und Regentinn die Regierung antreten. Allein die entgegengeſetzte Meynung des Grafen Panin und der Orlowe: die Kaiſerinn als Selbſtherrſcherinn aller Reuſſen auszurufen und ſie in ihrem eigenen Nahmen regieren zu laſſen, habe die Oberhand behalten. Mit dieſen Anſtalten für den folgenden Tag ging die Nacht hin, und den andern Morgen um neun Uhr wurde Catharina II. zur Kaiſerinn erklärt. Man machte ſich darauf mit zehntauſend Mann auf, den Kaiſer gefangen zu nehmen; er unterſchrieb ſeine Abdankung, wurde bewacht, und ſtarb, wie man weis, acht Tage darauf. Das Publicum, deſſen Neugierde gern immer in die geheimen Urſachen großer Begebenheiten eindringt, behauptete: mit dem Ende dieſes Fürſten ſey es nicht natürlich hergegangen. Man ging ſogar ſo weit, zu verſichern: der Graf Alexis Orlow, le Balafré genannt, (derſelbe, der nachher die ruſſiſche Flotte, als ſie die türkiſche verbrannte, commandirte,) habe zu ſeinem Tode beygetragen. Ich will nicht wieder erzählen, wie ſich

die Prinzeſſinn über dieſen Verfall erklärte; (ſie that es indeß mit einigem Rückhalte;) ſondern nur ſagen: daß die Orlowe, die gern eines unumſchränkten Anſehens genoſſen hätten, als ſie des Einfluſſes gewahr wurden, den ſie auf die Kaiſerinn ausübte, ſo wie desjenigen, den ſich der Graf Panin durch ſie, die ſeine Nichte war, und durch ſeine eigenen Talente erworben hatte, es verſuchten, ſie alle beyde zu ſtürzen. Die Prinzeſſin erfuhr hunderterley Unannehmlichkeiten, beſonders von Seiten des Fürſten Gregorius Orlow, den die Kaiſerinn zu dieſer Reichswürde erhoben hatte; unterdeſſen erhielt ſie ſich doch durch ihren Geiſt und Muth. Zwey Jahre nach der Revolution wurde ſie Wittwe. Zur Vormünderinn der Perſon und der Güter ihres Sohnes ernannt, fand ſie, daß deſſelben jährliche Einkünfte kaum zureichten, die Zinſen der Schulden ihres Mannes abzutragen. Sie begab ſich auf das Land, wo ſie mit einer ſo groſſen Haushältigkeit lebte, daß ſie dieſe Schulden ganz bezahlte. Als ihr Sohn ſein zwölftes Jahr erreicht hatte, erhielt ſie die Erlaubniß, ihn nach Engelland zu bringen, wo ich ſie zum erſten Male ſah. Sie hatte auch ihre damals ſechszehnjährige Tochter, Madame de Scherbinin, bey ſich, die ſie an den Sohn eines ruſſiſchen Gene-

rals verheirathet hatte, und der ſie zum Brautſchatze hunderttauſend Rubel mitgegeben hatte; die einzige Wohlthat, ſo ſie, wie ſie ſagte, von der Kaiſerinn empfangen; derſelben mit Diamanten beſetztes Bildniß ausgenommen, das ſie als ihr eigenes Ordenszeichen von ihrem Halſe abgemacht, um es der Prinzeſſinn ihrem umzuhängen.

Was mich ſehr in Verwunderung ſetzte, war, daß die Prinzeſſinn, indem ſie mir alles Dieß nochmals in Turin erzählte, nicht zu wiſſen ſchien, auf welche Weiſe eigentlich der Kaiſer ums Leben gekommen. Ich erzählte ihr, was ein berühmter, damals in den Dienſten deſſelben geſtandener italieniſcher Muſiker mir darüber in Wien, London und Paris, (an allen dieſen drey Orten hatte ich ihn angetroffen,) berichtet. Sie ſtellte ſich ſehr verwundert darüber an, und erkundigte ſich nach dem Muſikus; ich ſagte ihr: wo er zu treffen wäre, und zweifelte nicht, ſie würde ſuchen ihn darüber zu ſprechen zu bekommen. Ich ſah nachmals die Prinzeſſinn Daſchkow auch in Rom wieder; da ſie aber dort meiner Dienſte nicht mehr nöthig hatte, vergalt ſie mir die ihr in London und in Turin erzeigten, durch einen übeln Handel, den ſie mir zuzog, der mir den empfindlichſten Verdruß machte, und mich es

lebhaft bedauern ließ, ſie jemals gekannt zu haben.

Ich fragte die Fürſtinn um Nachrichten, von einem gewiſſen Auda von Nice, welchen ſie in Rußland beſchützt, und den ich bey ſeiner Rückkehr aus dieſem Lande gekannt hatte. Sie antwortete mir: er habe in ihres Vaters Hauſe bey ſeiner Ankunft in Petersburg gewohnt; und zur Zeit der Revolution habe ſie, da ſie ihn als einen Mann von Geiſt befunden, ſich ſeiner bedient, aber auf eine ziemlich unbeſtimmte Weiſe, und ohne ihn mit in das Geheimniß einzuweihen; nach der großen Begebenheit habe er ſich in den Kopf geſetzt: er ſey mit eines der Hauptwerkzeuge der Revolution geweſen; die Kaiſerinn habe ihn endlich zu einem ihrer Privatſecretaire gemacht; ihm dreyßigtauſend Rubel geſchenkt; und nach ihrer gewöhnlichen Großmuth ſich mit ihm abgefunden. Dieß habe ihm vollends den Kopf verrückt. Er habe nach einer Miniſterſtelle geſtrebt; ſichs einfallen laſſen, den Grafen Panin ſtürzen zu wollen; und ſich zu dem Ende in die Parthey der Orlowe geworfen; allein, da er geſehen, daß er doch nicht damit fortkäme, ſich am Ende glücklich geſchätzt, unter einem Vorwande mit einem Theile ſeines Vermögens, ſich wieder nach ſeiner Heimath begeben zu können. Dieſer Auda kam

einige Jahre nachher, als er sich in Nice niedergelassen hatte, durch einen Blitzstrahl um.

Bey meiner Ankunft in London fand ich: der Herzog von Northumberland und seine Familie, so wie auch Herr von Mackenzie und der gröſste Theil meiner Freunde hatten sich bereits auf das Land begeben. Ich ging nach dem nördlichen Engelland, meinen Sommer bey dem Herzoge zuzubringen; er drang hierauf in mich, ich möchte, wenn ich wieder mit den Angelegenheiten meiner Pfründen aufs Reine wäre, ihn auf einem andern seiner Landgüter, das er im mittäglichen Engelland in Devonshire besaſs, besuchen. Es war mir eine so angelegentliche Sache allen seinen Wünschen ein Genüge zu thun, daſs, obgleich dieſs viele Hin- und Herreisen mir äuſserst lästig fiel, ich Engelland abermals durchwanderte, einige Tage mit ihm und der Herzoginn zuzubringen; worauf ich hernach mit ihnen nach London zurückkehrte. Drey Monathe nachher starb die Herzoginn, indem wir es uns am allerwenigsten versahen; ich hatte noch den vorvorletzten Tag bey ihr zugebracht; es war Gesellschaft im Hause gewesen; in der sie, wie gewöhnlich, sich sehr froh und unterhaltend bewiesen hatte. Den folgenden Morgen besuchte ich sie wieder, und als ich sie verlieſs, muſste ich ihr

noch verſprechen, den Abend zu ihr zu kommen. Ich ſagte ihr, ich würde um neun Uhr da ſeyn. Um ſieben Uhr ſchickte ſie mir einen Bedienten, mich bitten zu laſſen, den Augenblick mich zu ihr zu verfügen; ich machte mich ſchnell auf, über dieſe dringende Eil nicht wenig erſchrocken. Sobald ich angekommen war, bat ſie mich, mich niederzuſetzen, und ſagte zu mir: „ich befinde „mich ſehr übel, ich bin überzeugt, daß ich nicht „lange leben werde; fürchte, daß ich das Be„wußtſeyn meiner ſelbſt ſchon verliere, ehe ich „vielleicht Abſchied von Ihnen nehmen und Ih„nen einen Auftrag geben könne, den ich Ihnen „noch anvertrauen will.“ Erſtaunt über dieſe Worte, that ich mein Möglichſtes ihr dieſe finſtern Gedanken aus dem Sinne zu reden; aber Alles, was ich ſagen mochte, war umſonſt. „Man hat mir vorhergeſagt,“ antwortete ſie mir, „ich würde mein ſechszigſtes Jahr nicht erle„ben; künftigen Donnerstag iſt mein Geburts„tag; ich fühle, daß die Wahrſagung in Erfül„lung geht, alſo laſſen Sie uns die Zeit mit eit„lem Sprechen nicht verlieren.“ — Sie ſagte mir hierauf Alles, was ſie mir noch anzuvertrauen gedachte, und nahm Abſchied von mir, als ob ſie mich nicht wieder ſehen ſollte.

Ich, der ich mich durchaus nicht überzeugen konnte, sie sey ihrem Ende so nahe, war in der That unvermögend in ihre Empfindungen darüber einzugehen. Ich sah sie noch den andern Tag wieder, aber an dem war sie schon so hinfällig, daß sie fast niemand mehr erkannte. In einem Augenblicke indeß, wo sie zu sich kam, heftete sie ihre Augen auf mich, und sagte zu mir: „Leben „Sie wohl, auf immer wohl!“ — Am Donnerstage Abend fragte sie: „was es um die Zeit „sey?“ man sagte zu ihr: „es ist sechs Uhr.“ — „So habe ich also noch zwey Stunden zu leben,“ erwiederte sie; „denn ich bin um acht Uhr ge„boren,“ und wirklich starb sie ohngefähr um acht Uhr, genau in ihrem sechszigsten Jahre. —

Ich verlohr in ihr nicht allein eine wahrhaftige Freundinn, sondern auch eine mächtige Beschützerinn; ich büßte sie in einem Augenblicke ein, wo das Ansehn, zu dem ihr Gemahl eben bey Hofe gelangt war, durch sie für meine Beförderung ins Werk gesetzt w[illegible]n sollte. Den Herzog kränkte dieser sein Verlust aufs Empfindlichste; er erfuhr bey dieser Gelegenheit meinen Eifer und meine Zuneigung gegen ihn. In welchem Glanze des Reichthumes er auch lebte, wie groß sein Ansehen in der Stadt und beym Hofe auch war, so hatte doch seine völlige Unthätigkeit für seine

Freunde, und der Ruf, in welchem er deshalb ſtand, ſie allmählich einen nach dem andern von ihm entfernt; zu einer Zeit, wo er des Troſtes ſehr bedürftig war, blieb alſo niemand, als ich um ihn. Ich verließ ihn ganzer drey Monathe lang nicht, und war der Einzige, der in dieſer ſehr langweiligenden Beſchäftigung die Probe aushielt. Ich kann ſogar ſagen, daß es mir ein herzliches Vergnügen machte, ihm von der Reinheit meiner Ergebenheit einen Beweis abzulegen; er mußte meine Uneigennützigkeit dabey um ſo viel mehr empfinden, da ich ihm ſchon ſo viele andre, ohne Belohnung gebliebene Dienſte erwieſen hatte.

Herr von Mackenzie theilte mir um die Zeit einen Entwurf mit, den er gemacht, mit ſeiner Gemahlin nach Neapel zu gehn; ſetzte aber dabey hinzu: die Reiſe würde nicht Statt finden, außer in dem Falle, wenn ich mich entſchlöſſe, mit von der Parthie zu ſeyn. Ich ſtand nicht bey mir an, ſeinen Vorſchlag anzunehmen, und war ſehr erfreut, eine Gelegenheit zu finden, ihm nützlich zu ſeyn, und einigermaaßen einige der Verbindlichkeiten, ſo ich ihm hatte, abzutragen. Er machte dem zufolge die nöthigen Vorkehrungen zu der Reiſe, welche er mich vors erſte geheim zu halten bat. Wir waren beynah ſchon im Begriff

abzugehen, als der Herzog von Northumberland, immer mehr davon überzeugt, wie nothwendig ich ihm sey, mir, durch Mylord Algernon Percy, vorschlagen ließ, mich gänzlich mit ihm zu verbinden; seinen Tisch, sein Haus, und zur Schadloshaltung für die Zeit, die ich ihm widmen würde, ein Jahrgehalt von zwölftausend Livres anzunehmen. Er versicherte mich dabey: er würde mir als einem andern Selbst begegnen, und ich sollte die Person seyn, die er überall als den besten seiner Freunde Jedermann vorstellen würde.

Dieses Anerbieten hatte etwas sehr Schmeichelhaftes für mich, ob ich gleich wohl begriff, daß der Herzog mir vorschlüge, meiner eigenen Existenz gewissermaaßen zu entsagen, um die seinige zu verdoppeln; und Das um einen Preis, der, obwohl beträchtlich für mich, dennoch in Rücksicht auf ihn, nur sehr mäßig genennt werden konnte. Vielleicht hätte ich zu jeder andern Zeit mich diesem Antrage gefügt; allein, da ich Herrn von Mackenzie einmal versprochen, die Reise nach Italien mit ihm zu machen, und es wußte, daß er sie ohne mich nicht unternehmen würde, konnte ich es nicht über mich gewinnen, darin dem ersten meiner Freunde ungetreu zu werden; und führte also dieß als Ursache meiner

abschlägigen Antwort an den Herzog von Northumberland an. Er wußte, daß Herr von Mackenzie, vierzehn Jahre vorher, mir erklärt hatte: ich dürfte nichts mehr von ihm erwarten, und möchte mich darüber mit keinen unnützen Hoffnungen schmeicheln. Er konnte also nicht umhin, das Edelmüthige in meiner Verfahrungsart zu loben; und dieß bewog ihn noch stärker, mich, wo möglich, an sich knüpfen zu wollen. Er sagte mir also: er würde mich ungern abreisen sehn; er bäte mich aber, ihm zu versprechen, sobald ich von meiner Reise zurück seyn würde, die nur ein Jahr lang dauern sollte, zu ihm zu kommen. Ich machte mich hierzu nicht durchaus verbindlich, und reiste ab, ohne nur einmal es Herrn von Mackenzie anzuvertrauen, was ich um seinetwillen ausschlüge; ich glaubte Dieß thun zu müssen, damit ich sein Zartgefühl nicht verwundete.

Ich will von dieser meiner neuen Reise keine umständliche Beschreibung machen, sondern nur so viel davon sagen, daß ich abermals Paris, Turin, Rom und Neapel besuchte; Städte, von denen ich bereits ausführlich genug geredet habe. Ich kehrte nach Engelland zurück, entschlossen, mich nun auszuruhen, still meiner selbst zu genießen, und der Welt mit allen ihren Hoffnun-

gen, die ich so oft als täuschend erfahren hatte, zu entsagen. Ich war beynahe funfzig Jahr alt; war es also nun nicht wohl Zeit, mir selbst zu leben, nachdem ich so lange mich Andern aufgeopfert. Was hatte ich seit den funfzehn Jahren gewonnen, daß ich den Großen, und andern in Würden und Ansehen stehenden Personen meinen Hof gemacht? Ich hatte mich vielmehr im Leben mit ihnen in Schulden gesteckt, sie hingegen nie einen Augenblick daran gedacht, sich in meine Umstände zu versetzen, und mir irgend nur den geringsten Zuwachs zu meiner Einnahme zu verschaffen. Diese Einnahme war mir übrigens hinlänglich, sobald ich für mich leben wollte, wie es sich für einen Mann meines Alters schickte, dem einige Hülfsmittel in seinem Geiste zu Gebote stehn, und dem es nicht ganz an Freunden seines eigenen Standes fehlte, die von ihm keine andern Dienste verlangten, als solche, welche sie selber bereitwillig waren, auch hinwiederum ihm zu erzeigen. Diese weisen, von so vieler Jahre Erfahrung unterstützten Betrachtungen, verhinderten mich, bey meiner Zurückkunft dem Herzog von Northumberland eine entscheidende Antwort zu geben. Ich bat blos Mylord Algernon Percy, welcher im Begriff war, zum Herzoge, seinem Vater, aufs Land zu gehen, ihm zu sagen:

ich würde, wenn ich reich genug wäre, das Vergnügen bey ihm zu seyn erkaufen zu können, keinen andern Ehrgeiz als den besitzen; aber auch, ohne irgend eine besondre Verbindlichkeit auf mich zu nehmen, immer Derjenige für ihn bleiben, der ich stets gewesen wäre. — Er kam nach London, und es war hierauf von weiter nichts die Rede.

Sechszehntes Capitel.

Tragische Begebenheit des Vicomte Du Barry zu Bath.

Die Jahrszeit, wo der Herzog von Northumberland ins Bad zu Bath zu gehen pflegte, war herangekommen; er schlug mir, wie gewöhnlich, vor, ihn dahin zu begleiten. Bath ist ein sehr angenehmer Aufenthaltsort, man kann es das Spa von Engelland nennen; nur ist dort noch Alles bequemer und prächtiger. Es war mir sehr lieb, einige Winterwochen daselbst zuzubringen, besonders mit dem Herzoge von Northumberland, der immer große Gesellschaft bey sich sah. Ich nahm die Parthie an, und ging mit ihm hin.

Wir fanden in Bath eine französische Familie, den Vicomte und die Vicomtesse Du Barry, die Madame Damer in Spa gekannt, und sie bewogen hatte, auch das Bather Wasser zu gebrauchen. Ich stiftete Bekanntschaft mit ihnen, und war Zeuge einer sehr traurigen Catastrophe, die ihnen dort begegnete, und die ich hier wieder berichten will.

Der Vicomte Du Barry war der Sohn des berüchtigten Grafen Du Barry, welchem man in Paris den Zunahmen le Roué gegeben hatte. Zur Zeit der großen Gunst der Madame Du Barry bey Ludwig XV. heirathete er die Tochter des Grafen von Tournon, aus einer ansehnlichen Familie, einem Zweige des Hauses des berühmten Cardinals dieses Nahmens. Der Prinz Soubise, Verwandter desselben, und besonders ein ziemlich naher dieser Dame, nahm sie aus dem Kloster, diese Heirath zu machen, und ich war selbst, bey meinem Aufenthalte in Paris, Zeuge des Unwillens des französischen Adels, über diese Verbindung, die von vielen Mitgliedern desselben für ziemlich unehrenvoll angesehn ward.

Die Vicomtesse Du Barry war von einem allerliebsten Wuchse, und einer blendenden Schönheit; sie hatte ein edles Aeußeres und viel Sanftmuth,

muth, verbunden mit Leichtigkeit und Würde in ihren Manieren; ihre Aufführung schien untadelich zu seyn.

Der Vicomte wurde an den Hof berufen; er erhielt die Stelle eines Cornette des Chevaux-Legers; der König verstattete ihm den Zutritt zu seinen Lustparthieen, und erzeigte ihm sehr viel Gnade. Er führte sich mit so ausgezeichneter Klugheit und Bescheidenheit auf, daß er den Haß nicht theilte, den man gegen seinen Nahmen hatte; unterdessen wurde er doch beym Tode des Königs in die Ungnade mit verwickelt, die seine Familie traf; und erschien nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. nicht mehr bey Hofe.

Im Jahre 1778 hielt er sich mit seiner Gemahlinn und Schwiegerinn, der Mademoiselle de Tournon, in Spa auf. Diese war damals funfzehn Jahr alt, hübsch, voller Grazie, besonders schimmerte sie im Tanzen, das sie leidenschaftlich liebte.

Sie hatten bey ihrer Abreise nach Bath inständigst in den Grafen Rice, einen irrländischen Edelmann, gedrungen, sie dahin zu begleiten. Der Graf von Rice war ein Neffe à la mode de Brétagne des Marschalls Lacey. Er hatte sich viel in fremden Ländern aufgehalten, wo er in den besten Gesellschaften gelebt, und sich schon

seit acht Jahren eng an den Vicomte Du Barry angeschlossen. Noch begleitete sie ein gewisser Herr Toole, gleichfalls ein Irrländer, der in französischen Diensten stand. Bey ihrer Ankunft in Bath mietheten sie ein schönes Haus; Madame Damer besuchte sie dort, und stellte sie ihren Freunden vor. Sie hielten offne Tafel; man spielte bey ihnen; sie machten großen Aufwand, und jedermann glaubte von ihnen, daß sie das beträchtlichste Vermögen besitzen müßten.

Wirklich gewann auch der Vicomte, außerdem, daß er mit einem ziemlich hohen Credite auf einen Londoner Banquier versehen war, sehr viel im Spiele, besonders im Pharao; das, ob es gleich in Engelland verboten ist, dennoch manchmal bey ihm gespielt wurde.

Ich ward bey meinem Aufenthalte in Bath bey Madame Du Barry eingeführt, und fand, ihr Haus so angenehm, daß selten Tage vorbeygingen, an denen ich es nicht besucht hätte.

Eines Abends, als Madame Du Barry viele Leute bey sich hatte, bemerkte ich Unruhe an ihr, und fragte sie um die Ursache davon; sie beklagte sich über Kopfschmerz. Der Vicomte erschien nicht; ich erkundigte mich nach ihm, es hieß, er wäre unpäßlich und der Graf Rice

hielte ihm Gesellschaft. Seine Gemahlinn ging wohl zwanzigmal aus dem Zimmer, unter dem Vorwande, frische Luft zu schöpfen, aus und ein; endlich aber blieb sie ganz aus, und ließ nur Mademoiselle de Tournon nach, die Honneurs der Gesellschaft zu machen.

Den folgenden Tag um neun Uhr Morgens erzählte man mir: der Vicomte Du Barry habe sich mit dem Grafen Rice geschlagen, sey in dem Duell umgekommen, und der Graf gefährlich verwundet worden. In dem Augenblicke dachte ich mir die Lage der Vicomtesse in der ganzen Verwirrung, in der sie seyn mußte. In einem Augenblicke ihres Gatten und ihrer Freunde beraubt, (denn Herr Toole war einer der Secundanten gewesen,) jung, fremd, und ohne Erfahrung, in einem Lande, von dem sie die Sprache nicht kannte, von lauter fremden Bedienten umgeben, mußte sie wohl in der äußersten Verlegenheit seyn. Ich eilte zu ihr, ihr meine Dienste anzubieten, und begehrte zuerst mit ihrem Kammerdiener zu reden. Seine Herrschaft wußte noch von nichts; die beyden Freunde waren um zwey Uhr nach Mitternacht ausgegangen; alle Bemühungen und Thränen der Gräfinn hatten sie nicht davon abhalten können. Unter dem Vorwande, mit ihr in den Eßsaal herunter zu kommen, hat-

ten ſie ſchnell die Straße erreicht; ſie war ihnen mit lautem Geſchrey nachgelaufen, allein jene hatten ihre Schritte nur verdoppelt, und die Stille der Nacht ſie ihr bald aus dem Geſichte gebracht. Man ſtelle ſich dieſe reizende Perſon vor, allein, um zwey Uhr nach Mitternacht, in Bath umherirrend, ohne Zurechtweiſer, und ihrer Verzweiflung überlaſſen! Ihr Kammerdiener, der ſie aufſuchte, fand ſie an eine Mauer gelehnt, beynah in Ohnmacht geſunken, und brachte ſie nach ihrem Hauſe zurück.

Es war nach allen Seiten ausgeſchickt worden, ohne daß man ein Wort von dem Vicomte Du Barry und dem Grafen Rice in Erfahrung hatte bringen können.

Die Bedienten kamen zwar mit einigen allgemeinen Gerüchten von einem vorgefallenen Duelle wieder, aber es war nichts Gewiſſes. Ich hielt es noch nicht für gelegen, die Vicomteſſe ſelbſt zu ſprechen zu bekommen. Man ſagte mir: der Graf von Rice ſey in ein Wirthshaus gebracht worden; ich begab mich hin, er war erfreut mich zu ſehen. Er erzählte mir den Gegenſtand und die Gelegenheit ihrer Streitigkeit. Der Urſprung davon war nicht wichtig; aber die Art, wie er ſagte, daß ſie herbeygeführt worden ſey, hatte ſie dazu gemacht. Er hatte dem Grafen Du

Barry über eine gewiſſe Betheuerungsformel, die ihm oftmals entfuhr, einige Vorſtellungen zu thun ſich herausgenommen. Dieſer hatte die Vorſtellung ſehr übel vermerkt, und ihn in der Hitze des Zankens Lügen geſtraft. Jenen, der ſehr lebhaft war, hatte die Kaltblütigkeit ſeines Freundes nur deſtomehr in Harniſch gebracht, und der Wortwechſel war endlich dahin gediehen, daß beyde übereingekommen waren, auszugehen, und ſich mit Piſtolen auf Leben und Tod zu ſchlagen.

Man behauptete indeß nachher, dieß ſey nur ein Vorwand geweſen, und Herr Du Barry habe angefangen gehabt, aus einer ganz andern Urſache den Grafen von Rice zu haſſen, der ſogar einer gewiſſen Dame in Bath ſeine Unruhe deshalb bezeigt haben ſollte. Unterdeſſen habe ich Urſache zu glauben: dieſer Argwohn ſey nicht gegründet. Der Vicomte hatte Herrn Toole und einen gewiſſen Rogers, einen irrländiſchen Edelmann, zu Secundanten beſcheiden laſſen; dieſe nahmen einen Wundarzt mit ſich und gingen hierauf alle zuſammen aus der Stadt heraus. Sie warteten vier Stunden lang den Anbruch des Tages in einem aus Bath mitgenommenen Wagen ab, während welcher Zeit die Bedingungen des Zweykampfes abgeredt wurden. Der Vicomte, ungeduldig ſich zu ſchlagen, ſtieg, ſobald es nur

dämmerte, aus, that, nachdem der Platz gewählt worden war, den ersten Schuß, und verwundete den Grafen von Rice im Beine. Dieser schießt wieder; trifft den Vicomte in die Brust, durch die große Pulsader, so daß jener ganz in Blut gebadet, niederstürzt. Der Graf von Rice nähert sich ihm hierauf, mit dem Degen in der Hand; der Vicomte, der sich schon ganz schwach zu werden fühlte, ruft ihm zu: „Ich bitte Sie „ums Leben.“ — „Ich schenke es Ihnen,“ antwortete ihm sein Gegner; allein, indem er diese Worte ausspricht, sieht er jenen schon sich auf der Erde wälzen, Blut ausspeyen, und einen Augenblick darauf den Geist aufgeben. Der Graf von Rice, der auch nicht mehr das Stehen behalten konnte, setzte sich auf den Boden, der Wundarzt verband ihm seine Wunde; die Kugel war ihm oben durch das Bein bis zum Knochen durchgegangen. Die Verletzung konnte tödtlich seyn, nur mit Mühe wurde er nach Bath zurückgeschafft.

Unterdessen hatte die Vicomtesse nach allen Seiten hin ausgeschickt. Ein dumpfes Gerücht vom Tode ihres Gemahls hatte sich ausgebreitet, allein ihre Bedienten wagten es nicht, es ihr zu hinterbringen. Als ich von dem Grafen von Rice zurückkam, fand ich ihren Maitre-d'Hotel

nach mir ſuchend. Er kam, mich zu benachrichtigen: ſeine Herrſchaft ſey in der lebhafteſten Unruhe; ſie hätte durchaus ſelbſt ausgehen wollen, Erkundigungen über ihren Gatten einzuziehen, man wiſſe gar nicht mehr, unter welchem Vorwande man ſie davon abhalten ſolle. Ich ging augenblicklich zu Madame Macartenay, einem der Frauenzimmer in Bath, gegen die die Vicomteſſe das meiſte Zutrauen hatte, und bat ſie, ſich mit mir zu ihr zu verfügen. Sie ging zuerſt hinein, und ſagte ihr: ich brächte die Nachricht mit, ihr Mann hätte ſich mit dem Grafen von Rice geſchlagen, und ſey tödtlich verwundet. Eine Viertelſtunde darauf trat ich herein, und fand ſie in einer Betrübniß, die man ſich leichter vorſtellen, als beſchreiben kann. Ich mußte dieſe leider, durch Erzählung des traurigen Endausganges des Zweykampfs, aufs Aeuſſerſte bringen; ſie überließ ſich allen Anfällen eines Schmerzes, der mir zu wahr und tief ſchien um nicht eine bündige Widerlegung der Läſterungen zu ſeyn, womit die Verläumdung ſie in einer ſo mitleidenswerthen Lage nachher anzufeinden gewagt hat.

Man behauptete nämlich, der Graf von Rice hätte die Eiferſucht des Vicomte erregt, und dieß ſey die erſte Urſache ihrer Entzweyung

geweſen. Die Vicomteſſe ſchrieb darüber ſogar an ihn; allein da er außer Stande ſich befand, ihr ſchriftlich zu antworten, erbot ich mich, den Zettel zu überbringen, und eine mündliche Antwort darauf zu erhalten. Man hatte mich um den Inhalt des Briefes nicht wiſſen laſſen; ich ſagte alſo Dieß dem Grafen, indem ich ihm denſelben zuſtellte, und rieth ihm, blos eine Antwort in allgemeinen Ausdrücken darauf zu ertheilen, die von niemand anders als von der Vicomteſſe verſtanden werden könnte.

Er trug mir alſo auf, ihr zu ſagen: er habe Befehl wegen Deſſen ausgeſtellt, was ſie ihn in Ordnung zu bringen gebeten, und erſuche ſie durch mich, ihm ihren Kammerdiener zuzuſchicken, dem er Etwas mitzutheilen habe. Durch dieſen Kammerdiener ſchrieb er ihr gleichwohl nachher, und man wunderte ſich über einen ſo ſchnell entſtandenen Briefwechſel zwiſchen zwey Perſonen, die ſo wenig miteinander hätten gemein haben müſſen.

Ich brachte den ganzen Tag damit zu, der Vicomteſſe Troſt zuzuſprechen. Man ſchickte einen eigenen Boten nach London an Madame Damer, die vierzehn Tage vorher Bath verlaſſen hatte, ſie zu bitten, ſobald als möglich, ſich zu ihrer Freundinn zu begeben, und ich beſchäftigte

mich mit Anſtalten zu ihrer Abreiſe, für den Augenblick, wenn Madame Damer angekommen ſeyn würde. Von Zeit zu Zeit beſuchte ich den Grafen von Rice, aus ihm Aufklärungen über die Angelegenheiten des Vicomte herauszubringen. Ich erfuhr von ihm: der Brief der Vicomteſſe und ſeine Antwort hätte keinen andern Gegenſtand als dieſe Angelegenheiten gehabt. Der Vicomte hatte für Alles geſorgt, und ſeine Rechnungen in Ordnung gebracht. Er erwartete von ſeinem Banquier eine Summe von vierhundert Louisd'ors; man ſagte, er habe ſelber noch zweyhundert in ſeinem Portefeuille, und hundert und funfzig in ſeinem Beutel gehabt, deren ſich ſein Secundant Herr Toole, ehe er ihn verlaſſen, bemächtiget. Allein Herr Toole zeigte ſich nicht; er fürchtete von der Juſtiz verfolgt zu werden, wenn das Protocoll, was aufgenommen werden ſollte, dem Grafen von Rice nicht günſtig ausfiele. Es war Urſache zu fürchten, daß es das nicht würde, weil aus allen Umſtänden erhellte, daß beyde Secundanten ſich darüber einig geweſen: einer von den Streitern müſſe auf dem Platze bleiben. Sie hatten einen Abſtand von fünf und zwanzig Schritten abgemeſſen, aus dem jene nicht heraustreten ſollten, und ausgemacht: Jeder möge auf den Andern losgehen, wie es ihm gut

beuchte. Jeder von ihnen war mit ein Paar Piſtolen und einem Degen bewaffnet geweſen; zuletzt war auch ſogar beſtimmt worden: der Sieger ſolle ſeinem Gegner, auch wenn er ſchon zur Erde gefallen ſey, ohne Quartier zu geben, das Garaus machen. Nach den engliſchen Geſetzen, war es daher, bey ſo bewandten Umſtänden, ſchwer, dieſen Zweykampf für eine bloße Rencontre auszugeben.

Vier und zwanzig Stunden nach dem Abgange des Eilboten langte Madame Damer in Bath an; ich benachrichtigte ſie: der Graf von Rice verlange ſie zu ſprechen; rieth ihr aber ab, einen Schritt zu thun, der den nachtheiligen Argwohn des Publicums gegen die Vicomteſſe rechtfertigen könnte.

Sie begnügte ſich alſo, ihm ſagen zu laſſen: ſie könne, falls er ihr nicht etwas durchaus weſentlich die Umſtände des Vicomte Angehendes mitzutheilen habe, ihn nicht beſuchen; und bäte ihn um ſein Ehrenwort, daß er nicht anders als unter dieſer Bedingung ſie zu ſich kommen möchte laſſen. Er antwortete: er wolle die Vicomteſſe nicht compromittiren, und hoffe ihr in kurzer Zeit ſchreiben zu können. Da Alles in Ordnung gebracht war, drang ich in Madame Damer, die Vicomteſſe mit ſich wegzuführen, verſprach

ihnen auch, das Begräbniß des Vicomte und die in Ordnungbringung der übrigen Angelegenheiten deſſelben zu beſorgen. Sie reiſten ab, von Mademoiſelle de Tournon und ihrer ganzen Hausgenoſſenſchaft begleitet. Den folgenden Tag begab ſich die Juſtitz nach dem Orte hin, wo der Zweykampf vorgefallen, und erklärte in dem Protocolle den Tod des Vicomte für einen in der Hitze des Blutes begangenen Todſchlag (manslaugther). Weder der Graf von Rice noch die Secundanten hatten alſo mehr etwas von Folgen zu fürchten. Ich beſuchte Erſteren verſchiedene Male; er brachte mich über Alles aufs Reine, was der Vicomteſſe zu wiſſen wichtig war. Ich reiſte nach London ab, und kam früh genug dort an, um ihr Alles vor ihrer Abreiſe nach Frankreich zu überbringen, wohin Madame Damer ſie zurückbegleitete.

Einige Tage nachher ſah ich Herrn Toole, der der Vicomteſſe das Portefeuille und den Beutel ihres Mannes zurückgegeben hatte, ehe er Bath verlaſſen; auch er theilte mir noch einige Particularitäten, den Streit der beyden Freunde betreffend, mit. Als ſie ihn hatten holen laſſen, waren die Sachen zwiſchen ihnen bereits auf einen Punkt gediehen, der keine Möglichkeit mehr übrig ließ, ſie auszugleichen. Die Andern hatten

ihn indeß nicht von der wahren Urſache ihres Zwiſts unterrichtet; allein er zweifelte nicht, daß nicht der Urſprung davon in der Eiferſucht zu ſuchen ſey, die der Vicomte gegen ſeinen Freund gefaßt hätte; ob er gleich ſehr entfernt war, zu glauben: die Vicomteſſe habe im geringſten Gelegenheit dazu gegeben. Seit dieſer Zeit habe ich verſchiedne Male auch mit dem Grafen von Rice über eben dieſe Materie geſprochen. Er verſicherte mich: die wahre Urſache des Zwiſtes ſey die Entdeckung einer von dem Vicomte gehegten Abſicht ihn zu vergiften geweſen, welche er an dem Morgen dieſes Tages gemacht hätte. Ich ſtellte ihm vor: er thäte am Beſten, dieſen Grund geheim zu halten; denn in der Unmöglichkeit, eine ſolche Unthat hinlänglich zu beweiſen, wäre zu befürchten: die Anklage dürfte als eine Verläumdung gegen einen Mann betrachtet werden, der nicht mehr im Stande ſey, ſich zu vertheidigen. —

Siebzehntes Capitel.

Duchilton wird des Umganges mit den Großen müde. — Ursachen, die ihn davon abbringen.

Ich muß zur Ehre der Engelländer sagen, daß ihre Menschlichkeit bey solchen Gelegenheiten die aller andern Nationen übertrifft. Eine beträchtliche Menge von Herren und Damen, die Madame Du Barry kaum kannten, kamen, ihr ihre Dienste, und, was niemals zweydeutig ist, die ihres Beutels, anzubieten. Zwey oder drey, die damals in London befindlich waren, eilten, als sie ihre verdrießliche Lage erfuhren, ihr zu Hülfe zu kommen; unter andern der General Smith, von dem sie vierhundert Louisd'or annahm, ihre Angelegenheiten in Bath in Ordnung zu bringen, und die sie ihm bald darauf auch wieder zurück gegeben hat.

Der Herzog von Northumberland und ich kehrten nach London zurück; ich griff wieder zu meiner alten Lebensweise, und theilte meine

Zeit zwiſchen meinem Studiren und einigen beſondern Freunden, unter denen ſich eine Dame befand, von der ich noch nicht geredet habe; ob ſie gleich von allen Freundinnen, die ich je beſeſſen, Diejenige iſt, von der ich ſeit fünf und zwanzig Jahren, daß ich mit ihr in Verbindung geweſen, die ſtandhafteſten Beweiſe von Freundſchaft erhalten habe. Madame Titchborne, (dieß iſt ihr Nahme) war die vertraute Freundinn der Herzoginn von Northumberland, ohngefähr von einem Alter mit ihr; von ihrer erſten Jugend an war ſie mit ihr auferzogen worden. Ich wurde ſehr bald auf die angenehme Wendung ihres Geiſtes aufmerkſam, und ihr ſehr für ihr Wohlwollen gegen einen Ankömmling in dieſer Familie, um deren Gunſt ich mich bemühte, verpflichtet. Madame Titchborne, da ſie merkte, daß ich mich an ſie zu knüpfen wünſchte, munterte mich mit Güte auf. Sie ergriff jede Gelegenheit mich geltend zu machen, und trug nicht wenig dazu bey, daß ich bey dem Herzoge und der Herzoginn wohl angeſchrieben ward. Als ich mit dem Lord Algernon Percy auf Reiſen war, errichteten wir einen Briefwechſel unter uns, den ſie während meiner Abweſenheit mit einer ununterbrochenen Genauigkeit unterhielt; er machte eine der gröſſten An-

nehmlichkeiten meines Lebens aus; denn außerdem, daß er mir von dem gröſsten Nutzen war, gab es keine Engelländerinn, die ſchönere Briefe, als Madame Titchborne, zu ſchreiben verſtand. Sie waren, wie ihre Unterhaltung, natürlich, lebhaft, fröhlich; voll Vernunft, Geiſt und Intereſſe. Als die Uebereinſtimmung unſers Geſchmacks und unſerer Verbindungen vollends das Band der Freundſchaft zwiſchen uns befeſtiget hatte, ſo kamen immerfort ihre Aufmerkſamkeiten allen meinen Wünſchen zuvor. Selbſt ſehr wenig anmaaſslich, glaubte ſie ſich vielmehr zu jeder Gefälligkeit verpflichtet; vergaſs ihrer ſelbſt für ihre Freunde; richtete ſich nach allen ihren Verlangen; machte ihre Neigungen, ja ſogar Streitigkeiten zu den ihrigen; ſie wird immer in meinen Augen eines der vollkommenſten Muſter einer wahren, aufgeklärten, herzlichen und zuverläſsigen Freundſchaft ſeyn. Ihr bin ich den Gedanken ſchuldig, dieſe meine Denkwürdigkeiten zu Papiere gebracht zu haben.

Madame Titchborne kannte ſehr genau die Art zu denken des Herzogs von Northumberland. Sie hatte oftmals mit mir darüber geredt; aber ich war ſo ſehr von ihm eingenommen, daſs ich auf den Rath nicht achtete, den ſie mir ertheilte, mich ihm weniger ganz als ich es

that, hinzugeben. Gleichwohl machte mich doch der Zug ein wenig irre, den ſie mich an ihm bemerken ließ: daß es ſeine Art ſey, für Diejenigen gar nichts zu thun, die er perſönlich an ſich zu binden wünſchte. Einige Begebenheiten, die ich hier auslaſſe, unterſtützten dieſe ihre Anmerkung, und öffneten mir endlich völlig die Augen.

Ob gleich mein Betragen gegen Herrn von Mackenzie, was dem Herzoge nicht unbekannt war, bey mir von der Anwendung einer ſolchen Vorſicht ihn eine Ausnahme hätte machen laſſen ſollen, ſo befand ich mich doch ſo ſehr in dem Falle, die Wirkung davon zu erfahren, daß ich von der Wahrheit jener Bemerkung endlich überzeugt ward. Ich war geneigt, ſehr günſtig vom Herzoge von Northumberland zu denken; ſehr wenig ſogar fehlte daran, ich hätte ihn ſeine Partheylichkeit für mich, ob ſie gleich meinem Intereſſe ſtark zuwider lief, noch gar gut angeſchrieben. Allein eine natürlichere Betrachtung trat endlich an die Stelle dieſes Uebermaaßes von Treuherzigkeit; ich ſchämte mich der Einfalt meines Charakters, und meiner bisherigen Unkunde der Großen, mit denen ich gleichwohl den beſten Theil meines Lebens zugebracht habe. Es that mir Leid, ſo viel Zeit damit verloren zu haben, mich durch Denjenigen, auf den ich doch mit gröſ-

kem Rechte zählen zu können geglaubt, hinterge-hen haben zu laſſen; um alſo nicht aus meiner natürlichen Mäßigung herauszutreten, ſchützte ich eine Reiſe nach Italien vor, mich von ihm zu entfernen, und verſah mein Porteſeuille mit Regniers Satyre auf die Großen; im-mer dieſes vortreffliche Präſervativ gegen die Reize ihres Umganges bey mir zu haben. Ich will ſie zum Schluſſe dieſes Capitels herſetzen:

Les grands Seigneurs.

Il faut toujours aux grands Seigneurs
Rendre toutes sortes d'honneurs;
Les aimer, c'est une autre affaire.
Qui ne les connoit qu'à demi
S'honore d'être leur ami;
Qui les connoit ne l'est guère.
Ils sont d'un commerce très doux
Tant qu'ils ont d'affaire à vous:

Hors de là c'est tout le contraire.
Comme si tout leur étoit dû,
Chez eux d'un service rendu
L'ingratitude est le salaire.
Il ne leur faut pour serviteur
Que des fades adulateurs;
La vérité leur est amère.

Approcher d'eux comme du feu;
Les bien connoître et les voir peu,
C'est le mieux que Vous puissiez faire.
Au dehors ils semblent heureux,
Et tout semble être fait pour eux;
Au dedans ce n'est que misère.
Chaque passion, tour-à-tour,
Comme une espèce de vautour
Les déchire et les désespère.
D'une sotte gloire bouffis,
Des Dieux ils s'estiment les fils.
Sosie est peut-être leur père,
Leur mère en sait la vérité.
Quoi qu'il en soit, la vanité
Fait presque tout leur caractère.
Ce sont des ballons que le sort
Pousse en l'air, ou plus ou moins fort,
Et dont il joue à sa manière;
Des globes de savon et d'eau,
Que forme au bout d'un chalumeau
D'un enfant l'haleine légère:
Chaque globe est plus ou moins grand;
Mais tous ne sont plein que de vent.
Telle est des grands la troupe entière.
Dès l'enfance à l'erreur livrés,
Et de la vérité sevrés,
Ils se repaissent de chimère.

A peine ont ils le sens commun:
J'en excepte pourtant quelqu'un,
Que j'estime et que je révère.
Le reste n'est bon qu'à noyer;
Aussi j'opine à l'envoyer
Par le plus court à la rivière. —

Horaz hat dieſen nämlichen Sinn in zwey trefflichen Verſen ausgedrückt:

Dulcis inexpertis cultura potentis amici,
Expertus metuit.

Achtzehntes Capitel.

Duchillon's Unbeſtändigkeit und Schwäche. — Er ſchifft ſich wieder auf dem ſtürmiſchen Meere der großen Welt ein. — Charltons Quid pro quo.

Ich hatte mich auf das Land zurückgezogen, wo ich mich wieder mit Studiren beſchäftigend, in dem Umgange mit den großen Männern des Alterthums der Zufriedenheit genoß, die ich vergeblich in dem mit den Vornehmen des Jahrhunderts geſucht, als ich in der Londoner Zeitung las, Mylord Mountſtuart wäre zum außerordentlichen Geſandten des Königs von Großbritannien am Turiner Hofe ernannt worden.

Dieſer junge Herr war der älteſte Sohn des Lord Bute; ich hatte ihn an dem Turiner Hofe gekannt, als er Italien beſuchte. Seit meiner Rückkehr nach Engelland ſah ich ihn ſelten, und nur, wenn ich ihm auf dem Lande bey ſeinem Vater begegnete. Ich hatte für ihn die Zuneigung, die ich dem Sohne des Lord Bute, und

ſeinem angenehmen Aeußern ſchuldig war; er hatte immer für mich diejenigen Aufmerkſamkeiten gehabt, die er einem Manne, den er bey ſeinem Vater häufig antraf, nicht verſagen konnte.

Ich wußte nicht, ob ich ihm ſchreiben ſollte, ihm über die von dem Könige an ihm getroffene Wahl Glück zu wünſchen, als ich einen Beſuch von einem Freunde Langlois erhielt, der in die Gegend, in welcher ich mich befand, zum Jagen kam. Ich theilte ihm meinen Gedanken mit; er drang in mich, ihn zu verfolgen, und ſetzte, mich zu dem Entſchluſſe zu bringen, hinzu: unſtreitig würde Lord Mountſtuart mir den Antrag machen, mit ihm nach Turin zu gehen, da es ihm unſtreitig ſehr lieb ſeyn müßte, einen Freund bey ſich zu haben, der den Turiner Hof ſo gut kennte, als ich. Noch bat er mich zu bedenken, daß außer der Gelegenheit, die Das mir anbieten könnte, meine Vermögensumſtände zu verbeſſern, indem ich dem Staate nützlich würde, es mir das Vergnügen verſchaffte, Italien, was ich ſo liebte, noch einmal wieder zu ſehn; die Rolle eines Freundes eines vornehmen Herrn, wie Lord Mountſtuart, ſo ich dort ſpielen würde, könne nicht anders, als mir, ſo lange als ſie dauerte, eine ſehr angenehme Lage gewähren; und ich würde, falls ich mich nur nicht durch eine feſte

Verbindlichkeit an ihn knüpfte, doch immer Herr seyn, sie wieder zu verlassen, wenn sie mir nicht mehr gefallen sollte. Ich ließ mich durch diese Gründe überreden; schrieb an den Lord, und die Antwort war so, wie mein Freund sie vorher gesehen hatte.

Mylord Mountstuart, indem er mir für mein Compliment dankte, lud mich auf die dringendste Weise ein, ihn nach Turin zu begleiten, um ihn dort in das Geleise seiner Geschäfte zu bringen. Er bat mich, bey ihm die Stelle eines Freundes zu vertreten; und versicherte mich: ich würde bey ihm alle Sorgfalt und Erkenntlichkeit finden, die ein solches Opfer meinerseits verdiente. Mein Freund hatte mich eben verlassen, als ich diese Antwort empfing; ich hatte unterdeß ernsthafte Betrachtungen über die neue Verpflichtung, die ich im Begriffe über mich zu nehmen stünde, angestellt; und beschloß, mich zu entschuldigen. Ich schrieb an Mylord: meine Gesundheit und meine in Unordnung gekommenen häuslichen Angelegenheiten beraubten mich des Vergnügens, seinen Vorschlag anzunehmen; unterdessen begäbe ich mich nach London, ihn vor seiner Abreise noch zu sehen, und ihm alle möglichen Nachrichten zu ertheilen, die ihm in seiner neuen Laufbahn nützlich seyn könnten. Wirklich machte ich mich auch,

ob ich mich gleich mehr als dreyhundert Meilen von der Hauptſtadt entfernt befand, auf den Weg, ihm dieſen Beweis meines Eifers zu geben.

Ehe ich die Provinz Northumberland verließ, wollte ich nach Allnwick gehen, um dort verſchiedne Sachen in Ordnung zu bringen. Unterwegens begegnete ich einem gewiſſen Charlton, Oberaufſeher der Güter des Herzogs von Northumberland, der in dieſe Stadt zurückkehrte, in welcher er eine Wohnung hatte. Es war Mitternacht, als wir ankamen. Charlton läuft nach Hauſe; Jedermann war zu Bette; er klopft lange an, ehe er gehört wird. Endlich öffnet eine Magd das Fenſter, und fragt: „Wer da?“ — „Ich bins!“ ſagt Charlton. — „Wer ſind Sie denn?“ antwortet jene. — „Wie? Du kennſt mich nicht?“ — „Ganz und gar nicht!“ — „Kennſt Deinen Herrn nicht?“ — „Meinen Herrn! ha! der liegt ſchon ſeit zwey Stunden zu Bett bey der Frau.“ — „Was Teufel!“ ſchreyt Charlton auf, „es liegt jemand bey meiner Frau!“ — „Geht, geht euerer Wege, Freund,“ ſagt die Magd, „Ihr ſeyd ein betrunkener Menſch, glaube ich;“ und drauf ſchlägt ſie das Fenſter zu, ohne was Weiteres antworten zu wollen. Charlton klopft aufs Neue an, aber umſonſt; und nur erſt eine Vier-

teilstunde nachher wird er inne: daß er an die Thüre seines .... Nachbars angeklopft hatte.

Sobald ich mich in London befand, ließ Lord Mountstuart durch einen gemeinschaftlichen Freund abermals und stärker in mich dringen, ihn nach Turin zu begleiten. Lord Bute kam selbst in die Stadt, mich dazu zu überreden, und ich konnte dem inständigen Verlangen eines Mannes, dem ich so gänzlich ergeben war, nicht widerstehen. Ein letztes Hinderniß, eine mir ganz neu anzuschaffende Garderobe, wurde bald gehoben; und zweyhundert Louisd'ors, die ich dazu empfing, halfen mir, mich in Kleider zu setzen. Lord Mountstuart machte mich von dem Augenblicke an mit seinen Geschäften, seinen Entwürfen und seinen Gedanken bekannt. Er hätte, sagte er mir, jährlich zehntausend Louisd'or zu verzehren; er wollte sein Haus auf den besten Fuß setzen, und gedächte nicht lange in Turin zu bleiben; die Aussicht eines bald bevorstehenden Friedens ließe ihn hoffen, bald zu einem noch beträchtlichern Posten, vielleicht dem in Paris oder in Madrid zu gelangen; und nur in dieser Hoffnung habe er sich entschlossen, einen minder glänzenden Auftrag anzunehmen.

Neunzehntes Capitel.

Anecdote von Lord Bute und Lord Chatam.

Da ich einige Tage vor Ernennung ſeines Sohnes mit Lord Bute aufs Land gegangen war, ſo hatte ich Gelegenheit, bis auf den Grund von allen Umſtänden einer Sache unterrichtet zu werden, über die man in Engelland ſehr verſchiedene Urtheile fällte; daher das Gehörte mir wichtig genug vorkam, es ſogleich aufzuzeichnen.

Im Monate Januar 1778 nahm der Doctor Addington, ein groſſer Bewunderer und fleiſſiger Beſucher des Lord Chatam, als er zu dem damals kranken Ritter Wrigth gerufen worden war, von dem er wußte, er ſtehe in genauer Verbindung mit Lord Bute, die Gelegenheit wahr, zu ihm von der beſondern Hochachtung zu reden, die Lord Chatam gegen Lord Bute's Character hege; und, weil unter ihnen das Geſpräch ſehr oft auf die Angelegenheiten der Zeit fiel, ſo bedauerten der Arzt und der Kranke

immer, daß ihre beyden Gönner ſich gar nicht vereinigen könnten, die wankende Nation gemeinſchaftlich wieder emporzuheben. Der Doctor Addington ſprach hierauf von eben dieſer Materie gegen den Lord Chatam, der ihm daſſelbe, was er ihm ſchon ehemals über jene ſeine Geſinnung gegen den Lord Bute, und das Verlangen geſagt, wiederholte, welches er empfände, mit jenem daran zu arbeiten, Engelland aus der ihm bevorſtehenden dringenden Gefahr zu erretten. Da der Doctor Addington dieſe Rede aufs Neue dem Ritter Wright, und der Ritter ſie dem Mylord Bute wieder erzählt hatte, antwortete dieſer Herr: Lord Chatam würde ihn immer bereitwillig finden, mit ihm zu allen Beſtrebungen beyzutragen, dem Könige und der Nation zu dienen; er ſagte ihm, daß, wenn er in einiger Verbindung mit Lord North ſtände, er ihm rathen würde, den König dahin zu bewegen, daß er ſich des Lord Chatam bediene, und ihm einen Antheil in ihrem Vertrauen zukommen ließe. Lord Chatam verſtand unter dem Ausdrucke: zu allen Beſtrebungen beyzutragen, Lord Bute habe einen Theil ſeines Einfluſſes auf den König beybehalten; er hatte alſo nichts Angelegentlicheres, als ihm ſagen zu laſſen: es ſey nothwendig, unverzüglich eine neue Verwaltung

einzurichten, ſowohl die americaniſche als britiſche Nation zu beſänftigen, und dachte dabey an nichts Geringeres, als an eine gänzliche Veränderung des Miniſterii. Ueberdem hatte der Doctor Addington noch den Mylord Chatam überredt, dem Lord Bute vorzuſchlagen, mit ihm mündliche Verabredung über das Ergreifen anderer Maaßregeln zu nehmen, und wurde der Ueberbringer dieſes Vorſchlags, vermittelſt des Ritters Wright. Mylord Bute, ſehr darüber verwundert, daß die Sachen ſo weit getrieben worden wären, und daß man ſo übel die allgemeinen Ausdrücke verſtanden, deren er ſich bedient, indem er über den verdrießlichen Zuſtand der allgemeinen Angelegenheiten geredt, dictirte folglich dem Ritter einen an den Lord Chatam gerichteten vorzeigbaren Brief, deſſen Hauptinhalt war: er habe gänzlich die öffentlichen Geſchäfte aus den Augen verloren, und auf immer dem Antheilnehmen an denſelben entſagt; er ſetzte noch hinzu: es ſey ſchon verſchiedene Jahre her, daß er den König nicht geſehen, und könne daher dem Lord Chatam bey den Abſichten, welche deſſen Ziel wären, von gar keinem Nutzen ſeyn. Am Schluſſe dieſes Briefes lehnte er endlich die mündliche Zuſammenkunft mit dieſem Herrn völlig ab.

Man glaubte einen Widerſpruch zwiſchen dieſem Briefe und der erſten Botſchaft des Lord Bute an den Lord Chatam zu finden; die Freunde des letzteren breiteten das Gerücht aus: Lord Bute habe mit gröſter Bereitwilligkeit Lord Chatams Anerbieten, ihm zum Sturze des Miniſteriums behülflich zu ſeyn, angenommen; allein ſobald er gemerkt, dieſer Lord habe nicht die Abſicht, ihn zu der neuen Verwaltung mit zuzulaſſen, ſeinem Beytragen dazu wieder entſagt, und nur dann erſt gefunden, er könne ihm von keinem Nutzen dazu ſeyn. Allein Scharfſichtigere ſehen in allen dieſem weiter nichts, als ein übereiltes Verlangen der beyden Subalternen, ihre Gönner in dem öffentlichen Amte zu erblicken, wozu Lord Chatam ſich etwas allzubereitwillig hergegeben hatte; ſo daß er ſich ſelbſt ein wenig über die Art von Unſchicklichkeit verblendet, ſich dieſes Canals zu bedienen, die Mitwirkung des Lord Bute zu erhalten. Dieſer, da er niemals des Vorhabens geweſen war, wieder ins Miniſterium einzutreten, hatte alſo ſchnell Lord Chatams Gedanken zurückgeſtoßen, ſobald er inne ward, welche Rolle man ihn ſpielen laſſen wollte.

Da nachmals über dieſen Gegenſtand mancherley Gerüchte verbreitet worden waren, ſo kam es zu verſchiedenen Aufklärungen deshalb zwi-

ſchen den Freunden der beyden Partheyen. Lord Morth ſprach darüber gegen Lord Mountſtuart, und dieß gab Gelegenheit zu einem öffentlich bekanntgemachten Briefe, den Mylord Bute durch ſeinen Sohn ſchreiben ließ, und in dem er, unter andern, feyerlich erklärte: daß, ſeitdem der verſtorbene Herzog von Cumberland berufen worden ſey, 1766 eine neue Verwaltung zu bilden, er nicht ein einzigesmal nur den König anders als in großer Geſellſchaft und bey ſeinem Lever geſehen; ſich niemals weiter mit öffentlichen Geſchäften abgegeben, den Miniſtern niemals einigen Rath ertheilt; und ſich ſogar niemals bey der Prinzeſſinn von Wallis verwendet habe, wem es ſey ein Amt oder Bedienung zu verſchaffen; kurz, daß dieß ſein ſtandhaftes negatives Betragen von dem Augenblicke an geweſen ſey, wo er ſich in ein einſames Leben zurückgezogen.

Zwanzigſtes Capitel.

Abreiſe von London nach Turin mit Lord und Lady Mountſtuart. — Character dieſes Ehepaars.

Es wird nicht zweckwidrig ſeyn, den Leſer hier mit meinen neuen Freunden näher bekannt zu machen. Lord Mountſtuart war ohngefähr fünf und dreyßig Jahr alt, und ein Mann von der ſchönſten Figur; er hatte ein edles und ſtolzes Weſen, ſonſt aber war er ſanft und einfach, und von ſehr angenehmen Aeußern. Er liebte die Pracht im Anzuge, Equipage und Livreen, und berechnete eben nicht ſehr genau, wie hoch ihm dieſe Prachtliebe zu ſtehen kommen könne. Seine vornehme Geburt (denn er ſtammte aus dem Hauſe Stuart,) flößte ihm die Empfindung ein: er könne Niemanden nachſtehen. Sein Rang, als Pair von Großbritannien, erlaubte ihm nicht leicht, die an den Höfen und in den Geſellſchaften durch den Gebrauch feſtgeſetzten Unterſcheidungen anzuerkennen; Diejenigen, die keine Abſicht zu

haben ſchienen, ihm dieſe Vortheile ſtreitig zu machen, konnten aber ſehr leicht mit ihm auskommen; überdem war er ſehr fähig, Freundſchaft zu empfinden, und bereit Alles zu unternehmen, Denenjenigen, die er liebte, zu dienen und ſie zu verbinden.

Mylady Mountſtuart liebte ihren Gemahl zärtlich; ſie hatte ihm große Güter zugebracht, und zehn Kinder mit ihm gehabt; die drey älteſten nahmen die Eltern mit nach Turin; nämlich, einen jungen ſehr liebenswürdigen Sohn von zwölf Jahren, und zwey junge Töchter von zehn bis eilfen.

Lord Mountſtuarts Gefolge war ſo, wie man nach der Vorſtellung, die ich von ihm gegeben, es ſich denken kann. Er hatte einen Secretär angenommen, den ich ihm empfohlen; ferner einen Hofmeiſter für ſeinen Sohn, fünf Cammerfrauen für Mylady, Kammerdiener, Friſeurs, einen Haushofmeiſter, u. ſ. w. u. ſ. w.

Ich muß nicht vergeſſen anzuführen, daß er auch einen ſeiner Brüder bewogen hatte, ihn mit dahin zu begleiten. Dieſer William Stuart, ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, hatte ſich immer ſehr aufs Studiren gelegt, und war von einem nachdenkenden Geiſte. Er beſaß ſo ausgebreitete Kenntniſſe, daß man ihn wohl einen

Gelehrten hätte nennen können; viel Geschmack, ein sicheres und gründliches Urtheil, und war von einer sehr großen Ruhe und Gleichmuth der Seele; beyspiellos fest in seinen Grundsätzen für einen jungen Mann seines Alters. Seine Tugenden und Talente hätten ihm zu den größten bürgerlichen Ehrenstellen in seinem Vaterlande verhelfen können; allein er widmete sich dem geistlichen Stande, den er seinem ruhigen Leben und Hange zum Studiren gemäßer fühlte. *)

Wir gingen nach Dover ab, wo wir eine Convoy von drey Kriegsschiffen fanden, um uns nach Ostende zu begleiten. Mylady befand sich im sechsten Monathe ihrer Schwangerschaft; dieser Umstand, und die Furcht, daß ihr etwas zustoßen könnte, forderten die größte Aufmerksamkeit für sie; ich darf sagen, daß ich hierzu ihr etwas werth war. Ich nahm die Sorge für Alles über mich; ich bat sie, sich auf mich wegen des guten Ausgangs unserer Reise zu verlassen, und erwarb mir so sehr ihr Zutrauen, durch meine Aufmerksamkeiten und meinen Eifer für sie, daß sie meiner gar nicht mehr zu entrathen wußte. Nichts wurde unternommen, nichts gethan, worüber

*) 1798 ist er Bischof von St. David und 1800 Primas von Irrland geworden.

über ich nicht befragt worden wär, und was ich nicht gut geheißen hätte; ich war gleichsam die „Hauptperson der Wallfahrt, das Orakel des „Zuges, ein einziger Mensch! man verdankte „mir alles Wohlseyn, dessen man genoß. Welch „ein Glück, einen solchen Freund zu haben! „Was hätte er ohne mich wohl anfangen sol„len?“

Als wir in Arras ankamen, wurde Mylords Sohn von einer ziemlich ernsthaften Krankheit befallen; wir mußten in dieser Stadt still liegen bleiben; der Arzt, den wir mitgenommen hatten, fing an sein Amt zu verrichten; und da der Krankheit ihr Lauf gelassen werden mußte, ehe es zu einer Crise damit kommen konnte, so nahm sie zwey oder drey Tage lang zu; was die Mutter dann in solche Aengste versetzte, daß wir alle in die grösste Verwirrung dabey geriethen. Sie untersuchte selbst alle Recepte; es mußte ihr von der Kraft und Wirkung der Arzeneymittel Rechenschaft abgestattet werden; sie fand, der Arzt wäre ein Unwissender, man müsse ihn nach Engelland zurückschicken. Mir wurde der Auftrag Das zu besorgen; und da man ihn durch das Mitnehmen auf diese Reise ein gutes Etablissement in Schottland hatte verfehlen lassen, so war man genöthiget, ihm ein Gehalt von hundert Louis-

vors zu versichern, bis man ihm zu einer andern Entschädigung verholfen würde haben.

Es galt also nun, einen andern Arzt aufzufinden, nur war die Schwierigkeit, welcher wohl der beste an dem Orte seyn möchte? Wären wir schon in der Hauptstadt gewesen, so hätten wir uns an den königlichen Leibarzt gewandt; aber in einer kleinen war die Wahl etwas Kitzliches. Ich verfiel unterdessen auf ein Mittel, dessen Erfolg nicht zweifelhaft seyn konnte. Ich durchlief alle Waarenlager, alle Läden, und fragte überall nach: wer der beste Arzt in Arras sey? Jeder nannte mir natürlicherweise den seinigen. Hierauf fragte ich: wer denn nach diesem der geschickteste wäre? Alle nannten mir hierauf Einen und denselben Mann; ich ließ diesen holen, und wirklich war es auch der beste Arzt in der Stadt. In drey Tagen befand sich unser kleiner Kranker besser, und wir schickten uns an nach Paris abzureisen.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Verfolg der Reise. — Aufenthalt in Paris. — Die eiserne Maske.

Wir kamen in Paris an, wo Mylady Mountstuart acht Tage sich aufhalten wollte, auszuruhen, und die Modehändler zu besuchen. Ich begleitete sie einmal zu der berühmten Madame Bertin, und mußte bey dieser Gelegenheit bewundern, wie weit das Gedächtniß und das Urtheil eines Frauenzimmers geht, sobald es auf Putzsachen ankömmt. Mylady blieb, ohne sich zu setzen, an drey Stunden bey Madame Bertin, um wohl ein funfzig Schmuckartikel für sich und ihre Töchter zu bestellen. Da sie sehr wenig Französisch wußte, so war sie genöthigt, hier fast alle Nahmen der Stücken und Farben zu lernen, deren sie nöthig hatte; aber sie hatte sie alle sogleich weg, und kam wohl dreyßig Mal auf verschiedene davon mit einer Genauigkeit wieder zurück, die mich in das größte Erstaunen

ſetzte; nicht das Geringſte davon war ihr entgangen, ſie machte ihre Beſtellungen mit einer Klarheit und Beſtimmtheit, die in einem andern Fache eines großen Generals würdig geweſen wäre; indeſſen erſchöpfte ſie bey dieſer, wirklichen ... Arbeit, ohne es gewahr zu werden, ihre Kräfte ſo ſehr, daß, als ſie nach Hauſe kam, ſie ſich übel befand und in Ohnmacht fiel.

Ich benutzte unſern Aufenthalt in Paris, Madame de Boufflers wieder zu ſehen. Mein erſter Beſuch war bey ihr; ich fand den Abbé Breteuil, den Onkel der Geſandten dieſes Nahmens und Bruder der berühmten Madame Du-Chaſtelet, der Freundinn und Urania Voltairens, daſelbſt. Als er weggegangen war, erzählte Madame de Boufflers uns einen ziemlich luſtigen Zug über dieſe ſeine Verwandtſchaft. Er befand ſich einmal in Geſellſchaft einiger Fremden; einer von ihnen kam von ohngefähr auf die Werke der Marquiſe Du Chaſtelet zu reden, deren großer Bewunderer er war; jemand ſagte zu ihm: „er ſähe hier in dem Abbé von Breteuil „den Bruder dieſer Dame.“ — „Wie? mein „Herr!“ erwiedert ihm der Fremde ganz erſtaunt: „Sie ſind der Bruder der Frau Marquiſe Du Chaſtelet?“ Sie ſind mit der ſo geiſtvol„len, unvergleichlichen Dame verwandt.“— „Ja,

„wirklich, mein Herr," antwortete der Abbé von Breteuil, „ich habe den Verſtand!" (Oui, Monsieur, j'ai cet esprit là).

Eines Tages fand ich auch bey dieſer Dame den Baron von Breteuil, der damals gerade von Neapel zurückkam, und zum Ambaſſadeur nach Wien ernannt worden war; es war eben zur Zeit der hohen Kopfzeuge, und ich hörte ihn erzählen, daß als er mit ſeiner Tochter, Madame de Matignan, einmal auf einer Reiſe geweſen, das Geſpräch mit ihr auf dieſe bis zur Ausſchweifung getriebene Putzart gefallen ſey. Er hatte ſie ſehr ermahnt, doch ein gewiſſes Maaß darin zu beobachten, und ſie ihm auch verſprochen: ſie wolle ſich darin ganz nach der Herzoginn von Fitzjames richten. Der Baron von Breteuil, in der Meynung, dieſe könne nicht anders als ein ſehr befolgenswürdiges Muſter ſeyn, hatte dieſen Vorſatz ſeiner Tochter ſehr gebilligt. Einen Augenblick nach ihrer Ankunft aber, kömmt die Herzoginn von Fitzjames bey Madame Matignan einen Beſuch abzuſtatten, mit einem Kopfzeuge zwey Fuß hoch, angefahren. Herr von Breteuil über dieß Muſter für ſeine Tochter beynah erſchrocken, konnte nicht umhin, Madame de Fitzjames das Grauen zu bezeugen, das ihm ihr Anblick verurſachte, und der König ſpaßte den

folgenden Tag darauf mit dem Baron darüber. Da die Königinn dieſe Mode ſo weit, als nur irgend eine der ausſchweifendſten Putznärrinnen trieb, ſaate er lächelnd zum Baron: „Mein Herr, „wir Väter und Männer müſſen uns in ſolche „Dinge nicht miſchen.“

Während der kurzen Zeit, daß ich in Paris war, hatte ich Gelegenheit, einiges Licht über einen Gegenſtand zu bekommen, der ſehr lange die Neugier der Anecdotenliebhaber beſchäftiget hat; ich meine die bekannte eiſerne Maſke. Ich will hier erzählen, was ich darüber in Erfahrung gebracht habe; es hat mir eine Vermuthung an die Hand gegeben, die hier beſonders in Rückſicht auf ein Wort des Königs an den Herzog von Choiſeul eine Stelle finden kann, weil ſie alle bisherigen andern hierüber gemachten aufhebt. —

Gegen das Jahr 1685, ſchickte der Herzog von Mantua, als er ſich Frankreichs Unternehmungen widerſetzen wollte, ſeinen Miniſter nach allen Höfen Italiens, ſie zu bewegen, in eine Verbindung gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind zu treten; dieſem Manne, der ein ſehr geſchickter Negotiateur war, gelang es auch, die meiſten Mächte dieſes Landes den Wünſchen ſeines Herrn hierüber geneigt zu machen. Es blieb nur noch

der Herzog von Savoyen übrig; der Minister kam auch nach Turin, daran zu arbeiten, diesen groſsen Herrn von Frankreich's Interesse abzuziehn. Das Versailler Cabinet, von den geheimen Verwendungen des Unterhändlers unterrichtet, gab darüber seine Instructionen an den Marquis von Arcy, damaligen französischen Gesandten in Turin. Dieser fing damit an, den Minister des Herzogs von Mantua durch Liebkosungen und Freundschaftsbezeugungen an sich zu ziehen; hierauf brachte er ihn dazu, verschiedene Lustpartien mit ihm zu machen, und besonders ihn endlich auf einer Jagd zu begleiten, die sie nach der Seite von Pignerol, einer damals Frankreich zugehörigen Stadt, hinführte. Sobald sie sich auf französischem Grund und Boden befanden, bemächtigten sich dazu angestellte Leute des mantuanischen Ministers, und brachten ihn nach Pignerol, und von da nach den St. Marguerite-Inseln; wo er, unter Gewahrsam Herrn St. Marcs, und des Majors Rosarges, bis 1690 festgehalten ward; wo sie endlich den Befehl bekamen, ihn weiter nach der Bastille zu führen. Das Schicksal dieses Ministers blieb zwey ganzer Jahre unbekannt; 1682 erschien aber endlich, in der kurzgefaßten Geschichte

von Europa *) ein aus Turin geschriebener Brief, in dem die Art, auf welche er verschwunden sey, bekannt gemacht ward. Allein, da der französische Gesandte seine Vorsichten so gut genommen hatte, daß es fast unmöglich war, Beweise dieser Thatsache aufzustellen, so hielt der französische Hof es für das Klügste, sie glatt weg abzuleugnen, da eine solche Verletzung des Völkerrechts alle regierende Häupter gegen das Versailler Cabinett aufgebracht hätte, deren Rechte und Würde durch sie sich insgesammt gekränkt gesehen hätten.

Am 19ten November 1703 starb die eiserne Maske in der Bastille, und wurde folgenden Tags auf dem St. Paulskirchhofe begraben; dieß hat man nachher aus Dujonca's, Oberaufsehers der Bastille, Journale erfahren. Auch hat sich in dem Kirchenbuche der St. Paul Gemeine gefunden, daß den 20sten November 1703 ein gewisser Marchiali, ohngefähr fünf und vierzig Jahr alt, in Gegenwart des Majors Rosarges und eines Wundarztes der Bastille daselbst beerdiget worden sey. Rosarges war Derselbe, der die eiserne Maske, seitdem sie von den St.

*) Gedruckt bey Claude Jordan in Leiden, Th. III. S. 33. Artikel: Mantua.

Marguerite-Inſeln ahin gebracht worden war, bewacht hatte. Daß der Nahme Marchiali ein italieniſcher iſt, kömmt dieſer Vermuthung zu ſtatten, *) und die Vergleichung von Dujonca's Journal mit obbeſagtem Kirchenbuche läßt keinen Zweifel mehr darüber übrig, daß nicht dieſer Marchiali der nämliche, auf ſolche Weiſe entführte, und ſo daß er niemals erkannt werden konnte, bewachte Miniſter des Herzogs von Mantua geweſen ſey. Der franzöſiſche Hof hatte zu viel Intereſſe dabey, eine ſolche Thatſache in dem tiefſten Stillſchweigen begraben zu ſehn, daß er nicht alle die in der Geſchichte der eiſernen Maſke beſchriebenen Vorſichten hätte beobachten ſollen, und um mit einem einzigen Worte alle bisher erfundenen Syſteme, dieſes hiſtoriſche Problem aufzulöſen, zu zernichten, will ich noch anführen, daß der Herzog von Choiſeul mir erzählt: Ludwig XV. habe ihm einmal geſagt, er wiſſe genau, wie es um die wahre Beſchaffenheit mit der eiſernen Maſke zuſammenhinge. Der Herzog

*) Man ſehe Saint-Foix Verſuche über Paris, Th. VI. die Ausgabe von 1776. Der Nahme des Staatsſecretairs des Herzogs von Mantua 1685 war: Graf Girolamo Maani, allein, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der: Marchiali ein erdichteter.

hatte sich sehr neugierig bezeigt in das Geheimniß einzudringen, und war so weit als er nur konnte gegangen; das heißt, so weit, sich zu unterfangen, Seine Majestät zu bitten: Sie möchten es ihm entdecken; allein der König hatte ihm nie etwas Weiteres darüber sagen wollen, als, daß, unter allen darüber angestellten Vermuthungen, keine einzige die richtige sey. Einige Zeit aber, nachdem die Frau von Pompadour über eben die Sache einmal in den König gedrungen, hatte er ihr zur Antwort gegeben, es sey der Minister eines italienischen Fürsten, und diese hatte es dem Herzoge von Choiseul wiedererzählt.

Einige Umstände, welche mir der Abbé Barthelemy erzählte, unterstützen gleichfalls diese Erklärung der zu einem solchen Gegenstande solcher Neugier gewordenen Begebenheit. Der Abbé hatte einst sehr genau den Gouverneur der St. Marguerite-Inseln, den Marquis von Castellane, gekannt. Diesen bat er einmal, ihm doch mitzutheilen, was dort dem Gerüchte nach über die eiserne Maske gesagt worden wäre, und was sich davon in dem Munde der Leute erhalten haben möchte. Der Marquis hatte ihm bey seiner Rückkehr ein Memoire darüber zu lesen gegeben, das ich gesehen habe; es war von einem gewissen Claude Souchon, einem damals sechs

und ſiebenzigjährigen Greis und jüngeren Mitgliede der Compagnie Franche de Caſtillane abgefaßt, der um das Geheimniß des Herrn von St. Marc in Betreff dieſes Gegenſtandes gewußt hatte. Claude Souchon ſagt in dieſer Denkſchrift, er habe oftmals von ſeinem Vater und von Herrn Favre, dem Almoſenier des Herrn von St. Marc, erzählen hören: der mit ſo vieler verheimlichenden Sorgfalt bewachte Gefangene wäre ein Geſandter des Reichs am Turiner Hofe geweſen. Er berichtet die Entführung dieſes Miniſters mit faſt eben den Umſtänden, als der oben angeführte Brief. Dieſer Unterofficier verwechſelte freylich einen Geſandten des Herzogs von Mantua, eines Reichsfürſten, mit einem Geſandten des Reiches ſelbſt: Er ſetzte noch hinzu: dieſer Miniſter ſey dem Herrn von St. Marc in der Gegend von Feneſtrelles überliefert worden; Herr von St. Marc habe ihn unter Todesbedrohung genöthigt, an ſeinen Secretair zu ſchreiben: er ſolle ihm ſeine Papiere bringen. Auf dieſes Schreiben ſey auch wirklich der Secretair mit den Papieren gekommen, die ſogleich an den Marquis von Louvois geſchickt worden wären. Souchon ſagt noch ferner, die eiſerne Maſke ſey neun Jahre nachher auf den St. Marguerite-Inſeln geſtorben. Demzufolge alſo wür-

den, wenn dieser Umstand wahr wäre, verschiedene Behauptungen Voltairens unrichtig seyn; als das Geschichtchen: von dem Teller und dem Fischer; und daß die eiserne Maske durch den Herrn von St. Marc nach der Bastille gebracht worden sey. Hat aber Voltaire sich bey so wesentlichen Umständen, die er aus guter Hand her zu haben behauptet, geirrt; so kann man auch wohl noch einen großen Theil von Demjenigen in Zweifel ziehen, was er außerdem hinzugesetzt hat, dieser berühmten Anecdote einen Anstrich von Wunderbarkeit zu geben.

Man wäge die Umstände aller dieser, aus so verschiedenen Zeiten und Orten herstammenden Zeugnisse wohl gegen einander ab; den Brief aus Turin; Souchons Denkschrift; Ludwigs XV. Geständniß; alle sehr authentisch und so wohl mit einander übereinstimmend: so wird, denke ich, die Vermuthung: die eiserne Maske sey kein anderer als der Minister des Herzogs von Mantua gewesen, ohnstreitig zur augenscheinlichsten Gewißheit erhöht.

Zwey und zwanzigſtes Capitel.

Ankunft in Turin. — Auftritt des Lord Mountſtuart daſelbſt. — Die Prinzeſſinn von Carignan.

Wir reiſten von Paris ab, nachdem ohngefähr für ein vierzigtauſend Livres an Kleidern, Möbeln, Juweelen und anderm kleinen Tande dort von uns angelegt worden war.

Die Furcht der Mylady vor den Unfällen, die ihr auf ihrer Reiſe zuſtoßen könnten, zu beruhigen, ließ ich den Accoucheur der Königinn von Sardinien, von Turin nach Lion kommen; für welche Reiſe er hundert Louisd'or empfing. Es blieb noch eine Schwierigkeit übrig, mit der ſich etwas weniger leicht fertig werden ließ, wie man nämlich über die Alpen kommen ſollte; da es nicht wohl anging die Reiſe darüber in der Kutſche zurückzulegen. Dieſer abzuhelfen, ließ ich in Lion ein Bette in Canapeeform machen, in dem die Lady, ohne daß ihr etwas Unangenehmes zuſtieß, von Trägern fortgebracht wurde.

Nachdem der Herzog sich zuerst bey Hofe gezeigt, und durch die angenehmste, vom ausgesuchtesten Geschmacke unterstützte Gestalt geglänzt hatte, so kam es darauf an, nach der Sitte und Weise Italiens, sich ein kleines Herzensverständniß zu verschaffen, indeß war dieß für Lord Mountstuart keine schwere Sache; Alles trug dazu bey, ihm darin die Wahl leicht zu machen; und die jungen Damen aus der Stadt und vom Hofe setzten alle Reize ins Spiel, die ihnen Natur und Kunst verliehen, sich einer so glänzenden Eroberung zu versichern. Allein die Prinzessinn Carignan, aus dem Hause von Lothringen, die an einen Prinzen von königlichem Geblüte von Savoyen vermählt war, schien ihm unter diesen Bewerberinnen einzig seiner Huldigungen würdig zu seyn.

Unglücklicherweise für ihn besuchten die auswärtigen Minister seit zehn Jahren, wegen der in diesem Hause eingeführten Etiquette, es nicht mehr; sein Vorgänger selbst hatte sich zuerst daraus zurückgezogen und bald waren alle Minister von einem zweyten Range ihm darin nachgefolgt. Mylord unternahm es diese Schwierigkeit zu heben; anfangs wollte er zwar, daß der Prinz Carignan ihm, seiner Geburt und Standes halber, den Armsessel, wie den Ambassadeurs, zu-

geſtehn ſollte; allein das ließ ſich unmöglich thun; die Etiquette des Hofes erlaubte dieſe Neuerung nicht. Da ich darüber zu Rathe gezogen wurde, war meine Meynung: die Hauptſache ſey, an die Prinzeſſinn zu gelangen; der Lord müſſe ſich alſo nicht durch ſo kleinliche Betrachtungen aufhalten laſſen; könnte Er, wenn er nach der Ehre geizte, ſich einer ſo liebenswürdigen Fürſtinn zu Füßen zu legen, mit irgend einigem Anſtande über die Art des Sitzes, den er vor ihr einnehmen würde, eine Schwierigkeit machen? dieß beſtimmte ihn; er wurde bey der Frau Prinzeſſinn von Carignan vorgeſtellt, und brachte noch denſelben Abend eine Stunde bey ihr in ihrer Operloge zu. Da es ihr und ihrem ganzen Hauſe ſehr unangenehm geweſen war, daß die Miniſter ſich daraus zurückgezogen, ſo wurde ihre Rückkehr, (denn ſie folgten darin alle Lord Mountſtuarts Beyſpiele wieder,) ſehr gut genommen; für dieſen Dienſt empfingen ihn der Prinz und die Prinzeſſinn aufs Allerverbindlichſte, und bezeigten ihm lebhaft ihre Zufriedenheit.

Die Prinzeſſinn war von einem höchſt vortheilhaften Wuchs; hatte ein edles, ſanftes und ſtolzes Weſen; einen leichten Gang. Ihre Augen waren lebhaft; ihr Lächeln ſehr heiter; ihre Naſe wohlgebildet, ihr Mund ſehr hübſch; ihre Ge-

sichtsfarbe fiel ins Bräunliche, war aber äußerst eben und doch hell. —

Diejenigen, die im Stande waren, den Geist und den Character dieser Dame zu würdigen, gestanden, nicht leicht eine angenehmere Person gekannt zu haben. Sie hatte einen sehr aufgeklärten Geist, voller Grazie, lebendig, richtig und gründlich; schnell fassend, in Allem, worauf sie sich mit einigem Fleiße legen wollte; ihre Unterhaltung war, wie es die Gelegenheit mit sich brachte, bald fröhlich, bald ernst; immer aber verführerisch. Sie hatte ein gutes edelmüthiges und für Freundschaft empfindliches Herz; vielleicht wäre sie auch für Liebe empfänalich gewesen, wenn das äußerste Zartgefühl ihrer Gesinnungen, sie nicht sehr schwierig in Absicht auf die Wahl eines Gegenstandes gemacht hätte. Dieses aber, und ein gewisser Characterstolz, der oftmals die beste Schutzwehr der weiblichen Tugend ist, hatten stets das Herz der Prinzessinn vor den Gefahren dieser Leidenschaft geschützt; sie gab den Begriffen derselben nicht nach; pflegte sie aber gern zum Gegenstande ihres Gesprächs zu machen; und niemand verstand sich besser darauf, als sie, eine Empfindung zu zergliedern.

Gleichfalls mochte ſie gern im Geſpräche, gewiſſe Materien zu behandeln, gewiſſe Fragen aufzulöſen aufgeben, und ich genoß oft des Vergnügens, daß ſie meine Auflöſungen denen aller Uebrigen vorzog. Für ſie ſchrieb ich die Geſchichte der Miß Ray auf, ihr zu beweiſen, daß oftmals im menſchlichen Leben eben ſo tragiſche Begebenheiten als in den Romanen vorfallen; und ihrer Aufgabe eines Beytrages zu den traurigen Wirkungen der Liebe ein Genüge zu thun. Hierauf verlangte ſie eine ähnliche Arbeit von mir, über die Wirkungen der Coquetterie. Ich ſammelte alle die Züge, die ich bey verſchiednen Gefallſüchtlerinnen bemerkt hatte, nahm zur Grundlage meiner Geſchichte eine artige Frau der damaligen Zeit; ſchmückte das unter verkleideten Nahmen aufgeſtellte Gemählde mit jenen Zügen aus, und verfertigte ein kleines ſcherzhaftes Werk, das ich anfangs dieſen meinen Denkwürdigkeiten einverleibt hatte, itzt aber doch, aus Gründen, welche anzuführen nicht nothwendig ſind, lieber daraus auslaſſe.

Drey und zwanzigſtes Capitel.

Onchitton's Lage in Lord Mountſtuarts Hauſe.

Mit dergleichen Beluſtigungen pflegte die Prinzeſſinn von Carignan die Stunden, die ſie der Geſellſchaft ſchenkte, zuzubringen. Lord Mountſtuart war Derjenige, der am meiſten darin glänzte; ſeine ſchöne Geſtalt, ſein leichtes gewandtes Weſen, nahmen Jedermann zu ſeinem Vortheile ein; man machte ſich ein Vergnügen daraus, ihn nur auf ſolche Gegenſtände zu bringen, von denen er beſonders gern redte, und auf Geſpräche, bey denen er ſich aufs vortheilhafteſte zeigen konnte.

Ich laſſe hier verſchiedne geſchichtliche Umſtände aus, die ich bereits aufgezeichnet hatte, nachher aber doch wieder zu unterdrücken für gut fand. Es ſey genug, zu ſagen: daß mein Eifer und meine Freundſchaft für Lord Mountſtuart ihm nicht unnütz waren; und ich muß ihm die

Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er dieß auch eingeſtand.

Unterdeſſen glaubte ich doch zu bemerken, daß, indem ich ihm dieſe weſentlichen Dienſte leiſtete, ſeine Gemahlinn und Er ſelbſt nicht mehr die nämlichen Aufmerkſamkeiten, wie vorher, für mich hatten. In der Unterredung wurden ſie kalt und zurückhaltend; bald drauf ging Mylady gar ſo weit, daß ſie nicht einmal mehr das Geſpräch an mich richtete; ohne daß es mir möglich geweſen wäre, irgend hinter die Urſache dieſes veränderten Betragens zu kommen. Ferner erfuhr ich: man hätte verſucht ihr einzuflüſtern, in ganz Turin würde ich für Denjenigen gehalten, der eigentlich des Königs Geſchäfte beſorgte, und zu dem Ende bey dem Lord höheren Orts angeſtellt worden ſey. Dieß war falſch, und Lord Mountſtuart wußte ſehr wohl das Gegentheil. Wie dem auch ſeyn mag; ſo wars mir nicht ſchwer zu ſehen, daß er nicht der Alte und Nämliche gegen mich war.

Um dieſelbe Zeit kam ſein Bruder von einer Reiſe, die er nach Rom gemacht hatte, wieder nach Turin zurück; ich ergriff alſo die Gelegenheit ihn zu bitten, mir zu einer Erklärung von Seiten des Lords und der Lady zu verhelfen, und machte ihn zugleich mit meinem Entſchluſſe be-

kannt, daß ich nicht länger bey ihnen bleiben wollte. Mylord ſagte zu ihm: er hätte mir nichts vorzuwerfen, vielmehr hätte ich mich immer mit der größten Aufmerkſamkeit gegen ſeine Gemahlinn betragen, und ſetzte hinzu: es würde ihm ſehr leid thun, wenn ich ihn verließe. Er bat auch ſeinen Bruder mich dahin zu bewegen, daß ich es nicht thun möchte. Herr Stuart ſprach mit ſeiner Schwiegerinn darüber, und ſtellte ihr vor: welchen Nachtheil ſie ihrem Manne zuziehen würde, wenn ſie den einzigen Freund, den er in Turin hätte, in die Nothwendigkeit ſetzte, ihn zu verlaſſen. Sie verſprach ihm, ein anderes Betragen gegen mich anzunehmen, und hielt Wort. Ich fragte nachher Herrn Stuart, worüber denn wohl Mylady ſich gegen mich zu beſchweren haben könnte? er antwortete mir aber nichts anders darauf, als: es wären ſo unbedeutende Kleinigkeiten, daß es nicht der Mühe werth ſey, ihrer Erwähnung zu thun; auch wollte er ſich niemals mit einem Worte weiter darüber gegen mich herauslaſſen; ſo daß ich noch in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, durchaus darüber in Unwiſſenheit bin; und niemals hinter die Bewegungsgründe eines ſo außerordentlichen Weſens ihrerſeits gegen mich habe kommen können.

Herr Stuart verließ uns, wieder nach London zu gehn. Nach ſeiner Abreiſe verfiel Mylady gegen mich wieder in ihre letzte üble Laune. Der Ungewißheit meiner Lage endlich müde, bediente ich mich meiner Geſundheit zum Vorwande, meinen erſten Vorſatz auszuführen, und ſprach davon, nach Genf gehen zu wollen, dort den Geſundbrunnen Amphion zu gebrauchen. In dem Augenblicke aber, wo ich mich abzureiſen anſchickte, empfing Mylord einen Courier von ſeinem Hofe, der ihn nöthigte nach London zu kommen. Dieß war ſchwer ins Werk zu richten, da ſein Secretair ſich nicht im Stande befand, den Geſchäften vorſtehn zu können; und es damals in Turin niemand als mich gab, auf den er ſich zu verlaſſen vermochte. Er ſagte mir alſo: der König habe ihm, indem er ihm die Erlaubniß ertheilt, nach Engelland zu gehen, dort ſeine Privatangelegenheiten in Ordnung zu bringen, zugleich befohlen, mir die Beſorgung der öffentlichen Geſchäfte indeß zu übergeben. Er fragte mich, ob ich wohl ſo gefällig für ihn ſeyn wollte? Wie wenig Urſache ich auch hatte, mich dazu zu verſtehen, ſo bewog mich doch meine Hochachtung für des Lords Familie, und meine Ergebung und Ehrerbietung für ſeinen Vater, darin einzuwilligen. Es war mir überdem auch nicht leid, mich

noch einmal in einer Lage zu befinden, die mir ehedem so sehr gefallen hatte; ich schmeichelte mir damit: ich würde mir ein Verdienst um den Hof erwerben können, und mir dadurch eine neue Belohnung vielleicht versichern; und — nahm demzufolge an.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Kurzes Ministerium. — Etiquette der sächsischen Gesandter. — Bonmots zweyer Damen. — Was das Vaterland sey? — Abreise von Turin.

Ich beschloß die Zeit der Abwesenheit des Lord Mountstuart mir zu Nutze zu machen, um mir bey dem Londoner Hofe Ehre einzulegen. Ich gab mir also alle mögliche Mühe, von allen Dingen die besten Erkundigungen einzuziehen; ich genoß des Zutrauens des Grafen von Perron und der auswärtigen Minister in Turin; ich hatte viele Freunde in der Stadt, und nicht wenige Personen, mit denen ich in Briefwechsel stand. Es waren damals gerade Kriegszeiten, und ich darf sagen, daß in meinen Depechen oft vieles Interessante vorkam. Ich erfuhr auch, daß sie

mit viel Beyfall geleſen wurden; allein die Miniſter, die das Londoner Cabinett ausmachten, waren ſo ſehr damit beſchäftigt, ihre Maaßregeln gegen die Oppoſitionspartey durchzuſetzen, daß ſie ſehr wenig Acht auf mich gaben; wenn ich alſo nur um eine mäßige Gratification anſuchte, die mir ſehr nöthwendig war, erhielt ich nicht einmal Antwort auf dieſen Punct. Dieß machte mich des Dienſtes höchſt überdrüßig; ich faßte alſo den Entſchluß ihm zu entſagen, ſobald nur Lord Mountſtuart wieder zurück ſeyn würde.

Es fiel damals am Turiner Hofe eine Begebenheit vor, die zu viel Gerede Anlaß gab. Da ſie in Rückſicht auf das Ceremoniell des diplomatiſchen Körpers einzig in ihrer Art, und ziemlich merkwürdig iſt, ſo glaube ich, man wird es mir Dank wiſſen, wenn ich ſie hier der Vergeſſenheit entreiße.

Der König von Sardinien vermählte damals ſeine Tochter, die Prinzeſſinn Caroline, mit dem Bruder des Churfürſten von Sachſen, Prinzen Anton. Zwey Monathe vor der Ankunft des ſächſiſchen Miniſters, der in aller Form darum anſuchen ſollte, hatte der ſpaniſche Geſandte am Turiner Hofe, von der Königinn von Sardinien, der Schweſter ſeines Herrn, die Erlaubniß erbeten, um einen Abweſenheitsurlaub anzu-

ſuchen, und dabey hinzugeſetzt, er gedächte gleichwohl nicht vor der Vermählung der Prinzeſſinn wegzugehen, die im Monathe September feyerlich begangen werden ſollte. Man wußte damals noch nicht, mit welchem Character der ſächſiſche Miniſter bekleidet ſeyn würde; erfuhr aber bald nachher: er käme nach Turin als außerordentlicher Ambaſſadeur.

Alſobald gab der franzöſiſche Ambaſſadeur vor, Briefe empfangen zu haben, die ihn nöthigten, wichtiger Geſchäfte wegen, ſich in Paris einzuſtellen; und reiſte auch wirklich vierzehn Tage vor Ankunft des churfürſtlichen Geſandten ab. Der ſpaniſche Ambaſſadeur änderte gleichfalls ſeine Meynung und erklärte, daß er den 10ten September, das heißt, fünf oder ſechs Tage vor der Ankunft des ſächſiſchen Botſchafters ſeine Abreiſe angeſetzt. Es fehlte alſo nicht, daß der Gedanke entſtehen mußte: dieſe beyden Miniſter verließen den Hof des Etiquettes wegen, da ſie vollends als Ambaſſadeurs von Höfen, die zur Familie gehörten, vielmehr bey dieſer Gelegenheit, wenn ſie abweſend geweſen wären, wieder zurückkommen hätten müſſen. Man glaubte alſo mit Recht, ſie hätten darüber von ihren reſpectiven Höfen Befehle erhalten, um der Frage auszuweichen: ob ſie in dieſen Umſtänden bey dem

ſächſiſchen Miniſter den erſten Beſuch abſtatten müßten, oder nicht?

Ein beynahe ähnlicher Fall hatte ſich in Wien bey Vermählung des Kaiſers Joſeph mit der Prinzeſſinn Tochter des Churfürſten von Bayern zugetragen. Der Kaiſer wünſchte: der franzöſiſche Ambaſſadeur möchte den erſten Beſuch bey dem Geſandten des Churfürſten machen, und brachte zu dem Ende für den Ambaſſadeur von Verſailles einen Befehl, es zu thun, zuwege. Der Beſuch wurde abgelegt; allein nicht vergeſſen, einen Einſpruch dabey zu thun, daß dieß für die Zukunft ohne weitere Folgen ſeyn ſolle; ſo daß man alſo nicht ſagen kann: die Sache ſey in Abſicht des franzöſiſchen Hofes entſchieden worden; obgleich in Abſicht des Wiener Hofes, das Verlangen: es möchten dem churfürſtlichen Ambaſſadeur eben die Ehren als gekrönten Häuptern erzeigt werden, einen hinlänglichen Beweis für den Rang abgiebt, den man ihnen zuzugeſtehen geneigt iſt.

Wirklich geht auch aus allen Capitulationen der Kaiſer in dieſem Jahrhunderte hervor: daß die Ambaſſadeurs der Churfürſten die Hand über die Abgeſandten aller Republiken, und ſolche in Perſon gegenwärtige Prinzen haben ſollen, die nicht Könige ſind; ja, noch mehr, daß den Geſandten der Churfürſten in allen Stücken eben die-

ſelben Ehren erzeigt werden müſſen, als königlichen Ambaſſadeuren. Es ſcheint, die Politik des Wiener Hofs ſuche dadurch ſeiner Würde einen Glanz zu geben; indem er, wenn es ihm verſtattet wird, die Churfürſten, ſeine Vaſallen, den Königen gleich macht.

Dieſe Vermählung zog viele Fremde nach Turin, und veranlaßte die glänzendſten Feſte, in denen der Turiner Hof alle die Pracht ausframte, mit der er ſo wohl bey großen Gelegenheiten zu glänzen verſteht. Unter dieſen Fremden war ein ſehr ſchlank und hoch gewachſener junger Mann; er erweckte die Neugierde einer Dame, welche fragte: wer er ſey? Man ſagte ihr: „es „wäre ein junger Engelländer.“ — „Welche „Stelle er inne hätte?“ — „Er habe ſich zur „Kirche beſtimmt.“ — „Sagen Sie vielmehr: „zum Thurm!“ erwiederte ſie ſogleich mit vieler Lebhaftigkeit. Dieſer Einfall bringt mir einem andern einer pariſer Dame ins Gedächtniß, die, da ſie einmal ſich in einer Geſellſchaft befand, in der auch ein junger Mann, welchen ſie nicht kannte, auftrat, fragte: wer er ſey? und als ſie erfuhr: es wäre Crebillon der Sohn: ſagte: „Wie? der große Knabe da, iſt der „Sohn dieſes großen Mannes?“

Bey dieſen Luſtbarkeiten bemerkte ich einen Franzoſen, der ſich mit mir unterhalten zu wollen ſchien; kurz darauf redet er mich an und ſagt zu mir ohne allen weitern Eingang: „Aber „mein Herr, Sie ſind ja ein Franzoſe?“ — Geſtoſſen über die ein wenig ungebührliche Art, ſich gegen einen ihm ganz Unbekannten zu nehmen, antwortete ich ihm; „und warum denn, „mein Herr?“ — „Weil Sie in Frankreich ge„bohren ſind,“ antwortete er. — „Aber, mein „Herr, ein Lamm iſt darum nicht ein Pferd, weils „etwa in einem Pferdeſtalle *) geworfen worden „iſt:“ Er wurde über eine Antwort, deren er ſich ſo wenig verſehen, dergeſtalt betroffen, daß er auch kein Wort weiter vorzubringen im Stande war; und mich eben nicht ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt, daß er mich in Verlegenheit hatte bringen wollen, verließ. Ein andermal antwortete ich ſehr verſchieden auf die nämliche Frage, die aber auf eine etwas andere Manier an mich gethan wurde. Es war in Rom, wo ich Bekanntſchaft

*) Das ſehr Treffende dieſer Antwort liegt darin, daß: un cheval! im gemeinen Leben in Frankreich ein Synonym eines „ungeſchlachten Menſchen“ iſt; wozu dadurch dieſer Fadringlinge gewiſſermaaßen geſtempelt wurde.

Anmerk. d. Ueberſ.

mit Monſignor de Bayanne, dem Auditor der Rota, einem Prälaten von vielem Geiſte, Geſchmack und Artigkeit, gemacht hatte. Ich war von ihm, bey verſchiedenen Gelegenheiten, aufs Verbindlichſte aufgenommen worden; ſo daß meinem Herzen nichts erwünſchter ſeyn konnte, als Gelegenheit, es mit ihm gewiſſermaaßen bis zur Freundſchaft zu bringen. Er wußte, daß ich ein gebohrner Franzoſe ſey, und gleichwohl dem Geſchäfte eines engliſchen Geſandten in Turin vorgeſtanden hätte; hatte oft in der Geſellſchaft von der Sonderbarkeit dieſer in mir ſich zuſammentreffenden Umſtände reden gehört. Es war mir nicht unlieb, Gelegenheit zu bekommen, darüber mich gegen ihn zu erklären; ich ſagte ihm alſo einmal ohne Anſtand zu nehmen: „Mein Herr, ich „habe alles Mögliche gethan, was ich gekonnt, „um Franzoſe zu ſeyn; aber es hat nicht in „meiner Gewalt geſtanden, zu der Ehre zu gelangen; da ich alſo dieſer glänzenden Nation „nicht angehören konnte, was hatte ich Beſſeres zu thun, als ein Engelländer zu werden? „Ich bin in Frankreich gebohren; das iſt das „Erſte, was dazu gehört, mich zu Ihrer Nation rechnen zu können; allein es war doch „noch nicht zureichend dazu. Ich bin in Frankreich gebohren; freylich! aber ich fand mich

„dort iſolirt; und hatte demnach kein Vaterland.
„Ich ſtammte von proteſtantiſchen Eltern her;
„die Geſetze des Landes erkannten ihre Ehe
„nicht für rechtmäßig. Konnte ich alſo wohl
„unter einer Nation bleiben, wo Alles mir ver-
„ſagt war; ſogar die Rechtmäßigkeit meiner
„Geburt? wo ich mir jeden Zugang zum Glück
„verſchloſſen ſah, wo ſich mir nicht die gering-
„ſte Laufbahn öffnete? Engelland bot mir na-
„türlicher Weiſe einen Zufluchtsort dar; ich
„habe dieſen geſucht; es hat mich als Mutter
„aufgenommen; ich bin in das diplomatiſche
„Corps gelangt; und habe mich viermal mit
„dem Zutrauen der engliſchen Regierung beehrt
„geſehen, die meine ihr geleiſteten Dienſte mit
„einer Penſion belohnt hat. Ich habe mich in
„den geiſtlichen Stand begeben, und eine Pfrün-
„de erhalten. Jeder Unpartheyiſche richte mich
„alſo; konnte ich ein Franzoſe ſeyn, wenn ichs
„auch gewollt hätte? Muß ich nicht in Allem
„Betracht ein Engelländer ſeyn? ſelbſt wenn
„ichs auch nicht wollte?“ Herr von Bayan-
ne ſchien mit meiner Antwort ſehr zufrieden;
und ich brachte ihn nachher zum Lachen, indem
ich ihm die wieder erzählte, die ich oben er-
wähntem ſeinem Landsmanne gegeben hatte; er
billigte ſie ſehr.

Endlich, nachdem Lord Mountstuart mich drey Monathe auf seine Zurückkunft schmerzlich hatte warten lassen, kam er wieder in Turin an. Ich harrte nur darauf, um abzureisen. Ich hatte ihn durch Briefe benachrichtiget: meine Gesundheit erfordere durchaus eine Veränderung der Luft; als ich ihm demnach die Staatspapiere wieder abgeliefert, nahm ich, nicht ohne einiges Leidwesen, von ihm Abschied; ich war ihm wirklich aufrichtig zugethan, und ließ seinen guten Eigenschaften jede Gerechtigkeit wiederfahren. Als ich ihn später wieder in London getroffen habe, hat er mir dieselbe Zuneigung bezeigt, und Mylady mich gleichfalls so aufgenommen, als wenn sie mich alles Vorgefallene vergessen machen wollte.

Fünf und zwanzigſtes Capitel.

Betrachtungen über die Großen. — Der Ritter Mann. — Der Vicomte von C**. — Der Marquis von Narbonne.

Hätte ich mir die Lehren zu Nutze gemacht, die mir über die Gefahr des Umganges mit der großen Welt ſo oft geworden waren, ſo wäre es wohl Zeit für mich geweſen, daran zu denken, mich daraus zurückzuziehn. Die Beſchaffenheit meiner Glücksumſtände, meiner Neigung zum Studiren, Alles, rief mich zu der einzigen Lebensart hin, die ich mir nicht zu eigen machte, und die ich doch allen anderen hätte vorziehen müſſen. Ich war noch nicht von der Großen-Sucht geheilt. Ich muß zwar geſtehen, daß ich in ihrem Umgange zu einer gewiſſen Feinheit über die Art zu leben, zu denken, zu reden ſogar, gelangt war, die uns Alles unerträglich macht, was ſich davon entfernt. Ich liebte dieſe Urbanität, dieſen Geſchmack, dieſe Eleganz in den Manieren

und der Unterhaltung, welche man bey keiner Claſſe von Menſchen mehr, als bey ihnen antrifft. Ich faßte indeß nun den Vorſatz, mich mit ihnen durchaus in keine Verbindung des Intereſſe weiter einzulaſſen, nichts mehr auf ihre Verſprechungen zu rechnen; und mich nur Denjenigen unter ihnen zu widmen, deren Güte und Freundſchaft gegen mich ich erfahren hätte. Mit dieſen Vorſichten bewaffnet, glaubte ich nicht allein ohne Gefahr in ihrem Wirbel mich herumdrehen zu können, ſondern ſogar noch ein ganz angenehmes Leben darinn zu finden. Dieſem Gedanken zufolge nahm ich mir vor, eine Reiſe durch Italien zu machen, die Schönheiten und Alterthümer dieſes glücklichen Landes ganz zu ſehn, und gewiſſe lange bey mir deßhalb gehegte Entwürfe zur Wirklichkeit zu bringen.

Seit langer Zeit hatte ich nicht mit größerem Vergnügen eine Stadt verlaſſen, als ich dieſesmal aus Turin ſchied. Es war am Ende Novembers, und äußerſt ſchlimmes Wetter; ich wurde genöthiget, die erſte Nacht in einem ſehr ſchlechten Wirthshauſe in Crescentino zuzubringen. Unterdeſſen hatte ich niemals mehr Zufriedenheit der Seele und mehr Ruhe in mir empfunden; ich ſchlief in dem Bette eines Maulthiertreibers, acht Stunden lang ununterbrochen; dieß

war

war mir nicht ein einziges Mal während meines ganzen Aufenthaltes in Turin begegnet. Ich wollte den Winter in Rom zubringen; da ich aber keine Eile hatte, dort anzukommen, nahm ich mir vor, einige Tage in Bologna und Ferrara mich aufzuhalten; die Geſellſchaft in dieſen Städten genauer kennen zu lernen. Ich hatte Briefe an den Cardinal Buoncompagni, den Legaten von Bologna, mit; er nahm mich auf die allerhöflichſte und herzlichſte Weiſe auf. Obgleich ſchon bis zur Cardinalswürde gelangt, war er doch noch nicht vierzig Jahr alt; ein ſehr ſchöner Mann, von viel Grazie und edlem Anſtande, und nicht wenigem Geiſte und Kenntniſſen. Er fing ſeine Unterredung auf Engliſch mit mir an; er redte und ſchrieb dieſe Sprache mit ziemlich viel Leichtigkeit; ich fand alle mögliche Urſache mir Glück zu wünſchen, mich ihm empfehlen haben zu laſſen.

Noch beſaß ich einige andre Bekanntſchaften in Bologna; unter andern den Prinzen von Lombertini, einen Neffen des Pabſtes Benedict XIV.; die Gräfinn Bianchi, eine gebohrne Franzöſinn, die ich nebſt ihrem Manne in Turin gekannt hatte, und die ich mich ſehr wieder zu ſehen freute. Sie war von ihrer Mutter Seite mit verſchiednen Perſonen in Frankreich

verwandt, die ich ehrte und liebte; dieß trug sehr dazu bey, unserer Verbindung einen näheren Halt zu geben. Sie war eine Nichte des Bischofs von Nancy, Herrn von Montauban, wie auch der Madame Clermont aus dem Palais Royal, und eine Enkelin des Grafen von Montauban, Kammerjunkers des Herzogs von Orleans, der sehr seiner Zerstreuungen wegen bekannt war, die denjenigen nicht viel nachgeben, wegen welcher einst der Graf von Brancas berühmt gewesen; ich erinnere mich einer unter tausenden, die wohl wieder erzählt zu werden verdient. Eines Tages, als er sich beym Lever dieses Prinzen befindet, und dessen Kammerdiener, seinem Amte zu folge, ihm sein Kleid bringt, steckt Herr von Montaubau, in einem Augenblicke von Geistesabwesenheit, seinen rechten Arm in den rechten Aermel desselben, das (denn der alte Herzog hatte, wie bekannt, einen außerordentlichen Embonpoint,) so weit war, daß es jedem Andern zum Ueberrocke hätte dienen können. Der Herzog, der diese Zerstreuung gewahr wird, winkt dem Kammerdiener, Herrn von Montauban nicht darinne zu stören; er läßt sich also ohne alle Umstände das Kleid seines Herrn anziehen, und träumt fort. Der Herzog riß ihn endlich daraus heraus, indem er ihm den

Auftrag gab, ein gewiſſes Gewerbe bey der Herzoginn von Chartres auszurichten: mit alle dem konnte der Cammerjunker nicht begreifen, was denn die ganze Geſellſchaft ſo ins Gelächter brächte, bis man ihn endlich darauf aufmerkſam machte: er habe als Oberrock des Herzogs Kleid mit deſſelben Stern an, und das ihm bis an die Ferſen reichte. Die Gräfinn Bianchi hatte eine Couſine, auch eine gebohrene Montauban, die gleichfalls in Bologna an einen Herrn von Marandoni verheirathet war; es war etwas nicht alltägliches, zwey franzöſiſche Damen aus derſelben Stadt und derſelben Familie, zu gleicher Zeit in einer und der nämlichen Stadt Italiens vermählt zu ſehen.

Ich hielt mich nicht lange in Bologna auf; da ich noch einige Zeit in Florenz zuzubringen gedachte, ehe ich nach Rom ginge. Es wurde mir das Vergnügen, den würdigen, jede Ehrerbietung verdienenden Ritter Mann, in vollkommner Geſundheit und aufs Aeußerſte geſchätzt von allen Einwohnern dieſer großen Stadt dort anzutreffen. Er war, ſeit beynahe funfzig Jahren, in Florenz Geſandter des Königes von Engelland geweſen, und folglich der älteſte des diplomatiſchen Körpers in ganz Europa. Während eines ſo langen Zeitraumes hatte er niemals in der

Stadt und an dem Hofe das geringste Mißvergnügen erweckt, und es gab fast keinen Menschen darin, der nicht der Güte, der Freygebigkeit, der Höflichkeit oder der Wohlthätigkeit des Ritters sich zu rühmen gehabt. Sein vorsichtiges und kluges Betragen hatte ihm alle Herzen zugewandt; seine Aufmerksamkeiten in der Gesellschaft ihm die Gefälligkeiten und Ehrfurcht des ganzen Adels zuwegegebracht; durch seine äußerste Zuthätigkeit und herablassendes verbindliches Wesen hatte er sich die Liebe und die gänzliche Ergebenheit aller seiner Unteren erworben. Ich habe wohl zwanzig Mal Weiber und Kinder unter dem geringsten Volke auf ihn mit Fingern zeigen und herzlichst ausrufen hören: „Da! das ist der Ritter Mann!“ Wenn sein Wagen vorbeyfuhr, blieb man, wie vor dem Wagen des Landesfürsten selbst stillstehen, ihn zu begrüßen, und einen Blick von ihm auf sich zu ziehen; ich sah mit einem unaussprechlichen Vergnügen die Freude, die seine Gegenwart auf den Gesichtern des guten Volkes von Florenz verbreitete. Er fast allein in der Stadt machte den Fremden die Honneurs; welche niemals unterließen, sich mit Empfehlungsbriefen an ihn zu versehen, und mit der allergrößesten Höflichkeit und Herzlichkeit von ihm aufgenommen wurden. Außer den großen Mittagsmahlzeiten,

die er bey allen Gelegenheiten gab, war ſein Haus jeden Sonnabend im Jahre den Beſuchenden offen, und im Sommer ſein Garten erleuchtet. Es wurde alsdann in dieſem die öffentliche Aſſemblee gehalten, und ſie glich einem Feſte. So war dieſer vortreffliche Mann, deſſen Freundſchaft ich zu beſitzen das Glück gehabt habe. Seit zwanzig Jahren ſtand ich ſchon in Briefwechſel mit ihm, und hatte ihn ſehr viel während der verſchiedenen Zeiten geſehen, daß ich mich in Florenz aufgehalten. Dieſesmal verweilte ich mich blos um ſeinetwillen daſelbſt. Wir waren oftmals beyſammen; ich habe nicht leicht einen Mann gekannt, deſſen Umgang eine unerſchöpflichere Quelle von Unterhaltung geweſen wäre; er beſaß den reinſten Verſtand; war von der vollendetſten Erfahrung in den Geſchäften, einem Gedächtniſſe ohne Gleichen, und einer immer ſanften Fröhlichkeit und Anmuth. Bey meiner Rückkehr von Rom nach Florenz, hatte ich nicht die Abſicht lange dort zu bleiben; allein da ich ſah, daß meine Geſellſchaft ihm Vergnügen verurſachte, ſchob ich alle Beſuche, wozu ich mich an andern Orten verbindlich gemacht hatte, auf, ihm mehr Zeit zu widmen.

Unter den Annehmlichkeiten des Umgangs des Ritters Mann, war eine nicht der gering-

ſten der groſſe Reichthum von Anecdoten, die er in ſeinem Kopfe hatte. Er hatte das letzte Ausſterben des Hauſes von Medicis, die Thronbeſteigung des Hauſes Lothringen in Florenz, und drey Generationen des ganzen reiſenden Adels von Europa geſehn; auch verſiegte ſeine Erzählung nie, und ich hatte jede Gelegenheit, meine Neugierde über alle möglichen Puncte zu befriedigen, und Dinge zu erfahren, die man nicht leicht anderwärts als aus ſeinem Wiſſenſchaftsvorrathe hätte herausholen ſollen. Er theilte mir verſchiedene Züge von Gaſton de Medicis mit, die ſicher nicht in der Geſchichte werden aufgezeichnet werden. Ich war ſehr neugierig, den Character des Prinzen von Craon, ſo wie verſchiedener anderer merkwürdiger Perſonen der Zeit kennen zu lernen, und er ſtellte ſie mir ſo klar dar, daß mir war, als ob ich mit ihnen gelebt hätte.

Der Prinz von Craon, Vater des Prinzen von Beauveau, hatte alle Eigenſchaften, die einen groſſen Herren bilden. Er war reich, wuſte mit guter Manier Aufwand zu machen, und fand in ſeiner Groſsherzigkeit alles leicht, weil er niemals bey Etwas irgend Schwierigkeiten, und ſelbſt da nicht ſah, wo welche waren; er war immer bereit den gordiſchen Knoten zu zerhauen, wenn er ſich nicht auflöſen ließ. Er kam in den

letzteren Lebens-Jahren Gaſtons von Mediceis, mit dem Titel eines Plenipotentiairminiſters nach Florenz, um bereit zu ſeyn, Beſitz von Toscana im Nahmen des Herzogs von Lothringen nach Gaſtons Tode zu nehmen, der nicht weit mehr entfernt ſchien. Die Großen und die Adelichen beeiferten ſich ihm ihren Hof zu machen; und jeder bewarb ſich ſchon bey ihm um die erſten Stellen, wenn ſie durch Veränderung des Landesherrn offen werden würden. Er wollte ſich gern alle Welt zum Freunde machen, und war niemals über eine Antwort verlegen, weil er dieſelbe Stelle wohl an zwanzig verſchiedene Perſonen verſprach. Als der Großherzog Gaſton ſtarb, und nun die Plätze beſetzt werden ſollten, erinnerte ihn jeder der Candidaten an ſeinen Eifer, und an die von ihm erhaltenen Zuſagen. Er konnte ihnen keine Genüge leiſten, ſo daß die größte Zahl ſich über ihn beklagte; in ſeiner Verwunderung darüber ſagte er zum Ritter Mann: „Dieſe Florentiner ſind drolligte Leute, ſie betrachten Höflichkeiten, die man ihnen ſagt, als „übernommene Verpflichtungen.“

Es kam kein Fremder von Auszeichnung nach Florenz, der nicht dem Ritter Mann einen Beſuch gemacht hätte. Er behielt ihn dann faſt immer zu Tiſch; und daher fand man bey ihm eine

für einen Beobachter sehr ergötzende Mannigfaltigkeit von Gesellschaft. Ich sah unter andern eines Tages Herrn D** den französischen Gesandten zu Neapel dort, auf seiner Rückreise nach Paris. Nach Tische brachte man ein schönes Gemählde von Raphael zum Verkauf hin; denn es hieß: der Herr Gesandte wäre ein Liebhaber, der schöne Stücke sehr hoch bezahlte. Die ganze Gesellschaft war sich einig, das Gemählde, besonders in Absicht auf die Zeichnung, in der Raphael alle übrigen Mahler übertroffen hat, zu loben; der Herr Gesandte war nicht blöde, auch sein Scherflein von Beurtheilung mit dazu zu geben; zog seinen Bleystift heraus, und sagte: „Nun ja! recht gut! recht gut! Nicht übel, „wahrhaftig; aber doch ... Sehen Sie: möchte „ich hier etwas am Contour dieses Arms, jenes „Beines ändern; mich deucht, so und so würde „es noch besser seyn.“ — Bey einem Manne von Welt hätte man sich eine so grobe Vermessenheit wohl nicht erwarten seyn sollen.... An Raphael etwas verbessern zu wollen!

Beynahe wäre ich mit einem gewissen Ritter B** hier in Streit gekommen, der mich einmal bey dem Ritter Mann sah, mit der allergrößten Zudringlichkeit auf mich los kam, und ausrief: „Ey? wie? Sie da, mein Theuerster, wie ent-

„zückt ich bin, Sie zu ſehn:“ — Dieſer Lebhaftigkeit zufolge, hätte man uns für die genaueſten Freunde von der Welt halten ſollen; die Wahrheit aber war, daß ich zwar ſein Geſicht vielleicht ein Paar hundertmal in Turin geſehen, aber nie ein Wort mit ihm geredet hatte; ich wußte ſogar ſeinen Nahmen nicht, und war genöthiget, ihn darnach zu fragen. Er formaliſirte ſich über meine Unwiſſenheit dergeſtalt, daß er ſogar anfing böſe zu werden, und ich ziemlich viel Mühe hatte ihn zur Vernunft zu bringen. Bey einer ähnlichen Gelegenheit hatte der Marquis von Narbonne einen ſehr glücklichen Einfall. Es begegnete ihm eines Tages in Verſailles ein Landedelmann, den er ſich erinnerte, verſchiedene Male in der Provinz geſehen zu haben, aber deſſen Nahmen er auch nie gewußt. Dieſer lief auf ihn zu: „Ey! guten Tag, mein theuerer Freund! „wie befindeſt Du Dich denn?“ — „Sehr gut, „mein theurer Freund! wie heißeſt Du denn?“, erwiederte Narbonne. — Eben dieſer Marquis gab einmal Ludwig XV. eine Antwort, die nicht weniger glücklich, aber ein wenig kühner war. Man weiß, daß der Nahme des Zweiges der Familie, aus dem dieſer Narbonne abſtammt, Pellet iſt. — „Herr von Nar„bonne!“ ſagte der König zu ihm: „was

„iſt das: Pellet?“ — „Sire!“ erwiederte er: „es iſt: wie Capet!“ —

Sechs und zwanzigſtes Capitel.

Zug von D. Antonio. — Die Signora Maria Pizzelli. — Neuer Vorſchlag des Herzogs von Northumberland.

Ich habe, um noch einmal auf ihn zurückzukommen, niemals einen Mann gekannt, mit dem man ſich länger allein, ohne Langeweile zu empfinden, hätte unterhalten können als mit dem Ritter Mann. Dieß deswegen, weil er ſich weit mehr beeiferte, zum Vergnügen der Geſellſchaft durch die Güte ſeines Herzens, als durch den Glanz ſeines Geiſtes beyzutragen; ich habe immer bemerkt, daß eine große Herzensgüte ein beſſeres Hülfsmittel gegen die Langeweile, als die Reichthümer der ſchimmerndſten Einbildungskraft iſt. Um in gutem Verſtändniſſe mit den Menſchn zu leben, bedürfen wir weit weniger ihres Geiſtes als ihrer Nachſicht. Wie oftmals trifft es ſich nicht auch wirklich, daß man ſich im Um-

gange eines Mannes von Geiſt und Wiſſenſchaft ermüdet fühlt! anſtatt daß man eines rechtſchaffenen und guten Herzens nie ſatt bekömmt! Das Vorherrſchende jener Eigenſchaften macht ſich uns fühlbar, wir mögen es wollen oder nicht, und zwängt uns ein; wir finden uns neben ihnen nicht an unſerer rechten Stelle. In Abſicht unſeres Herzens aber glauben wir keinem Menſchen nachzuſtehen; dieß löſt das Räthſel, denn Zwang iſt faſt allemal die Mutter der Langeweile; und wenn es erſt dahin gekommen iſt, daß man ſich mit einander langweiligt, iſt man bald geneigt einander zu verlaſſen. Ich weis nicht, ob ein gewiſſer Don Antonio **, Secretair der ſpaniſchen Geſandtſchaft in Turin, ſich nach dieſer Regel immer betrug; das weis ich aber, daß er, ſo ſehr auch der Graf Aquilar, ſein Geſandter, wünſchte ihn auf das Land mit ſich zu nehmen, er doch jedesmal es ihm abſchlug. Als dieſer ihn um die Urſache befragte, erhielt er zur Antwort: „Weil ich Ihro „Excellenz langweiligen würde, und Ihro Excel„lenz mich langweiligen würden, darum iſt es beſ„ſer, daß jeder von uns für ſich bleibe. (Perche „seccherò vuestra Eccellenza, vuestra Eccel„lenza mi seccherà, e per questo è meglio „ch'io stia a casa mia.)“

Die ſchlechte Jahreszeit näherte ſich indeß, und ich wollte den Winter in Rom zubringen; ich verließ alſo, obgleich ungern, Florenz; entſchloſſen, bey meiner Rückkehr dort noch länger mich aufzuhalten. Ich war ungeduldig, die Hauptſtadt der Welt, für die ich immer eine ſehr große Liebe gehabt habe, beſonders aber die Signora Maria Pizzelli wieder zu ſehen, die von allen Frauenzimmern, ſo ich jemals gekannt, die war, für welche ich die aufrichtigſte Freundſchaft gefühlt. Dieſe meine Empfindung für ſie ließ mich nicht ruhig über ihr Schickſal. Ihr Mann war nicht reich und genoß nicht des Wohlſtandes, der ſeiner Lage in der Geſellſchaft, und der Würde ſeiner Geſinnungen angemeſſen geweſen wäre. Ich dachte daher nach Rom auch deßwegen mit zu gehn, weil ich hoffte, die große Zahl von Freunden, welche ich dort beſaß, könnte mir dazu behülflich ſeyn, dieſem würdigen Paare ſeine Exiſtenz zu verbeſſern. Meine erſte Sorge bey meiner Ankunft war, daran zu arbeiten. Ich hatte Briefe an den Cardinal Zelada mit mir; ich kannte die Cardinäle de Lances, de Bernis, Gerdil und Visconti; allein ich erhielt von ihnen keine Dienſte, meine gute Abſicht zu unterſtützen. Es giebt keine Claſſe von Menſchen, die weniger geneigt wäre, Andern

Verbindlichkeiten zu erzeigen, als die Cardinäle in Rom; ſie ſind mit Nichts beſchäftigt als durch ihr Anſehen ihre eigenen Abſichten zu befördern; und beſonders iſt das von denjenigen wahr, welche keine Hoffnung haben, zur Papſtwürde zu gelangen. Da ſie auf kein höheres Steigen Anſpruch machen können, nehmen ſie auf nichts weiter Rückſicht, und es wohnt ihnen nicht die geringſte Neigung bey, Jemand Anders nützlich zu werden.

Ich führte in Rom das Leben, was meinem Geiſte und Herzen das angemeſſenſte war; den Morgen und den Tag brachte ich mit gelehrten Unterſuchungen nach meinem Geſchmacke oder mit Spatziergängen in den Gärten, an denen dieſe Stadt reicher als irgend eine in der Welt iſt, zu; und meine Abende verlebte ich in einem Zirkel von Freunden, die ſich bey der Signora Maria vereinigten; bisweilen auch wohl in größeren Aſſembleen, bey dem Cardinal Bernis, beym ſpaniſchen Geſandten, beym Prinzen Rezzonico, einem römiſchen Senator; der Prinzeſſinn von Santa Croce, und Herrn von Bayanne. Ich hatte mich niemals freyer, ruhiger, und glücklicher gefühlt, als ich Briefe vom Herzoge von Northumberland, und meinem Freunde Langlois erhielt; demſelben, auf deſſen

Rath ich meinen einsamen Landaufenthalt aufgegeben hatte, mit Lord Mountstuart nach Turin zu gehen. Er war damals der Erste im Departemente der auswärtigen Angelegenheiten, unter Lord Starmont; er liebte mich; eine Bekanntschaft von zwanzig Jahren war unvermerkt zwischen uns beyden zur Freundschaft geworden; auch nahm er mit allem Interesse eines wahren Freundes an meinem Schicksale Antheil. Er stand in sehr genauer Verbindung mit dem Herzoge von Northumberland; ich hatte ihn von Allem unterrichtet, was zwischen uns vorgefallen war; er kannte meine Ergebenheit an den Herzog, meine demselben geleisteten Dienste, seine Anerbietungen, und meine abschlägliche Antwort darauf. Er unternahm es, mich wieder nach Engelland zurückzurufen, indem er diesen Herrn dazu bewöge, mir auf eine seiner und meiner würdigere Art Gutes zu thun. Er hatte oftmals gegen ihn die Unterredung auf mich gebracht; und da er gefunden: der Herzog bedaure es, mich nicht auf immer an seine Person haben knüpfen zu können, ihn überredt an mich zu schreiben, um in mich zu dringen, wieder zu ihm zurückzukehren. Er schrieb mir selbst, mir im Nahmen des Herzogs eine lebenslängliche Besoldung von zehntausend Livres anzubieten, wenn ich

mich entſchließen wollte, die wenigen Tage, die er noch zu leben übrig hätte, bey ihm zuzubringen.

Dieſes Anerbieten war von demjenigen, das mir einige Jahre vorher gemacht worden war, darin verſchieden, daß dieſe Penſion eine Lebenslängliche ſeyn ſollte. Sie hätte jeden andern in Verſuchung geführt; allein ſie erſchütterte meinen Vorſatz nicht. Ich antwortete auf den Brief des Herzogs in allgemeinen Ausdrücken, allein öffnete zugleich mein ganzes Herz meinem Freunde. Ich ſchrieb ihm: ich fände in mir die größte Abneigung, mich in eine Verpflichtung einzulaſſen, die auf einander ſo ſehr entgegengeſetzte Grundſätze, als die das Intereſſe und der Zuneigung wären, beruhten; der Gedanke widere mir, für die Freundſchaftserweiſe, welche ich dem Herzoge von Northumberland geben ſollte, einen Gelderſatz zu erhalten; es verwunde mein Gefühl, meine Geſinnungen und Aufmerkſamkeiten auf ſo und ſo viel jährlich geſchätzt zu wiſſen; hätte der Herzog ein Mittel gefunden, nur im mindeſten meine Dankbarkeit zu erwecken; ſo würde er gefühlt haben, daß ſie das ſtärkſte Band ſey, durch das er mich an ſich knüpfen könnte; ich ſähe aber wohl, es ſey unmöglich, dieſe Idee in ihm entſtehen zu machen; ich könnte mich

also nicht entschließen, seinen Vorschlag anzunehmen.

Ich war ganz und gar nicht verwundert, daß ein Mann, der eine Million Einnahme besaß, den hundertsten Theil davon aufopferte, immer einen Freund um sich zu haben; allein ich vermochte es nicht über mich zu gewinnen, meine Empfindungen zu verkaufen, und meine Freundschaft gewissermaaßen zu feilschen. Es kam mir vor, daß, gäbe ich meine Einwilligung zu dieser Verpflichtung, es nicht anders als natürlich sey, daß der Herzog alle Beweise von Eifer und Zuneigung, die ich ihm hätte geben können, künftig als bezahlte Dienste ansehen würde. Mehr hätte es nicht bedurft, mein ganzes Herz in Frost zu versenken. Außerdem fühlte ich nicht mehr in mir jene Geschmeidigkeit des Geistes, welche nothwendig dazu war, meine Art zu Seyn der seinigen zu unterordnen; ich hatte mich seit Kurzem so sehr daran gewöhnt, nach meinem Gutdünken zu leben, daß ich mich höchst übel darbey befunden haben würde, den Grillen eines Andern zu folgen. Ich schlug demnach das Anerbieten des Herzogs von Northumberland rund aus, wie vortheilhaft es auch sonst für mein Glück hätte seyn können; und faßte den festen Entschluß, mein Wohlseyn fortan nur in mir selber

zu

zu ſuchen. Auch wünſche ich mir noch tagtäglich Glück dazu, dieſen Entſchluß gefaßt zu haben, und dabey beharrt zu ſeyn.

Sieben und zwanzigſtes Capitel.

Die Gräfinn von Albanien. — Der Graf Alfieri. — Herr Gehegan.

Der Herzog von Grimaldi bekleidete damals die Stelle eines ſpaniſchen Geſandten am römiſchen Hofe; ſeine Glücksſchickſale waren von der allerſonderbarſten Gattung geweſen. Er war der jüngſte Sohn einer edeln genueſiſchen Familie, und für die Kirche beſtimmt, als er Mittel fand, ſich zum Miniſter ſeiner Republik an den madrider Hof ernennen zu laſſen. Er gefiel dem Könige von Spanien, der an ihm Talente zu ſehen glaubte, die er gleichwohl nicht beſaß; allein er wußte ſich den Schein davon zu geben, und kam dem Monarchen als der einzige Mann vor, der fähig wäre, eine damals mit Holland angefangene Negotiation gelingen zu machen. Der ſpaniſche Hof verlangte ihn alſo von der Republik Genua; und er ward als ſpaniſcher Miniſter nach dem

Haag geschickt, dort nachher zum Gesandten nach Paris ernannt, wo er für Spanien den Friedenstractat von Versailles 1763 unterzeichnete, und bey der Gelegenheit zum Herzoge und Grand von Spanien gemacht wurde. *) Einige Zeit darauf wurde er zum Minister und Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt; allein da er nachher wieder in Ungnade fiel, als Gesandter an den römischen Hof geschickt; ein ganz besonderer Erweis des milden Characters des Königs von Spanien, der einen ähnlichen in seinem Verfahren gegen den Grafen von Aranda und den Marquis von Squilaci gegeben; indem er sie beyde zu Gesandten nach Paris und nach Venedig wählte, nachdem er sie wieder von der Stelle des Staatssecretariats abgesetzt. Allein, obgleich der Herzog von Grimaldi mit dem Titel beehrt war, genoß er doch nicht des Zutrauens des spanischen Ministerii, und der Ritter von Azara war in der That, unter dem Nahmen eines Agenten des Hofes, derjenige, der alle Geschäfte betrieb, indem der Ge-

*) Man hatte anfangs so wenig Zutrauen in die Tüchtigkeit des Herzogs von Grimaldi, daß der Hof von Madrid dem Herzoge von Choiseul, ohne daß Grimaldi, ob er gleich der Gesandte war, darum wußte, besondere Vollmachten ertheilt hatte.

ſandte nur vorſtellte. Der Herzog von Grimaldi, der es vergeſſen zu haben ſchien, daß er, obgleich ein Genueſer, mit der ſpaniſchen Geſandtſchaftsſtelle ſich geehrt ſah, war einer der Erſten, es ſonderbar zu finden, daß ich, als ein aus Frankreich Gebürtiger, das Amt eines engliſchen Geſandten verwaltet hätte; und hatte ſichs ſo ſehr in den Kopf geſetzt, er ſelbſt ſey ein guter Spanier, daß er ſein vorgebliches Vaterland würde zu verrathen geglaubt haben, wenn er Engelländern Höflichkeiten erzeigt hätte. Auch lud er ſie nie bey ſich zur Tafel ein; und ſprach kaum mit ihnen, wenn ſie ſich bey ſeinen Aſſembleen einfanden, die zu den glänzendſten der in Rom gehaltenen gehörten.

Eines Tages, als ich in einer dieſer Aſſembleen war, ſah ich die Gräfinn Albani, die ich ſchon längſt näher kennen zu lernen gewünſcht hatte, dort wieder. Sie war die Tochter eines Grafen von Stollberg, und ſeit einigen Jahren Canoniſſinn von Mons, als ich ſie zum erſten Male in Brüſſel 1772 geſehen. Da die Höfe von Frankreich und Spanien wünſchten, daß die Familie der Stuarte nicht ausſterben möchte, ſo warfen ſie ihr Auge auf dieſe damals neunzehnjährige Dame, ſie dem Sohne des ſeiner Anſprüche auf den Thron von Großbritannien und

ſeiner unglücklichen Unternehmungen wegen, ſo berühmt gewordenen Ritter von St. George, zur Gemahlinn zu geben. Dieſe Vermählung kam auch zu Stande, entſprach aber den Abſichten der beyden Höfe nicht, weil der Prätendent keine Kinder aus ihr erhielt. Beym Tode ſeines Vaters, der in Rom lebte, wo ihm immer beynahe königliche Ehrenbezeugungen erzeigt worden waren, weigerte ſich der Papſt, den Ritter St. George anzuerkennen; welches ihn bewog, ſich mit ſeiner Gemahlinn nach Florenz zu begeben, wo er den Titel eines Grafen von Albanien annahm, und ſich in der größten Eingezogenheit zu leben begnügte.

Jene beyden erwähnten Höfe waren darüber übereingekommen, dem Grafen von Albanien eine Penſion, dieſer Vermählung wegen, zu geben; allein da der franzöſiſche die Hälfte des Gehaltes, deſſen der Vater genoſſen hatte, einziehen wollte, weigerte ſich der Graf irgend etwas davon anzunehmen, und entſchädigte ſich dadurch, daß er überall und bey jeder Gelegenheit ſeinen Unwillen gegen Frankreich und die Franzoſen ausſchüttete; ich ehre zu ſehr das Unglück und die hohe Geburt dieſes Fürſten, um hier ſein Privatleben zu ſchildern, das der großen Rolle, die er in der Welt geſpielt, ſehr wenig würdig war.

Es ſey nun, daß ſein Unglück ihm eine gewiſſe Bitterkeit der Laune eingeflößt, oder auch, daß durch die Unthätigkeit, in der er zu leben ſich gezwungen fand, ſein Geiſt erſchlafft war, ſo iſt es doch nur allzugewiß, daß dieſe Unannehmlichkeiten zuſammengenommen, und mit der äußerſten Ungleichheit des Alters, ſo wie mit jedem Ueberdruſſe, der eine ſo natürliche Folge davon iſt, verbunden, ihn für eine junge und liebenswürdige Frau zu einem ſehr ſchwer zu ertragenden Ehegatten machten.

Die Gräfinn von Albanien war, ihrer Geſtalt, ihren Manieren, ihrem Geiſte, ihrem Character, und ihrem Schickſale nach, eine Dame, die allgemeines Intereſſe erweckte. Ihr Wuchs war aus der mittleren Gattung, doch war ſie ſehr wohl gebaut, und von einer großen Weiße; hatte ſehr ſchöne Augen, vollkommen ſchöne Zähne, ein ſanftes und edles Weſen; bey vieler Beſcheidenheit hatte ſie gleichwohl ihren Geiſt ſehr cultivirt; die beſten Schriftſteller aufgeklärter Nationen geleſen, und dadurch mit nicht gewöhnlichem Scharfſinn über Menſchen und Werke des Geſchmackes urtheilen gelernt.

Der Graf von Alfieri, ein Piemonteſer von Geburt, ein Mann von Genie, großer Dich-

ter, und von einer vortheilhaften Geſtalt, hatte die Gräfinn von Albanien geſehn, und fühlte vollkommen Alles, was ſie werth ſey. Mit außerordentlichen Talenten begabt, viel Erhabenheit in der Seele und von einem unabhängigen, die Freyheit über Alles liebendem und ſtolzem Geiſte, hatte er ſich niemals an den einförmigen und einzwängenden Ton gewöhnen können, zu dem man beſonders am Turiner Hofe ſich bequemen muß. Er entſagte auf immer dem Hofleben; und um leichter die Erlaubniß dazu zu erhalten, überließ er die Güter, ſo er im Piemonteſiſchen beſaß, an ſeine Anverwandten, indem er ſich blos ohngefähr dreyßigtauſend Livres Einkünfte vorbehielt, die er überall, wo er ſich zu leben entſchlöſſe, beziehen könnte. Sein ernſter Sinn fand nichts als Ueberdruß am Weltgetümmel, ſo daß er ſich gänzlich auf den Umgang mit der Gräfinn von Albanien einſchränkte, welche gleichfalls ſehr eingezogen, in dem Zwange lebte, den ihr die Grillen ihres Gemahles auferlegten. Der Graf von Alfieri hatte dem Prinzen zu gefallen verſtanden; ſeit mehreren Jahren theilte er ſeine Zeit zwiſchen ſeinen Studien und dem Umgange mit der Gräfinn; deren Leiden er durch ſeine Freundſchaft und die Annehmlichkeiten ſeines Geiſtes verſüßte. Durch verſchiedne empörende

Scenen endlich aufs Aeußerſte getrieben, beſchloß die Gräfinn von Albanien, ſich der Tyranney ihres Mannes zu entziehn; der Plan dazu wurde mit dem Grafen Alfieri abgeredt, der in der Kunſt, Plane anzulegen, durch ſeine Uebung im Trauerſpiel-Dichten, nicht unerfahren war. Ehe er den entworfenen indeß ausführte, ſuchte er erſt die Einwilligung des Großherzogs dazu zu erhalten. Dieſer wurde nicht mit dem Vorhaben in der ganzen Ausdehnung deſſelben bekannt gemacht, ſondern die Sache ihm nur ſo vorgeſtellt: als wünſche die Gräfinn, ſich in ein Kloſter in Florenz zurückzuziehen, und in demſelben unter dem Schutze Seiner königlichen Hoheit zu leben.

Die Schwierigkeit war indeſſen: wie es anzufangen ſey, ſie aus den Händen des Grafen von Albanien herauszureiſſen. Er brachte ſeine Zeit immer um und bey ihr zu, und ließ ſie niemals abhanden; mußte er einmal von ihrer Seite ſich entfernen, ſo ſperrte er ſie unter Schloß und Riegel ein. Auf den Spaziergängen, in der Meſſe, überall wo ſie nur hingehen wollte, war er beſtändig um ſie. In dieſer Beſchränkung wandte man ſich an eine Freundinn der Gräfinn, welche ſie liebte und ihr Schickſal bedauerte, ſo wie auch an einen Freund oder Liebhaber dieſer Dame, der als ſolcher mit ihr ſein Leben zu-

brachte. Beyde waren oftmals bey der Gräfinn, und begleiteten ſie auf ihren Spatziergängen; man konnte ſie als die Einzigen betrachten, welche ihrer Abſicht hülfreiche Hand zu leiſten im Stande wären.

Madame Orlandini, (ſo hieß dieſes Frauenzimmer,) ſtammte von irrländiſchen Eltern und aus der Familie des berühmten Herzogs von Ormond her. Ihr Vater war General in Dienſten des Hauſes Oeſterreich geweſen, und hatte ſie an den General Orlandini, einen florentiniſchen Ritter, verheirathet, der ſie jetzt als Wittwe hinterlaſſen hatte. Sie verband mit einer anziehenden Figur viel Grazie des Geiſtes, und eine ſich ſogleich auf ihrer Phyſiognomie ankündigende natürliche Güte, nebſt einer Begierde zu gefallen, wodurch ſie immer zu ihren Zwecken zu gelangen verſtand. Herr Gehegan, ein irrländiſcher Edelmann, war dieſer Orlandini ſehr ergeben. Nachdem dieſer den engliſchen Dienſt, wider den Willen ſeines Vaters, verlaſſen, war er nach Florenz mit jenes Zorne belaſtet, und folglich ſehr leicht an Geld, gekommen. Dieſer Umſtand pflegt junge Leute in der Geſellſchaft ein wenig ſchüchtern zu machen, und Herr Gehegan war ein Beweis dieſer Erfahrung; allein Madame Orlandini, die ſeit mehreren Jahren

den franzöſiſchen Miniſter, Herrn de Barbentone in ihren Feſſeln hielt, unterſchied Herrn Gehegan, und zeigte ihm jene verbindlichen Aufmerkſamkeiten, die ein empfindliches Herz mit der lebendigſten Erkenntlichkeit durchdringen, und um ſo viel mehr Eindruck darauf machen, je unerwarteter ſie ſind. Herr Gehegan überließ ſich, von dem Augenblicke an, dem Vergnügen, Madame Orlandini ſeinen Hof zu machen. Er war jung, gut gebaut, ſchön von Geſicht; trug auf ſeiner Stirn das Gepräge von viel Gefühl; in ſeinem ganzen Aeußern lebte und webte diejenige Sanftheit, die den Muth nicht ausſchließt, und in Verbindung mit ihm eine unwiderſtehliche Wirkung auf das Herz der Weiber zu machen pflegt. Wirklich widerſtand ihm auch Madame Orlandini auch nicht; ſie opferte den franzöſiſchen Miniſter Herrn Gehegan auf, und dieſer verband ſich ſo feſt mit ihr, daß dieſer beyden Perſonen Eintracht ein wahres Muſter von Treue genannt werden konnte. Verſchiedene Jahre lang ſah man ſie niemals Eines von dem Andern getrennt; ſie lebten unter Einem und demſelben Dache; man hielt ſie mit einander für verheirathet; allein Intereſſeurſachen von Seiten Madame Orlandini's, hinderten Beyde, die Sache einzugeſtehen. Während dieſer Zeit ſöhnte

ſich Herr Gehegan wieder mit ſeinem Vater aus; der ihm ein für ihn, bey ſeiner Mäßigung, zureichendes Jahrgehalt ausſetzte, auf welches er ſich in ſeiner Lage ziemlich gut zu beſchränken wußte.

Als von den Verbündeten nun ein Tag zur Ausführung des Entwurfes feſtgeſetzt worden war, kam eines Morgens Madame Orlandini zu der Gräfinn von Albanien zum Frühſtück hin, und ſchlug, nachdem ſie damit fertig wären, vor, eine Spatzierfahrt nach dem Kloſter der Blanchetti zu thun, indem die Nonnen ſich in gewiſſen Handarbeiten auszeichneten. Die Gräfinn von Albanien nimmt die Parthie an; „wenn der Herr Graf es erlauben will;“ er thut es, und die Geſellſchaft macht ſich zuſammen dahin auf. Sie langen im Kloſter an, wo ſich, wie von Ohngefähr, Herr Gehegan befindet. Die Gräfinn ſteigt mit Madame Orlandini aus; beyde gehen ein wenig vorweg, haben bald die Treppe oben erreicht, laſſen ſich ſchnell die Thür öffnen, die ſogleich wieder verſchloſſen wird, ehe der ihnen nachfolgende Graf mit ihnen herein kann. Herr Gehegan, der den beyden Damen die Hand gegeben hatte, ſagt zu dieſem, da er ihn ganz außer Athem anlangen ſieht: „Herr „Graf, dieſe Nonnen ſind ſehr unhöflich, ſie ha-

„ben mir die Thür vor der Naſe zugeſchlagen,
„und mich nicht mit den beyden Damen herein-
„laſſen wollen.“ — „Oh!“ erwiederte der
„Graf, „ich will ſie mit ſchon wieder aufmachen
„laſſen;“ und klopfte ſehr lange an, eht man
ihm antwortete; endlich erſcheint die Aebtiſſinn
am Gitter und erklärt ihm: ſeine Gemahlinn ha-
be dieß Haus zu ihrem Zufluchtsorte erwählt,
und ſie würde nunmehro, unter dem Schutze der
Frau Großherzoginn, darin bleiben. Der Graf
von Albanien, überraſcht und verſtummt, ſtand,
mußte, mit Ingrim im Herzen, ſich ſo zum Be-
ſten gehabt zu ſehen, abziehen, und, da er nach-
her darüber nachdachte, daß Herr Gebegan
wohl ein Mitverſchworener in der Entweichung
der Gräfinn habe ſeyn können; überließ er ſich
bey verſchiedenen Gelegenheiten dem äuſerſten
Zorne gegen ihn; ſchwor ihm eine ſchreckliche
Rache, und drohte mehrmals ihn mit Steckſchlä-
gen umbringen zu laſſen. Herr Gebegan, dem
dieſe Reden zu Ohren kamen, ſchrieb einen Brief
an ihn, in dem er ihm zu verſtehen gab, er wäre
der Mann nicht, der ſolche Drohungen verſchluk-
ken würde; dieſes Schreiben brachte er ſelbſt zum
Grafen hin, und ließ ihm dabey hereinſagen: er
käme zu erfahren: ob es wahr ſey, daß er ſolche
Reden gegen ihn ſich erlaubt habe, und warte un-

ten auf des Grafen Antwort. Dieſer, vor dem Muthe eines Mannes beſtürzt, der ihm bis in ſeinem eigenem Hauſe zu trotzen wagte, hielt es doch für das Rathſamſte, ihn nicht aufs Aeußerſte zu treiben; und ließ ihm durch einen ſeiner Edelleute herunterſagen: die Nachrichten, die Herr Gehegan davon zu haben glaubte, wären unwahr; er hege vielmehr eine ganz beſondere Hochachtung gegen ihn, u. ſ. w.

Unterdeſſen ſchrieb die Gräfinn von Albanien, wenig aufgelegt ihr Leben in einem Kloſter zuzubringen, an ihren Schwager den Cardinal von York, und wußte dieſen ſo gut auf ihre Seite zu bringen, daß Se. Eminenz ihr vorſchlug, nach Rom zu kommen, mit ihm dort zu leben, und ſogar den Papſt dahin bewog, ihr ſeine Beſchützung zuzugeſtehen. Man fürchtete, der Graf von Albanien, wenn er von dieſem Plane Wind bekäme, möchte einen Verſuch machen, ſeine Gemahlinn unterwegens auffangen zu laſſen; man nahm alſo Maaßregeln dagegen, und ließ ſie durch Männer zu Pferde begleiten; zu noch größerer Vorſicht aber ſetzte ſich der Graf Alfieri und Herr Gehegan, verkleidet und wohlbewaffnet, mit auf den Kutſchenbock, bis auf eine gewiſſe Strecke von Florenz hinaus, ſo daß nunmehr aller Gefahr gehörig vorgebaut war. Sie

gelangte in vollkommner Sicherheit nach Rom, wo ſie mit allen möglichen Aufmerkſamkeiten vom Cardinal aufgenommen ward, der ihr eine Penſion anwies, und in ſeinem Hauſe auf eine ihrem Stande angemeſſene Weiſe Alles für ſie einrichtete. Auch ſchrieb ſie an die Königinn von Frankreich, ein Jahrgehalt für ſich zu reclamiren, das ihrem Manne bey Gelegenheit ſeiner Vermählung mit ihr verſprochen worden war, und erhielt davon ſechszigtauſend Livres jährlich. Der Papſt gab ihr fünf und zwanzigtauſend; ſo daß ſie in dieſem Betracht, eines jeden ihr nur möglichen Wünſchen, entſprechendes Wohlſtandes genoß. Sie vollkommen glücklich zu machen, ließ der Graf Alfieri ſich in Rom nieder; und da er das Mittel gefunden, dem Cardinal eben ſo zu gefallen, wie er es deſſen Bruder gethan, erhielt er von ihm die Erlaubniß, die Gräfinn ſo viel zu beſuchen als es ihm beliebte, trotz allen Vorſtellungen, die der Graf von Albanien dagegen machte, der oftmals bey dem Cardinal gegen dieſen Mißbrauch, über den er ſich laut beſchwerte, ſchriftlich einkam.

Acht und zwanzigstes Capitel.

Duchillen kehrt nach Florenz zurück, und macht einen Entwurf dort zu bleiben. — Beschreibung des Großherzogs von Toskana.

Ich befand mich bey der neuen von mir gewählten Lebensweise so gut, und genoß so vollkommen meiner Freyheit, daß ich mich immer mehr und mehr in dem Beschlusse bestärkte, allen andern Vortheilen zu entsagen, um mir diese Art des Daseyns in ihrer ganzen Annehmlichkeit zu sichern. Mich noch gewisser in der Unabhängigkeit zu erhalten, wollte ich mir nicht einmal einen bestimmten Plan vorzeichnen; jeder vorher bestimmte, fürchtete ich, könnte mir Fessel werden. Meine Reisen machte ich gewöhnlich in einer guten englischen Postchaise, in der ich ein Tragpult für meine Papiere, und eine gute Anzahl Bücher, in verschiedenen Sprachen, bey mir hatte; so daß ich mich überall, wie in meinem Studierzimmer eingerichtet befand, wo ich auch nur irgend still

zu liegen genöthiget werden könnte. Meine Lieblingsſchriftſteller, ſowohl aus beſonderm Geſchmack an ihnen, als um die Sprachen, die ich zu erlernen mir ſo viel Mühe gegeben hatte, nicht zu vergeſſen, waren: im Hebräiſchen die Bibel, im Griechiſchen Plutarch, Demoſthenes, Longin, nebſt einigen Stücken von Plato und Xenophon; im Lateiniſchen, Cicero's catilinariſche Reden, Tacitus, Cäſar, Horaz und Virgil; im Franzöſiſchen, Racine, der Telemach, die Einleitungsabhandlung der Encyclopädie von D'Alembert, der Verſuch über das Schöne vom Pater André, Rouſſeaus und der Deshoulieres poeſie; die Unterredung des Mareſchall des Hoqincourt mit dem Pater Canaye von St. Evremont, und Bachamonts und Chapelles Reiſen; im Engliſchen, einige Werke von Pope, Addiſon und Thomſon; im Deutſchen, Wielands Agathon und Diogenes; im Spaniſchen, Don Quixote und Gil-Polo's Diana; im Portugieſiſchen, Camoens; im Italieniſchen, Arioſt, Taſſo und Petrarch. Außer dieſen Geſchmackswerken führte ich auch noch das Dictionaire historique in 9 Bänden in Oktav, Lenglet-Dufresnois hiſtoriſch-chronologiſche Tabellen, und einige Wörterbücher der Naturgeſchichte und der ſtrengeren Wiſſenſchaften bey mir. So konnte ich mich alſo ſchmeichlen,

immer nicht allein einen nicht zu erschöpfenden Vorrath an unterhaltender Lectür, sondern auch die unentbehrlichsten Hülfsmittel zu Gebote zu haben, Zweifel, die mir über etwas beykommen konnten, sogleich aufzuklären. Ich habe geglaubt, es werde dem Leser nicht unangenehm seyn, ihm diese meine kleine fliegende Bibliothek aufzuzählen; nicht, weil ich übermüthig genug wär zu glauben, es ließe sich nicht eine noch bessere Wahl darinnen treffen, sondern weil ich gefunden, diese habe so ziemlich allgemein gefallen, und weil verschiedene Personen von mir verlangt haben, ich möchte ihnen ein Verzeichniß davon mittheilen.

Unterdessen drangen doch immer meine Freunde in mich, zu ihnen nach Engelland zurückzukehren; Madame de Boufflers andererseits lag mir an, nach Chanteloup zu kommen; sie hatte von dem Herzoge und der Herzogin von Choiseul, und der Herzoginn von Grammont, den Auftrag erhalten, mich dazu zu bewegen, und versprach mir, sich auch daselbst einzufinden. Nichts wäre meinen Neigungen entsprechender gewesen, als der Aufenthalt in Chanteloup, in so guter Gesellschaft; allein die damalige Lage der Staatsangelegenheiten entfernte mich davon. Es war gerade zu der Zeit, wo der americanische

Colo-

Colonienkrieg die Gemüther in Frankreich und Engelland aufs höchste erbittert gegen einander gemacht hatte; ich fürchtete, die Unterhaltungen möchten an dem Orte, wo ich hingeladen würde, nicht ohne Spuren des Einflusses der Nationalstreitigkeiten seyn. Da ich also noch nicht ganz und gar meinen diplomatischen Character vernutzt hatte, konnte mein Aufenthalt dort leicht der englischen Regierung Argwohn einflößen, und mir in der Denkungsart der Minister unsers Hofes nachtheilig werden; die Klugheit also rieth mir, diese Parthie bis auf ein andermal zu verschieben. Da ich einen Brief vom Lord Algernon Percy erhalten hatte, der mir meldete: er käme nach Italien, und mich zugleich bat, mich dort mit ihm zusammen zu treffen, so bestimmte ich ihm Florenz dazu, und verlebte daselbst einige Zeit mit ihm.

Wäre ich nicht so sehr, als ich es wirklich war, gegen die Eigenliebe und die Eitelkeit auf meiner Hut gewesen, so hätte ich in Versuchung gerathen können, eine hohe Meynung von mir, der schmeichelhaften Unterscheidung halber, zu fassen, mit welcher der Großherzog von Toscana *) mich beehrte. Ich befand mich niemals

*) Der nachmalige Kaiser Leopold II.

in ſeiner Gegenwart, daß er ſich nicht mit mir ganz beſonders ins Geſpräch eingelaſſen hätte. Eines Tages unter andern, als Apartement bey Gelegenheit der Frau Herzoginn von Parma bey Hofe war, erzeigte mir der Großherzog die Ehre, mich während der ganzen Zeit, daß die Aſſemblee dauerte, über die wichtigſten Punkte, die einen Fürſten intereſſiren können, ich meine über die Kunſt zu regieren, und die Zuneigung der Völker zu gewinnen, ſich mit mir zu unterhalten. Kein Landesherr war wohl beſſer als Er im Stande, über eine ſolche Materie zu ſprechen, ſie machte den einzigen Gegenſtand des Studiums ſeines Lebens aus; auch ſchien er mir, ſo viel als ich darüber zu urtheilen vermochte, eben ſo richtige Anſichten als gerade Endzwecke darin zu haben; die glücklichen Wirkungen ſeiner Handlungen und Anſtalten in Regierung ſeiner Staaten, ſind ein unbezweifelbarer Beweis Deſſen, was ich hier ſage. Seit ſeiner Thronbeſteigung, hat er ſehr ſchöne Wege in allen Theilen von Toscana anlegen laſſen, unangebaute Ländereyen urbar gemacht, unermeßliche Moräſte ausgetrocknet, beſonders das Val di Chiana, das jetzt eine der beſten angebauten Strecken in Europa iſt; er hat die Inquiſition in ſeinen Staaten abgeſchaft, eine unendliche Menge unnützer Klöſter eingezogen,

und dem Mißbrauch ein Ende gemacht, Geld nach Rom zu ſchicken, um Diſpenſationen von dort einzuholen, welche ſeine Biſchöfe itzt ſelbſt das Recht haben, umſonſt zu ertheilen. Er hat die Regierung vereinfacht, unnütze Bedienungen aufgehoben, viele ſchöne Einrichtungen gemacht, eine Sammlung phyſicaliſcher, anatomiſcher und aſtronomiſcher Inſtrumente, und ein Cabinet der Naturhiſtorie angelegt; Stiftungen, die zu den anſehnlichſten dieſer Art gehören, ſo ich irgendwo kenne. Man erſtaunt zu ſehen, daß bey einer für einen Fürſten, der eine zahlreiche Familie beſitzt, ſehr eingeſchränkten Einnahme, der Großherzog dennoch ſo viele Dinge habe ausführen können. Freylich wendet er nichts auf die Pracht, und das Innere ſeiner Hofhaltung oder vielmehr Hausweſens, iſt ſo ordentlich eingerichtet, als es nur die Wirthſchaft eines Privatmannes ſeyn kann; auch war er in der Landesverwaltung immer ſelbſt ſein erſter Miniſter. Mit Hülfe dieſes weiſen Verfahrens hat er ſich im Stande gefunden, dem allgemeinen Beſten ſeiner Unterthanen Dasjenige zu widmen, was er dem Luxus, dem Vergnügen und den Zerſtreuungen verſagte. Einer der größten Gegenſtände der Ausgabe des Großherzogs, war die Erziehung ſeiner Kinder; ich habe nie eine beſſer eingerichtete bey irgend

einem Fürſten geſehen, und mich im Stande befunden, ſelber darüber urtheilen zu können; da ich der Ehre genoſſen, mich oft den jungen Erzherzogen zu nahen, und ihre Hofmeiſter genau zu kennen. Im vierzehnten Jahre ſchon hatte der Erzherzog Franz *) alle Einſichten und das Urtheil eines gemachten Mannes; und, in ihrer Erziehung wurde allen dieſen Prinzen frühzeitig das Mistrauen in ſich ſelbſt, und ein zuthätiges Weſen gegen Andre als Pflicht eingeprägt; beſonders aber die allergrößte Aufmerkſamkeit darauf verwandt, ihnen es immer ans Herz zu legen: daß in ihrem ganzen Seyn ein Vereinigungspunkt mit allen Menſchen ſich blikken laſſen müſſe; und daß die hohe Stufe von Gewalt, die ſie vom Himmel empfangen haben, ihnen den ſchweren Beruf auferlege, ſich ihrer nur dazu zu bedienen, diejenigen, die ihnen unterworfen ſind, glücklich zu machen.

Die in allen Staaten des Großherzogs eingeführte Polizey, iſt ſo zu ihrem Ziel treffend, daß ich kein Land kenne, (ich nehme ſelbſt Frankreich davon nicht aus,) in dem weniger Unordnungen vorfielen. Man konnte das ganze Toskaniſche, mit geldangefülltem Beutel mit

*) Der itzige Kaiſer Franz II.

Sicherheit durchreiſen. Zu dreyen Malen, daß ich das Florentiniſche durchreiſt bin, habe ich niemals von irgend einem Verbrechen, auf das Todesſtrafe zuerkannt hätte werden müſſen, noch von einer Hinrichtung reden hören. Die Preſſe, dieſes genaue Thermometer der öffentlichen Freyheit, war weder zu ſehr durch den Aberglauben und Despotismus beſchränkt, noch zu ſehr der Zügelloſigkeit des Geiſtes überlaſſen; ſondern, weiſe, in ſchickliche, und für die Sitten, den Anſtand, die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, nützliche Gränzen eingeſchränkt. Kurz, ich fand in Florenz ſo viele Vortheile des Clima's, der Regierung und andere Vorzüge, welche der Charakter und die Sinnesart der Einwohner gewähren, vereinigt, daß, ungeachtet meiner Vorliebe für Paris, London und andre Städte, wo große Hülfsmittel immer zu Gebote ſtehen, ich mich vielleicht noch dort aufhalten würde, hätten mich nicht unausweichliche Urſachen genöthiget, es zu verlaſſen.

Neun und zwanzigstes Capitel.

Paris. — Auteuil. — Die Gräfinn Boufflers. — Lady C**.

Alles rief mich nach London zurück; der Wunsch, Herrn von Mackenzie und seine Gemahlinn wiederzusehn, von denen ich mir schmeicheln konnte wahrhaftig geliebt zu seyn; Geldbedürfnisse, und Drang nach Ruhegenuß; endlich der Wohlstand, der mirs nicht erlaubte, länger aus dem Lande entfernt zu bleiben, das ich mir zum Vaterlande gewählt hatte. Unterdessen konnte ich doch nicht umhin, meinem Verlangen Genüge zu leisten, meine glänzenden Bekanntschaften in Paris noch einmal wieder zu sehen, und so kam ich in dieser Hauptstadt am Ende des Junius 1783 wieder an.

Ich hatte nichts Angelegeneres als Madame de Boufflers zu besuchen; sie hielt sich damals auf ihrem Landhause zu Auteuil, zwey Lieues von Paris, auf; ich ging dahin, in der Absicht

einige Tage bey ihr zu gaſten. Es war ein ſchö-
ner Sommerabend als ich da ankam, ſie hatte
eben Geſellſchaft bey ſich, und ging bis zur Eſ-
ſenszeit in der Abendkühle mit verſchiedenen Da-
men, die ſie zu ſich gebeten, ſpatzieren. Unter an-
dern waren die Herzoginn von Biron, die Prin-
zeſſinn von Henin, Madame de Damas, und
verſchiedne andre Damen und Herren darunter.

So wie Madame de Boufflers meiner
in der Ferne anſichtig ward, eilte ſie allein auf
mich zu, und ſagte nach der erſten Bewillkom-
mung zu mir: „Wiſſen Sie wohl, daß ich mich
„heute in keiner kleinen Verlegenheit befinde? La-
„dy *** iſt in Paris, und ſie wird den Augen-
„blick zu mir herkommen, bey mir zu Abend zu
„eſſen.“ — „Nun, Madam, was iſt denn dar-
„an außerordentliches?“ — „Wie?“ verſetzte
ſie, „Sie wiſſen alſo nichts von ihrer Begeben-
„heit? Sie iſt von ihrem Manne auf einer kleinen
„Untreue überraſcht worden; die Geſchichte hat
„ein erſtaunliches Aufſehen gemacht; ſie iſt nach
„Frankreich gewiſſermaaßen geflüchtet, hat hier
„ein Haus in meiner Nachbarſchaft gemiethet,
„und ... die Stirne jetzt, ſich bey mir ſelbſt zum
„Abendeſſen zu bitten. Ich weis nicht wie ich
„mich dabey nehmen ſoll, denn keine meiner
„Freundinnen hier will ein Wort mit ihr reden.“

„— „Ich habe Mühe zu glauben," antwortete „ich, daß Das, was man Ihnen von ihr ge„ſagt, wahr ſey; das Beſte was ſich in ſolchem „Fall thun läßt, iſt, meiner Meynung nach, „daß Sie Ihren Freundinnen erklären: Sie „glaubten nichts von alle dem, was man über „dieſe Dame erzählt, und wollten ihr dem zufolge „eine gute Aufnahme wiederfahren laſſen." — „Ueberdem," ſetzte ich hinzu, „ſtehen nicht Sie, „ſo wie auch dieſe Damen, auf einem ſehr gutem „Fuße mit Madame T***, die ſich vollkommen „in dem nämlichen Falle befindet, geſetzt auch, „die Geſchichte mit dieſer Engelländerinn habe „ihre vollkommne Richtigkeit." (Ich ſpielte dadurch auf die Begebenheit an, deren ich in dem Capitel meiner Reiſe nach Spa und Paris erwähnt habe.) Madame de Boufflers war verwundert, mich ſo gut unterrichtet zu finden, und hatte es ganz vergeſſen, daß ſie mir ſelbſt dieſe Anecdote zehn Jahre vorher erzählt hatte. Sie folgte meinem Rathe, und da ich ſehr wohl die Lady *** kannte, ſo ſuchte ich in ihre Nähe zu kommen, und half ihr, während des Abendeſſens, gute Contenance zu halten.

Den andern Tag kam dieſelbe Dame T***, von der ich eben geredet, zum Mittagseſſen zu Madame de Boufflers hin, und ſagte nach

Tiſche zu uns: „Sollten Sie wohl glauben, „daß Lady *** die Unverſchämtheit gehabt hat, „mich beſuchen zu wollen? ich habe ſie aber „nicht angenommen, und bin gar ſehr Willens „ihr den Beſuch nicht zu erwiedern.“ — Madame de Boufflers fand, ſie habe Recht. — „Nun! nun! meine Damen!“ ſagte ich zu ih„nen, „ein wenig mehr Nachſicht für Andre! „Wer weiß denn, ob dieſe arme Lady *** nicht „ein Schlachtopfer der Verläumdung ſey, weil „ſie jung und hübſch iſt? ich habe mirs immer „zur Regel gemacht, nicht eher an ſolche Arten „von Beſchuldigungen zu glauben, als bis ſie „durch die Entſcheidungen eines Gerichtshofes „beſtätiget worden ſind. Glauben Sie mir; „thun Sie eben ſo; laſſen Sie uns den Wa„gen anſpannen, und bey der Lady *** Thee „einnehmen.“ — Ich überredete die ſämmtliche Geſellſchaft, wir fuhren zu der Engelländerinn hin, und brachten einen ziemlich angenehmen Abend bey ihr zu.

Einige Tage nachher, als ich wieder nach Paris zurückgekehrt war, fand ich, daß alle dort anweſende Engelländer ſich einig darüber waren: die verdrießliche Begebenheit der Lady *** ſey ſo ſehr bewahrheitet, als ſie es nur irgend durch die Entſcheidung eines com-

petenten Gerichtshofes hätte werden können; ich ſelbſt empfing aus London Briefe darüber, die mir nicht erlaubten, daran zu zweifeln. Einige Tage darauf erhielt ich eine Einladung von ihr, bey ihr zu Mittag zu eſſen; da ich aber die chriſtliche Liebe weit genug getrieben zu haben glaubte, entſchuldigte ich mich beſtmöglichſt, und habe ſie auch nachher nicht wieder geſehen.

Ich hatte dieſe Dame in ihrer Jugend gekannt. Mit einer vornehmen Geburt und ſehr angenehmen Geſtalt, verband ſie Geiſt und Talente, neben denen es ihr aber unglücklicherweiſe an Ueberlegung fehlte; und Dieß ſtürzte ſie ins Verderben. Sie hatte eine Eitelkeit, die ſie in Allem zu Grunde richtete. Sie glaubte ſich für groſſe Begebenheiten gebohren, und beſtimmt zu ſeyn, in der Welt eine auſſerordentliche Rolle zu ſpielen. Dieß machte ſie empfindſam und romanhaft. Ich bemerkte dieſe bey ihr entſtehende Ausſchweifung des Geiſtes, ich warnte ſie ſogar deshalb, und ſagte ihr: ſie liefe Gefahr die Heldinn einer gewiſſen Abentheurerey zu werden. Sechs Wochen nachher hatte ſie ſchon einen Liebeshandel, der alle Damen von Stande von ihr entfernte; von dieſem Augenblicke an entſagte ſie jeder Zurück-

haltung; ſogar ihre alten Freundinnen hörten auf ſie zu beſuchen. Sie bemühte ſich, ſich darüber zu tröſten, indem ſie glänzende Feſte gab, und oftmals Geſellſchaft zu Mittag und Abends bey ſich ſah. Dieß verhalf ihr in der That zum Umgange mit einigen Damen, die die Sache nicht ſo genau nahmen. Fremde, Schmeichler, Schmarotzer verſammelten ſich bey ihr; allein ſie fühlte ſich niemals dadurch für den Verluſt jener Hochachtung entſchädigt, die nur eine gute Aufführung, Frauenzimmern von ihrem Range und ihrer Geburt, zuwege bringt.

Dreyßigſtes Capitel.

Chanteloux. — Der Herzog von Choiſeul. — Madame Du Barry.

Ich ſchlüpfe über den kurzen Aufenthalt hin, den ich in Paris machte, denn ich eilte mich nach Chanteloux zu begeben, wohin der Herzog und die Herzoginn von Choiſeul und mein Freund, der Abbé Barthelemy, mich dringend zum Beſuch einluden.

Ich wurde mit den ſchmeichelhafteſten Aeußerungen von Vergnügen und Freundſchaft empfangen. Herr von Choiſeul war nicht mehr bey Hofe in Ungenade; Chanteloux war ein beſuchterer Ort als jemals. Was ſehr viel zum Reize der daſelbſt befindlichen Geſellſchaft beytrug, war eine Eigenſchaft des Characters des Herzogs, deren ich in dem Capitel meiner Denkwürdigkeiten, wo ich von ihm geredet, noch nicht Erwähnung gethan habe. Ich darf es jetzt indeß nicht unterlaſſen.

Eines Tages, als ich in der Kutſche mit der Herzoginn von Choiſeul und dem Abbé Barthelemy ausfuhr, ſagte dieſe Dame zu mir: „Herr D***, ich habe eine Gefälligkeit von „Ihnen zu erbitten, die Sie mir nicht abſchla„gen müſſen.“ — „Mit ſehr viel Vergnügen, „Madam, wenn die Sache nur in meiner Ge„walt iſt.“ — „So ſehr in Ihrer Gewalt,“ erwiederte ſie, „daß ich nicht einen Augenblick „anſtehe, Ihr Ehrenwort von Ihnen zu verlan„gen, daß Sie Das, was ich von Ihnen begeh„ren will, thun wollen. — „Mein Zutrauen „in Sie, Madam,“ erwiederte ich, „erlaubt „mir nicht, es Ihnen zu verweigern. — „Nun! „es iſt folgendes,“ ſagte Sie: „Sie haben viel „gereiſt, haben viel geſehen, und ich glaube „nicht zu irren, wenn ich mir vorſtelle, daß Sie „die Menſchen ſehr genau kennen; ich möchte „alſo wohl von Ihnen erfahren, was Sie von „Herrn Choiſeul und ſeinem beſondern Cha„racter denken; ich weis, Sie ſind wahrheits„liebend, und um Ihrer Aufrichtigkeit es bequem „zu machen, verſpreche ich Ihnen, wenn Sie es „verlangen, daß das, was Sie mir über dieſen „Punkt ſagen werden, ein Geheimniß zwiſchen „uns bleiben ſoll.“ — Ich wollte mich ent„ſchuldigen, „es käme mir nicht zu, den Her-

„zog von Choiſeul zu beurtheilen;“ allein die Herzoginn beharrte bey ihrem Dringen, ſie hatte mein Wort, und foderte mich auf, es zu erfüllen. — „Nun, Madame,“ ſagte ich hierauf, „weil man Ihnen gehorchen muß, ſo will ich es „thun. Sie erwarten von mir wohl nicht, daß „ich meine Meynung über den politiſchen Cha„racter des Herzogs von Choiſeul abgeben „ſoll; darüber den Ausſpruch zu thun, iſt eine „Sache von ganz Europa. Nur Deſſen will ich „erwähnen, was mir von ihm am meiſten in der „Geſellſchaft aufzufallen ſcheint. Ob er gleich „unendlich viel Geiſt beſitzt, ſo kömmt es mir „vor, als ob er doch nicht ſowohl dadurch, als „vorzüglich durch eine Eigenſchaft angenehm „wird, die ſich ſehr ſelten mit dem Geiſte zuſam„men findet; kurz, und es mit einem Worte „auszudrücken, ich liebe Herrn von Choiſeul „ſeiner Treuherzigkeit wegen. (parce qu'il est bon homme.) — „So? wahrhaftig?“ rief ſie mit Lebhaftigkeit aus, „finden Sie, daß „er treuherzig ſey?“ — „Ja, ja,“ erwiederte ich, „er hat Geiſt genug, dieß Wort zu „behaupten, ohne daß er die Auslegung fürch„ten dürfte, die man gewöhnlich davon macht.“ — „Mein Gott!“ rief ſie aus, und ſchlug ſich dabey in die Hände, „was machen Sie mir doch

„damit für ein Vergnügen!“ — Kaum waren wir nach Hauſe gekommen, als ſie ſchon nach dem Zimmer ihres Gemahles lief, um ihm unſere Unterhaltung wieder zu überbringen. Da ich darauf vor dem Mittagseſſen im Geſellſchaftsſaale erſchien, kam der Herzog auf mich zu, drückte mir die Hand, und ſagte ganz leiſe zu mir: „Ich bin ſehr erfreut, daß ſie mich für treuher„zig halten; und ich bitte Sie zu glauben, daß „ich den ganzen Werth dieſes Lobes fühle.

Wirklich ließ ſich nun auch an dem Herzoge von Choiſeul dieſe natürliche Güte, dieſe Einfachheit, in ſeinen gleichgültigſten Handlungen bemerken. In ſeiner Bruſt konnte nie der geringſte Groll hauſen. Er gab einen ziemlich ſtarken Beweis hiervon bey Gelegenheit von Madame Du Barry, die doch einſt die Haupturſache, daß er in Ungnade gefallen geweſen war. —

Während ich in Chanteloux mich aufhielt, entfernte er ſich einmal auf acht Tage nach Paris; dort eine Geldanleihe, die er machen wollte, zu Stande zu bringen. Herr de Calonne, damaliger General-Controleur, erzeigte ihm darin Dienſte, und bewog den König dazu, ihm einen Vorſchuß von vier Millionen zu thun. Die Schwierigkeit war nur, eine Caution zu finden;

allein Madame Choiſeul hob dieſe bald, indem ſie ihr Landgut Chanteloux zur Hypothek hergab. Während dieſe Sache eingeleitet wurde, ſpeiſte der Herzog von Choiſeul einmal bey dem Prinzen von Beauveau, auf einem Luſtſchloſſe, das dieſer Herr in der Gegend von Paris, nahe bey Luciemes hatte, wo damals Madame Du Barry wohnte. Nach dem Mittagseſſen, ſagte der Prinz zum Herzoge: „Wiſſen Sie wohl, daß „Madame Du Barry und ich uns bisweilen „von Ihnen unterreden?“ — „Sie hat Sie „immer ſehr vermißt, und hat mich oft verſichert, „ſie ſey nur durch das ungeſtüme Dringen des „Kanzlers Maupeou und des Herzogs von „Aequilon dahin gebracht worden, den König „ſo lange zu quälen, bis er Sie fortſchickte.“ Der Herzog antwortete ihm: „er hätte ſich das „wohl vorgeſtellt, und wäre ihr auch weiter nie„mals böſe darüber geweſen.“ — Der Prinz „ſchlug hierauf dem Herzoge vor, auf einem „Spatziergange, eine Viſite bey ihr abzulegen. „Von ganzem Herzen!“ antwortete ihm der Herr „von Choiſeul, „und um ſo viel mehr, da „es mir nicht unangenehm ſeyn wird, einmal Lu„ciemes zu ſehen, das man mir ſo ſehr, als ei„nen ſeines Geſchmackes und ſeines Reichthumes „wegen, einzigen Ort angerühmt hat; aber wir

„wol-

„wollens ſo machen: man weis, daß Madame „Du Barry immer ein groſſes Verlangen ge„äußert hat, den Lord North kennen zu lernen, „und man ſaat, daß ich ihm ziemlich von Ge„ſicht gleichen ſoll. Schicken Sie zu ihr, und „laſſen ihr ſagen, Sie hätten Lord North zu „Tiſche und bäten ſie um Erlaubniß, ihn ihr „vorzuſtellen. Sie hat mich ſeit dreyzehn Jah„ren nicht geſehn, und, wenn ſie mich auch wie„dererkennen ſollte, ſo iſt es am Ende doch nur „ein Scherz, der uns zu lachen geben wird." — Der Beſuch wurde augenblicklichs alſo ausgemacht; man ſchickte hin, ihn bey Madame Du Barry melden zu laſſen; die die beyden Gäſte mit ſehr vieler Grazie und Artigkeit aufnahm; und, ohne ſichs merken zu laſſen, daß ſie Herrn von Choiſeul wieder erkannte, ihn immer Mylord nannte, und ihm ſo die Schönheiten von Luciemes Stück vor Stück zeigte. Als man ins Boudoir am Ende der Zimmerreihe gekommen war, ſagte ſie endlich lachend zu ihnen: „Jetzo, Herr Herzog, müſſen wir dem „Scherze ein Ende machen. Ich verſichere Sie, ich „finde mich äußerſt durch die Ehre geſchmeichelt, „die Sie mir erzeigen, mich zu beſuchen: laſſen „Sie uns niederſetzen, wenn Sie erlauben, und „ein wenig ſchwatzen. Sie ſind ſehr gut, keinen

„Groll gegen mich behalten zu haben.“ — „Ich „habe niemals welchen gegen Sie gehabt,“ antwortete der Herzog, „und Sie müſſen ſich erinnern, daß, an dem Morgen, wo ich Verſailles verließ, und Sie am Fenſter ſah, ich Sie „noch grüßte, und Ihnen eine Kußhand zuwarf.“ — „Ich weis es,“ erwiederte ſie, „aber ich war es nicht, die Sie ſahen. Ich lag „damals noch im Bette, und meine Schwiegerin, „die am Fenſter war, ſagte zu mir: da reiſt der „Herzog von Choiſeul ab, und hält mich „für Sie; er grüßt mich. Ah! antwortete ich „ihr, (ich weis es noch,) wenn er nur die Treppe zu mir herauf kommen wollte, er würde nicht „abgehen.“ — „Dem ſey wie ihm wolle,“ erwiederte der Herzog, „Sie ſehen, ich habe mein „Wort gehalten; denn Sie werden auch nicht „vergeſſen haben, daß einige Tage vor meiner „Wegſchickung, als ich Ihnen in der Gallerie „begegnete, ich mich Ihnen näherte und zu Ihnen ſagte: Ich weis Alles, was Sie gegen „mich anſpinnen, man ertheilt Ihnen ſehr üblen „Rath; Sie ſind mit Leuten umgeben, die nur „an ihren Vortheil und ganz und gar nicht an „Das denken, was für Sie wirklich gut wäre. „Sie werden ſich Ihrer zum Werkzeuge ihrer Abſichten bedienen; aber es wird ein Tag kommen,

„wo, wenn ſie Ihrer nicht mehr nöthig haben, „ſie Sie verlaſſen werden; und alsdann werden „Sie mich wieder zu Ihnen kommen ſehn.“ — „Das iſt nur allzuwahr!“ antwortete Madame Du Barry, und erzählte darauf, was ſie Alles von Undankbarkeit von denen, denen ſie am meiſten Dienſte geleiſtet, erfahren hätte. Dieſe Unterredung dauerte drey Stunden lang. Herr von Choiſeul erzählte uns den größten Theil davon; aber ich übergehe es, weil ich nicht Alles wieder zu berichten intereſſant genug finde.

So war Herr von Choiſeul in der Geſellſchaft; und ſo betrug er ſich gegen Diejenigen, die durch ſeine ungebührlichen Anſprüche ihn bisweilen zwangen, ein anderes Weſen annehmen zu müſſen. Der Prinz von Conti hat mir einmal erzählt, daß zu einer Zeit, als der Herzog Kriegsminiſter war, und des Prinzen Sohn, der Graf de la Marche, durch ihn das Ludwigskreuz für einen Officier erbeten, jener es ihm abgeſchlagen, mit dem Bedeuten: dieſer Empfohlne habe es noch nicht durch ſeine Dienſte verdient. Der Graf de la Marche beſtand auf ſeiner Bitte: aber Herr von Choiſeul blieb feſt, und wollte es durchaus nicht gewähren; ob es gleich eben nicht Sitte war, daß ein Miniſter einem Prinzen von Geblüte jemals etwas abſchlug.

Der Graf de la Marche fragte hierauf seinen Vater: „was er dabey anfangen sollte:“ — „Mein Sohn,“ antwortete der Prinz von Conti: „man muß wissen, ob die abschlägige Ant„wort in der Regel ist, wenn Das, so hast du „nichts zu sagen; ist es aber nicht, so ist Herr „von Choiseul ein guter Edelmann, und du „kannst ihm die Ehre erzeigen, dich mit ihm zu „schlagen.“

Ein und dreyßigstes Capitel.

Ein Brief von Voltaire. — Der Tod des Paters Du Cerceau. — Der Abbé Prévôt. — Ein Wort des Herzogs von Nivernois.

Es fielen oftmals in Chanteloux Unterhaltungen vor, die (wovon ich bereits Beyspiele gegeben) reich an Anecdoten und interessanten Einfällen waren; zu diesen Gesprächen gab ein Jeder das Seinige mit her. Eines Tages fragte ich Madame de Choiseul, ob es wohl wahr sey, daß Herr von Voltaire an den Herzog von Choiseul einen gewissen lustigen Brief in Absicht auf den Herrn Le Franc de Pompignan geschrie-

ben habe? — „Ja!“ antwortete ſie; „Sie ſollen ihn zu ſehen bekommen.“

Man muß in dieſem Betracht wiſſen: erſtlich, daß als Herr Le Franc de Pompignan zum Mitgliede der franzöſiſchen Academie ernannt worden war, er, am Tage ſeiner Aufnahme, eine Rede gehalten, wodurch er ſich den vorgeblichen Philoſophen ſeiner Zeit ſehr mißfällig gemacht hatte; ſein Bruder, der erſt Biſchof in Puy war, und nachmals zum Erzbiſchof von Vienne ernannt ward, hatte gleichfalls durch ſein Donnern gegen die falſche Philoſophie ſich dieſes Schickſal zugezogen. Voltaire ſchonte der beyden Brüder nicht, und gab ſeit verſchiedenen Jahren keine Schrift heraus, bey der er die geringſte Gelegenheit verſäumt hätte, Sarcasmen auf dieſe ſeine Widerſacher abzuſchießen. Da ein dritter Bruder von dieſen beyden Pompignans, der Officier war, ſich in Genf in der Nachbarſchaft Voltairens aufhielt, und laut und überall ſagte, daß wenn jener fortfähre, ſich über ſeine Brüder luſtig zu machen, er ihm die Ohren abſchneiden würde: ſo ſchrieb Voltaire, als ihm dieſe Drohung hinterbracht wurde, folgenden Brief an den Herzog von Choiſeul, der damals erſter Miniſter war:

„Monseigneur — ich weis nicht, was ich „den Gebrüdern Pompignan zuwider ge„than habe; der Eine zerfleischt mir die Ohren „(m'ecorche), und der Andere will sie mir „abschneiden. Beschützen Sie mich, Mon„seigneur, gegen den Abschneider (l'assassin); „ich nehme es mit dem Zerfleischer, (l'ecor„cheur) auf; denn ich brauche meine Ohren, „um den Hall Ihres Rufes zu hören, u. s. w.

Es ist obgedachter nämlicher Pompignan, dessen Eitelkeit Voltaire durch die bekannten beyden Verse lächerlich machte:

César n'a point de tombe où sa cendre repose.
Et l'ami Pompignan veut être quelque chose!

„Weil wir doch hier von Gelehrten reden," sagte der Abbé Barthelmy, „so weis ich eine „Anecdote vom berühmten Abbé Prévôt, die „sehr wenig bekannt ist, und es doch zu seyn „verdient. Da er mit einigen Freunden eines „Abends zusammen aß, behauptete er ein ge„wisses Paradoxon, das ihm sogleich von einem „andern in der Gesellschaft mit einiger Unver„träglichkeit übler Laune aufgemutzt wurde. Er „besteht darauf, und verficht seinen Satz nur „desto stärker, je mehr seine Freunde ihn angreifen

„und behauptet ſteif und feſt: wenn nur Jeder-
„mann ſich ſelber Gerechtigkeit wiederfahren laſ-
„ſen wollte, ſo würde es wenige Menſchen ge-
„ben, welche nicht Einmal in ihrem Leben den
„Galgen verdient hätten. Aber — antwortete
„man ihm; von Ihnen ſelbſt anzufan.en, was
„hätten Sie denn z. E. gethan, das Sie einer ſol-
„chen Strafe werth machen könnte? Wir kennen
„uns hier alle einander von Kindheit auf, und ob
„es gleich wahr ſeyn mag, daß Sie immer ein we-
„nig in den Tag hineingelebt haben, und ein lek-
„kerer Vogel geweſen ſind, ſo kann doch kein einzi-
„ger von uns ſich von Ihnen einer todeswer-
„then Handlung entſinnen.“ — „Das kömmt
„daher, weil Sie nicht Alles wiſſen,“ erwiederte
„Prévôt. — „Sehen Sie, ich traue Ihnen
„alles Gute zu; und will Ihnen mithin ein Ge-
„ſtändniß thun, das, hoffe ich, für mich von
„keinen weiteren übeln Folgen ſeyn wird. Was
„werden Sie alſo wohl von mir ſagen, wenn ich
„Ihnen bekenne, daß ich meinen Vater umge-
„bracht habe?“ — „Ach!“ fuhr einer aus der
Geſellſchaft auf, „wiſſen wir denn nicht Alle, daß
„Ihr Vater an einem Sturze von einer Treppe
„herunter geſtorben iſt? und ... — Das iſt
„wahr,“ fällt Prévôt ein; „aber ich bin's,
„der ihn die Treppe herunter geſtoßen hat; und

„es ist folgendermaaßen damit zugegangen. —
„Ich liebte ein junges Mädchen, die Tochter ei-
„nes Bürgers in unserer Stadt, dessen Haus
„an das unsrige gränzte, und hatte keinen an-
„dern Gedanken, als sie zu heirathen. Mein
„Vater indeß versagte mir nicht nur seine Ein-
„willigung dazu, sondern verbot mir auch durch-
„aus, das Mädchen zu besuchen. Sie können
„leicht denken, daß ich diesem Verbote nicht ge-
„horchte. Da der meiner Schönen mir gleich-
„falls den Zutritt zu ihr nicht weiter verstatten
„wollte, so hatten wir ein Mittel ausgefunden,
„einander zu sehen, indem wir auf dem Dache
„zusammenkamen, von wo ich sie denn auf un-
„sern Oberboden führte. Mein Vater erfuhr
„das, und überraschte uns einmal zusammen.
„Ob er gleich gut war, hatte er doch ein wenig
„Jachzorn; er ging also auf sie zu, als ob er sie
„mißhandeln wollte, ich stellte mich vor sie, und
„drängte ihn, in meinen Bestrebungen, sie zu
„vertheidigen, nach der Treppe zu. Dicht am
„Rande des Absatzes glitt ihm der Fuß aus; er
„stürzte rücklings herunter, verlohr die Besin-
„nung, und hatte sich gefährlich am Kopfe ver-
„wundet. Ich hob ihn wieder auf, rief nach
„Hülfe; wir brachten ihn zu Bette, und, da er
„wieder zu sich gekommen war, ward ich so glück-

„lich, daß er noch ſelbſt Zeuge meiner Sorgfalt „für ihn ſeyn konnte. Ich kam während der „ganzen Zeit, daß er dieſen Fall überlebte, „nicht von ſeinem Hauptküſſen weg. Seine „äußerſte Güte bewog ihn, ſeinen Freunden „die wahre Urſache ſeines Todes zu verſchwei„gen, unterdeſſen hat und wird dieß bis an „meines Lebens Ende nur noch meinen Gram „und meine Reue über dieſe traurige und grau„ſame Begebenheit vermehren.“ —

„Dieſer Mann, der ſich anklagte, eine hän„genswürdige That begangen zu haben, beſchloß „ſein Leben auf eine beynahe noch ſchreck„lichere Weiſe. Indem er einmal im Boulogner „Walde ſpazieren gegangen war, wurde er plötz„lich von einem Schlagfluſſe befallen, der ihn wie „todt an den Fuß eines Baumes ſtreckte. „Bauern, die ihn in dieſem Zuſtande fanden, „trugen ihn zu einem Wundarzte hin, der das „Gericht rufen ließ. Man hielt ihn für wirklich „todt, und der Chirurgus erhielt Befehl, „zur Oeffnung des Leichnams zu ſchreiten. „Beym erſten Schnitte mit dem Wundmeſſer, „ſtieß der Unglückliche, der gleichwohl noch „nicht entſeelt war, einen erſchrecklichen Schrey „aus; allein der Todesſtreich war ihm ein-

„mal beygebracht, und er ſchlug die Augen „nur wieder auf, um noch die grauſenvolle „Weiſe zu ſehen, auf welche das Leben ihm „entriſſen wurde.“

„Ich habe einen andern Gelehrten gekannt,“ ſagte hierauf Einer aus der Geſellſchaft, „der „auf eine eben ſo unglückliche, obwohl weniger „ſchreckliche Weiſe ums Leben kam; es war der „berühmte Jeſuit, Pater Cerceau. Er war „Hofmeiſter des Prinzen von Conti (der 1776 „ſtarb). Er begleitete ihn nach Veret, einem „Schloſſe des Herzogs von Aiguillon, „nahe bey Tours, wo die Prinzeſſinn, ſeine „Mutter, oftmals ſich hinbegab, einen Theil „des Sommers zuzubringen. Der junge Prinz „war damals dreyzehn bis vierzehn Jahr alt, „und da er die Jagd ſehr lieben zu wollen ſchien, „hatte er es endlich erhalten, daß man ihm eine „Flinte gab, die er, um ſie den folgenden Tag „zu gebrauchen, verſuchte. Dieſe Flinte war mit „verſchiedenen Kugeln geladen; er hatte ſie in „der Hand; indem er ſie dreht und wendet, ge„ſchieht es, daß der Schuß losgeht, und den „ihm gegen über ſtehenden Pater Knöll und Fall „tödtet. Der junge Prinz wurde von dem Un„falle ſo erſchrocken, daß er wie unſinnig im „ganzen Schloſſe herumrennte, und immer aus-

„rief: ich habe den Pater Cerceau erſchoſſen!
„Mit dieſem Geſchrey ſtürzte er ſogar in den Ge-
„ſellſchaftsſaal herein, und that nichts als in
„einem weg jene Worte wiederholen; die einzi-
„gen, die man auf lange Zeit aus ihm heraus-
„bringen konnte.“

Es war in Chanteloux eingeführt, daß Jedermann nach Tiſch ſich einige Stunden auf ſein Zimmer oder ſonſt wohin begab; dieß wurde der Vorabend genennt. Man brachte ihn, wie geſagt, einſam zu, oder ſtattete auch Beſuche bey andern Perſonen auf dem Schloſſe ab, da ſich oft zahlreiche Geſellſchaft daſelbſt befand. Der Herzog von Choiſeul ging alsdann zu ſeiner Schweſter, der Herzogin von Grammont, mit einigen ihrer vertrauteſten Freunde; der Abbé Barthelemy zur Herzogin, und ſo jeder von den Uebrigen zu wem er wollte. Man folgte darin der Sitte in Paris, wo man auch bis zum Abendeſſen ſeine Stunden bey irgend einem guten Freunde zuzubringen pflegt. Ich habe Perſonen dort gekannt, denen dieß ſo ſehr zur Gewohnheit geworden war, daß ſie ſich unglücklich würden gefühlt haben, wenn ſie nicht ein Haus gehabt hätten, in das ſie alle Abende hingehen konnten, um zu ſchwatzen. Man erinnert ſich

darüber eines ziemlich naiven Wortes des Herzogs von Rivernois. Dieser Herr war auf das Vertrauteste mit der Gräfinn von Rochefort verbunden, und unterließ nie, sie Abend vor Abend zu besuchen. Da sie Wittwe, und er Wittwer war, so bemerkte Jemand gegen ihn: „er hätte es ja viel kürzer und bequemer, „wenn er diese Dame heirathete.“ — „Ich habe „oftmals auch daran gedacht,“ antwortete der Herzog, „aber eine Sache hat mich immer da„von abgehalten, wo sollte ich, wenn ich es thä„te, alsdann meine Abende zubringen?“

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Krankheit der Madame de Choiſeul. Merkwürdige Umſtände dabey.

Nichts ſchien in Chanteloux uns zu mangeln, den Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen. Die Geſellſchaft war zahlreich und vortrefflich. Es befanden ſich dermalen dort die Herzogin von Grammont, der Marſchall von Stainville, die Gräfin von Choiſeul, deren Tochter; die Prinzeſſinn Joſephine von Monaco, ihre zweyte Tochter und deren Gemahl; Madame d'Uſſon, Madame de Chauvelin, Madame de Simiane, der Herzog von Guines, der Herzog von Chatelet, der Herzog von Liancourt u. ſ. w. Wohlſtand und Freyheit unterhielten die gute Laune und Zufriedenheit; kurz es war allen Anweſenden ſo wohl dort, daß, als ein gewiſſer Edelmann aus der Nachbarſchaft, den Herr und Madame de Choiſeul ſehr liebten (Herr du Buc), dort von einer Krankheit

befallen worden war, er bey der Gelegenheit ein Wort gegen seinen Bedienten sagte, das dieses gute Ehepaar bezauberte. Dieser seinem Herrn sehr zugethane Mensch drang, wie der Ausbruch des Uebelbefindens bey demselben sich zeigte, davor erschrocken, und fürchtend, es könnte vielleicht zu einer langwierigen Krankheit ausschlagen, in ihn, er möchte sich in sein Haus zurückbringen lassen, so lange es noch Zeit dazu wäre. „Wie?“ antwortete der Kranke, „weit entfernt, „daran zu denken, von hier wegzugehen, würde „ich mich lieber herbringen lassen, wenn ich zu „Hause krank geworden wäre.“ — Dieß Wort wurde Herrn und Madame de Choiseul wieder erzählt, und man kann sich vorstellen, ob der Kranke gut verpflegt worden sey?

Allein ein unvermutheter Zufall störte plötzlich alles dieses Glück. Die Herzogin von Choiseul verfiel in eine ernsthafte Krankheit, und bey diesem Ereignisse hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, was für eine lebhafte und aufmerksamkeitenvolle Anhänglichkeit an seine Freunde man in Frankreich besitzt. So lange nur die Krankheit der Herzogin dauerte, blieb die ganze Gesellschaft in dem Schlosse, obgleich bey weitem nicht alle der Anwesenden sie zu sehen bekamen; nur erst, als sie besser zu werden anfing, reisten sie

Nach Paris zurück, wohin die Herzogin ſelbſt
acht Tage nachher ſich verfügen wollte. Es war
niemand weiter dort geblieben, als der Herzog
von Choiſeul, der Marſchall Stainville,
ſeine Töchter und ſeine Eidame, der Abbé Bar-
thelemy und ich. Die Herzogin bekam ein
Recidiv, ihr Gemahl ſchickte einen Courier nach
Paris mit einem Briefe an die Herzogin von
Grammont, in dem er ſie bat, den Arzt, Herrn
Barthez, für ſie mitzubringen. Dieſer Brief
fand die Herzoginn von Grammont bey einem
Abendeſſen unter andern Freunden des Herzogs
von Choiſeul; ſie theilte ihn der Geſellſchaft
mit. Augenblicklich ſchickten ſie Alle ihren Be-
dienten den Befehl zu, ihnen zu folgen, fuhren
ſogleich mit Poſtpferden von dem nämlichen
Hauſe, wo ſie verſammelt geweſen waren, ab,
eilten nach Chanteloux, und das Schloß
war in weniger als vier und zwanzig Stunden
bis an den Giebel von Gäſten voll. Verſchie-
dene von ihnen blieben vierzehn Tage lang dort,
ohne die Kranke zu ſehen bekommen zu können,
allein ſie hielten ſich für verpflichtet, dort ſeyn
zu müſſen, um zehn Mal des Tages Nachrich-
ten von ihrem Geſundheitszuſtande zu erhalten.

Bei dieſer Gelegenheit ſah man gleichfalls,
wie innigſt das Herz des Herzogs von Choiſeul

an ſeiner Gemahlinn hing; er verließ ihr Zimmer nicht anders, als um einen Augenblick im Geſellſchaftsſaale zu erſcheinen, und den Anweſenden Nachrichten von ihrem Befinden zu geben; obgleich der Kammerfrauen in Menge um ſie waren, war und blieb er doch immer der beſte und ſorgfältigſte Wärter und Pfleger der Kranken.

Endlich befand ſich Madame de Choiſeul im Stande, nach Paris gebracht werden zu können, wohin ſie von ihrem Gemahle, ihrer Schwiegerin und ihrem Arzte begleitet ward; bald aber nach ihrer Ankunft ward ſie abermals kränker, und verfiel in eine höchſt ſeltene kritiſche Lage, die an Gefahr dermaßen zunahm, daß die Aerzte, nachdem ſie ſie genau unterſucht, und gefunden hatten, daß weder Puls noch Athem mehr an ihr merkbar ſey, ſie für todt erklärten. Sie war im Begriff, lebendig begraben zu werden, und hörte Alles, was man um ſie herum ſagte, ohne das geringſte Zeichen von Leben von ſich geben zu können. Unterdeſſen hatte man den Herrn von Choiſeul von ſeinem Zimmer weggeriſſen, und die Aerzte waren einige Zeit nachher gekommen, ihm anzukündigen, die Herzogin ſey verſchieden; man ſchickte ſich bereits an, ihr die letzten Pflichten zu erzeigen. Man

kann ſich nicht vorſtellen, wie tief die Bekümmerniß ihres Gatten war. Er hatte nie vorher die Furcht erlebt, ſie zu verlieren, und diejenigen, die ihn während aller dieſer Zeit nicht verlaſſen, haben mich verſichert, nie eine ſolche unausgeſetzte Aufmerkſamkeit für eine Kranke, noch einen tiefern Schmerz, als den er damals zeigte, geſehen zu haben. In dem Augenblicke, wo ſeine Freunde ihn umgaben, und ſeine Verzweiflung zu ſtillen ſich bemühten, ſtürzt er aus ſeinem Zimmer, und ruft: er wolle ſeine Frau noch ein letztes Mal ſehen; dringt dann in ihr Gemach, wirft ſich über ſie her, und ruft in einem weg aus: „O meine Frau! meine theure Frau!“ — Madame de Choiſeul hat mir ſelbſt erzählt, ſein durchdringendes Geſchrey ſey es einzig geweſen, was ſie ins Leben zurückgerufen; ſie lag in einer vollkommenen Lethargie, oder vielmehr Catalepſie da. Alles Bewußtſeyn war ihr durchaus verſchwunden. Dieſe Stimme wirkte ſtärker, als alle einige Stunden vorher, um zu erfahren, ob noch Leben in ihr ſey, angewandte Mittel; „nur die Stimme des Mannes, den ich „anbete, konnte mir (ſagte ſie, es ſind die eignen Worte der Erzählung, die ſie mir davon machte) wieder zu meinen Sinnen verhelfen.“ So erholte ſie ſich endlich plötzlich wieder, und

fand Stärke genug, ihre Arme um den Hals des Herzogs zu ſchlingen und auszurufen: „Ach! „mein theurer Gatte!“ Die Freunde wimmelten darauf ſogleich an ihr Bett herbey; man rief die Aerzte, nachher beſſerte es ſich von Tage zu Tage mit ihr, und bald war ſie endlich gänzlich wieder hergeſtellt. Man mußte ſie ſelber dieſe Scene mit der ganzen Empfindung, die ſie immer für den Herzog von Choiſeul beſeelte, erzählen hören, um die volle Wirkung davon begreifen zu können.

Ich habe eine junge Dame in England gekannt, die ſich einmal auch in der nämlichen Lage befunden hat; es war die Lady Besborough, Schweſter der Herzogin von Devonſhire. Gegen das Jahr 1790 wurde ſie krank, und verfiel in einen ähnlichen Paroxysmus, als der beſchriebene war; ihre Aerzte, der Ritter Pery6 und der Doctor Warrin, hielten ſie gleichfalls für todt. Sie ſtellten alle in ſolchem Falle gewöhnlichen Verſuche mit ihr an; da ſie aber ſahen, daß Alles umſonſt wäre, entſchieden ſie, ſie lebte nicht mehr; worauf der Ritter Pery6, ein Mann, der gern zu moraliſiren pflegte, ſich nicht enthalten konnte, in ein erbauliches Selbſtgeſpräch auszubrechen: „So gehts denn mit al„ler irdiſchen Hoheit und Größe! eine ſo junge

„Perſon! ſo in der Blüthe ihres Alters wegge-
„riſſen! von ſo vornehmem Stand! ſo ſchön!
„von aller Welt geliebt! . . . .“ Hier wurde er plötzlich durch ſeinen Collegen unterbrochen, der zu ihm ſagte: „Es iſt auch wohl Zeit, hier „Predigten zu halten! todt iſt ſie! laſſen Sie „uns wieder zu den Lebenden gehen!“ . . . . . Lady Besborough war genau in dem Zuſtande, in dem ich Madame de Choiſeul beſchrieben habe. Sie hörte Alles, was man um ſie herum ſagte, und der Kontraſt der Reden dieſer beyden Aerzte frappirte ſie durch ſein Lächerliches ſo ſtark, daß, unerachtet der Gefahr, in der ſie ſich befand, ſie innerlich eine Luſt zu lachen bey ſich verſpürte, wozu ſie es aber doch nicht bringen konnte. Einige Stunden nachher ſtellte ſich eine Kriſis ein, die ſie rettete, und ſie lebt noch. Ich habe dieſe Umſtände von einer ihrer Freundinnen, der ſie ſie ſelber erzählt hat.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Aufenthalt in Tours und in Paris.

Als der Herzog und die Herzogin von Choiſeul nach Paris abreiſten, ging ich nach Tours, meinen Winter dort zuzubringen. Dieſe Stadt liegt ziemlich nahe bey Chanteloux, in einer reizenden Gegend. Ich fand in ihr eine vortreffliche Geſellſchaft von leichtem Ton und heiterm Weſen; auch fehlte es den Unterhaltungen darin nicht an Geiſt. Dieſe Eigenſchaften liegen ſehr in dem Charakter der dortigen Einwohner, und ſtammen mit aus ihrem vortrefflichen Clima und der Fruchtbarkeit der Provinz her; da man die Tourraine mit Recht den Garten von Frankreich zu nennen pflegt. Taſſo hat ſie und ihre Einwohner ſehr wohl in den beyden Verſen beſchrieben:

La terra molle, lieta e' dilettosa
Simili a se gli habitatori produce *).

*) Das Land, ſanft, froh und angenehm, bringt Einwohner heraus, ſo ihm gleichen.

Wirklich unterhält der Ueberfluß an allen Arten von Naturprodukten, die Vortrefflichkeit ihrer Früchte, ihr Reichthum an Getreide, Wein, Vieh aller Art, Wildpret, Geflügel, ein Aeußeres von Wohlstand, das ohne Zweifel den dort Lebenden diese natürliche Lustigkeit mittheilt, die man auf allen Physiognomien strahlen sieht. Dieß zu bestätigen, will ich nur noch hinzusetzen, daß, als ich einmal aufs Genaueste untersuchen wollte, wie hoch Einem wohl das tägliche Leben in Tours zu stehen kommen würde, ich ein Paar Freunden zu essen gab, und auf ein Haar die Ausgabe dabey berechnete. Wir hatten Suppe und Rindfleisch, eine Entree von Rebhünern mit Kohl, einen gebratenen Hasen und Poularde, mit Zwischengerichten von Gemüsen; zwey Flaschen sehr guten dortigen Landweines, und Alles dieß kam uns nicht theurer, als sechs französische Livres, oder fünf englische Schillinge, zu stehen. Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, und ungeachtet des Unglücks, das die französische Revolution auch dort angerichtet hat, hat man mir gesagt, daß noch alles in dem nämlichen Zustande ist, weil diese Provinz, da sie im Mittelpunkte von Frankreich liegt, nicht die Unfälle und Widerwärtigkeiten erfahren hat, welche die an den Gränzen näher gelegenen betroffen

haben. Ich führe noch an, daß ich eine Wohnung von sieben in Einem fortlaufenden Zimmern hatte, die sehr reinlich meublirt war, nebst zwey Kammern für Bediente und eine Küche, und alles dieß für fünf und zwanzig Louisd'ors das halbe Jahr; ob es gleich damals ein sehr harter Winter war, kostete mich doch die Feuerung nicht mehr als fünf.

Da ich wieder nach England zurückkehrte, hielt ich mich sechs Wochen in Paris auf, wo ich alle meine Zeit in der Gesellschaft des Herzogs und der Herzogin von Choiseul, der Damen Boufflers, und in den Häusern des Herrn le Reynieres und de la Borde's zubrachte. Der Herzog von Choiseul lebte in Paris mit der nämlichen Pracht, wie in Chanteloux; er aß alle Tage zu Hause, nur eine kleine Anzahl Personen waren ein für alle Mal bey ihm eingeladen, und ich hatte das Glück, in dieser Zahl mit begriffen zu seyn. Es war bey ihm beständig eine Tafel von zwölf Couverten gedeckt; oft war der Tisch anfangs nur mit fünf oder sechs Personen besetzt, und doch hatten sich wohl gegen das Ende der Mahlzeit funfzehn bis zwanzig Gäste eingefunden, ohne daß das irgend den Herrn oder die Dame des Hauses in Verlegenheit gebracht hätte. Derjenige, der später

kam, ſetzte ſich ohne Umſtände hin; wäre er auch nur gegen die Zeit des Deſerts gekommen; keine Schüſſel wurde wieder aufgetragen, weil man vorausſetzte, diejenigen, die ſo ankämen, wollten nicht zu Mitage eſſen, ſondern ihren Appetit bis auf den Abend verſparen.

Des Abends war es anders, es war ein für alle Mal angenommen, daß jeder Freund des Hauſes eingeladen wäre; man aß um zehn Uhr, man kam und ging, und Jeder richtete ſich nach Belieben ſeine Parthie in Karten, Trictrak oder Billiard, ein. Ein Viertel vor zehn Uhr ging der Maitre d'Hotel, Herr le Sueur, durch die Zimmer, that einen Blick auf die Anzahl der Gäſte, die etwa bleiben würden, und ließ dann eine Viertelſtunde darauf für ein funfzig, ſechszig, achtzig Gedecke anrichten. Der größte Tiſch war von vierzig Gedecken, und wenn der Haushofmeiſter nicht richtig gerathen hatte, war bald ein kleinerer Nebentiſch hingeſtellt. Solche Abendmahlzeiten indeß fielen nicht alle Tage vor, der Freytag und Sonntag waren ausgenommen. Der Herzog und die Herzoginn ſpeiſten den Freytag bey der Marquiſe du Deffant, und den Sonntag bey einem oder dem andern ihrer Freunde.

Seit dem Tode des Prinzen von Conti gab Madame de Boufflers selten zu essen. Ich sah sie oft, besonders in Auteuil, das sie zu einem sehr angenehmen Aufenthaltsorte gemacht hatte, und wo sie gern Gesellschaft annahm. Die Häuser la Reyniere und la Borde standen Allen offen, die darin vorgestellt worden waren. Herr de la Reyniere hatte das seinige mit einem Geschmacke und Reichthume, der in Paris kaum seines gleichen kannte, möblirt; seine Frau, eine gebohrne Jarente, hatte einen argen Adelstik, da sie selbst ein wenig davon abstammte; weil sie, als die Gattinn eines Financiers, nicht an den Hof kommen konnte, suchte sie sich dafür dadurch zu entschädigen, daß sie Herren und Damen aus den höchsten Klassen an sich zog; es gelang ihr auch sehr gut durch die wohlverstandenen Feste, die sie gab, so wie durch ihren überhaupt auserlesenen Tisch und ihre glänzende Abendessen. Herr de la Borde's Art zu leben war etwas schlichter, sein Haus indeß auf einen eben so guten Fuß eingerichtet, und sein Tisch vielleicht aufwandsvoller als irgend einer, aber er hatte nicht den Anschein, als ob er sich etwas darauf zu Gute thue. Er lud uns ohne alle Umstände ein, nahm seine Gäste mit Freundlichkeit auf,

wußte es so einzurichten, daß man sich selbst als Freund, fast als Herr im Hause, ansah. Seine Gemahlinn, Madame de la Borde, war eine vortreffliche Frau, voll von Tugend und Vernunft. Die Damen vom ersten Stande kamen bey ihr zu essen, und liebkosten ihr auf alle Weise, wodurch sie sich aber nicht hinters Licht führen ließ, Alles für baare Münze anzunehmen; sie empfing sie mit Ehrerbietung und Vorsicht. Sie sah sehr wohl ein, daß alle diese Schmeicheleyen nur darauf abzielten, Geld von ihrem Hause geliehen zu bekommen. Ihr Mann borgte ziemlich gern, bis er merkte, es sey nothwendig, ein wenig mit Klugheit dabey zu Werke zu gehen, und Madame de la Borde hatte so richtig die Bewegungsgründe, die jene Damen beseelten, beurtheilt, daß sie auch bald die Erfahrung machte, Wegbleiben aus dem Hause würde immer die unmittelbare Folge einer abschlägigen Antwort auf solches Begehren seyn.

Ich theilte die wenige Zeit, daß ich in Paris blieb, zwischen diesen Häusern und dem Umgange mit den Gelehrten, und reiste im Anfange des Mays nach London ab.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Rückkehr nach England. — Der Herzog von Northumberland. — Lord Bute.

Ich fand, daß Herr von Mackenzie und Lady Betty Mackenzie noch immer dieselben gegen mich waren, und widmete mich ihnen gänzlich. Auch sah ich den Herzog von Northumberland, der aufs Neue in mich drang, die Anerbietungen anzunehmen, die er mir so oft gemacht hatte, meine Wohnung bey ihm aufzuschlagen, allein ich war entschlossen, es nicht zu thun. Ich beantwortete auf eine unbestimmte und höfliche Weise seine Anträge, und ... nahm sie nicht an. Unterdessen fuhr ich fort, seine Bekanntschaft zu cultiviren, und folgte darin einer natürlichen Zuneigung, die mich an ihn fesselte. Um nicht wieder auf diese Materie zurückzukommen, will ich nur mit wenigen Worten sagen, daß während der zwey Jahre, die er noch nach meiner Zurückkunft lebte, er Niemand öfter

und lieber als mich sah; ich brachte sogar einen Sommer bey ihm auf seinem Schlosse in Alnwick zu, und war in der Krankheit, an der er starb, der Einzige, den er beständig um sich sah. Einige Tage vor seinem Tode sagte er zu seinem Sohne: „Mein Sohn, es kommt mir vor, als „hätten wir doch wohl was für Herrn L** „thun müssen.“ Der Sohn gab es zu, aber es war nicht weiter nachher die Rede davon.

Einer der ersten Besuche, die ich bey meiner Ankunft abstattete, war bey Lord Bute. Er hatte während meiner Abwesenheit sich ein schönes Haus am Ufer des Meeres, in Hampshire, gebaut; er lud mich ein, den Sommer daselbst bey ihm zuzubringen, sagte mir aber voraus, wir würden da zusammen allein seyn. Ich folgte dieser Einladung um so viel lieber, da sein Bruder, Herr von Mackenzie, einige Zeit lang auf seine Güter in Schottland sich mit seiner Gattinn begab, wo sie meiner nicht nöthig hatten.

Ich habe Niemanden gekannt, mit dem man mit so vielem Vergnügen selbander seyn konnte, ohne Langeweile zu empfinden, als Lord Bute. Seine Kenntnisse waren so mannigfaltig, und sein Umgang daher so anziehend, daß man immer in Gesellschaft mit Mehrern zu seyn glaubte, und

dabey hatte man noch den Vortheil, an ihm immer eine gleich gute Laune zu finden, die es nie an irgend einer Artigkeit und Aufmerksamkeit gegen diejenigen, die mit ihm lebten, ermangeln ließ. Man kam beym Frühstücke zusammen, und verließ einander nachher eine halbe Stunde lang; wir machten oft lange Spazierfahrten und Gänge in der reizenden Gegend. Alsdann aß man bey guter Zeit zu Mittag, und brachte den übrigen Theil des Tages in der Bibliothek mit Sprechen, Lesen oder Schreiben zu. War er des Redens müde, so nahm er ohne Umstände ein Buch; ich meinerseits that dasselbe, wenn mich zuerst die Lust dazu anwandelte. Dieß war so gut wie abgeredet, und seine größte Sorgfalt ging dahin, jeden Zwang, den sein Alter oder sein Rang Einem auflegen könnte, zu entfernen.

Lord Bute's Lieblingsstudium war die Botanik, er war so stark in dieser Wissenschaft, daß die größten Pflanzenkenner von Europa ihn um Rath fragten und um seine Bekanntschaft sich bemühten. Er hatte über diesen Gegenstand ein Werk von 9 Bänden in Quart geschrieben, das er mit großen Kosten drucken ließ. Er hatte es für die Königinn von Engelland aufgesetzt, und wollte es niemals herausgeben, so sehr entfernt

war er, seine Einsichten zur Schau aufzustellen. Er ließ nur sechszehn Exemplare davon abziehen, von denen er mir eins geschenkt hat.

In dieser Einsamkeit von Hampshire eröffnete mir sich Lord Bute mehr als je; und theilte mir Alles mit, was er von den Angelegenheiten des Königreichs während mehr als vierzig Jahren, das heißt, seitdem er bey dem Prinzen von Wallis, dem Vater des Königs, in Gunst gestanden, bis auf den damaligen Augenblick, erfahren hatte. Er hatte die Vorsicht dabey, von mir zu verlangen, daß ich von dem, was er mir erzählte, Nichts niederschriebe, und ich hielt mein darüber gegebenes Wort so heilig, daß ich mich sogar bemühte, das, was er mir sagte, zu vergessen, so daß es mir jetzt schwer fallen würde, mich wieder an Vieles von dem, was er mir mitgetheilt, zu erinnern. Ich habe schon gesagt, er habe die Stelle des ersten Ministers nur darum angenommen, um das große Werk des Friedens, den der König Europa verschaffen wollte, zu beschleunigen; sobald dieser unterzeichnet war, gab er seine Stelle wieder auf. Herr Adolphus (ein sonst schätzbarer Schriftsteller) ist über den Charakter des Lord Bute und die Bewegungsgründe seines Abtrittes sehr schlecht unterrichtet gewesen. Lord Bute verließ seinen

Posten ganz und gar nicht, weil er fürchtete, in seinen Maaßregeln nicht gehörig unterstützt zu werden (denn er hatte, als er abtrat, die größte Majorität, die nur jemals ein erster Minister in einem Parlamente gehabt), noch auch, weil er sich von seinem Herrn vernachlässigt geglaubt hätte, der ihm vielmehr beständig Beweise seiner Hochachtung und Zuneigung dreyßig Jahre lang noch nachher, da er nicht mehr Minister war, zu geben fortfuhr. Er resignirte diese Stelle blos, weil er des Gewühls der Geschäfte überdrüssig war; und ihm die Art zu handeln derjenigen, die nach Gnaden haschten, die Niederträchtigkeit der Einen, und die Falschheit der Andern, anekelte. Er führte mir hiervon verschiedene Beyspiele an, von denen ich nur einen einzigen Zug erzählen will.

Ein großer Herr aus der Parthey derjenigen, die seine Verwaltung unterstützten, bat ihn einmal, ihm zu erlauben, ein Parlamentsmitglied ihm besonders vorstellen zu dürfen, das in seiner Provinz dem Minister sehr nützlich werden könnte. Lord Bute willigte ein. In dieser Unterredung breitet sich obgedachter Herr über die Fähigkeit dessen, den er vorstellte, aus, und setzt hinzu: er würde dem Staate sehr große Dienste leisten können, wenn man ihm zu einem

gewiſſen wichtigen und einträglichen Poſten, den er angab, verhülfe. Nach dieſen empfangenen Lobſprüchen entfernt ſich auf ein gegebenes Zeichen der Beſchützte. Als der Vorſtellende wieder mit dem Lord allein iſt, ſagt er zu ihm: „Ich „habe dem Manne nun mein Wort gehalten; al„lein jetzt unter uns muß ich Ihnen ſagen, daß „ich auf ihn gar nichts gebe, thun Sie, was „Sie wollen, ſuchen Sie irgend eine Ausflucht, „er bekomme die Stelle, oder nicht, mir gilts gleich.“ — Lord Bute, über eine ſolche Falſchheit verunwilligt, erkundigte ſich insgeheim näher nach dem Gegenſtande einer ſo beſondern Empfehlung; er verſicherte ſich des Verdienſtes dieſes Mannes, und ertheilte ihm das Amt.

Das, wovon er lebhaft wünſchte, man möchte es glauben (und was auch wahr war), war, daß er ſeit dem Jahre 1766 ſich nie, weder gerade zu, noch mittelbar mit den Staatsgeſchäften abgegeben, und nie heimlich und insbeſondere den König geſehen habe. Er fuhr fort, ſehr regelmäßig die Prinzeſſinn von Wallis zu beſuchen; allein wenn der König zu ihr kam, zog ſich Lord Bute durch eine heimliche Treppe zurück. Seine Ergebenheit an den König war darum nicht minder lebhaft und beſtändig; da er beſſer, als Jemand, deſſen Geſchmack an den Wiſ-

ſenſchaften und Künſten kannte, ſchaffte er ſich nie ein neues Buch oder neue Inſtrumente für die ſtrengen Wiſſenſchaften an (die oft wohl ſogar unter ſeiner Anleitung vervollkommnet wurden), ohne an den König eine Doublette davon zu ſchicken. Er hatte das Portrait deſſelben über ſeinem Camine aufgehangen, und wenn er von ihm redete, wendete er immer die Augen gegen dieß Bild mit einer rührenden und zärtlichen Ehrerbietung, und begleitete ſeine Worte mit irgend einem kräftigen, dieſe ſeine innige Hingebung bezeichnenden Ausdrucke. Sein parlamentariſches Intereſſe gab ihm das Recht auf Gnaden von Seiten der Regierung Anſpruch zu machen, weil er über verſchiedene Stimmen im Hauſe der Pairs und in dem der Gemeinen ſchalten konnte; allein die Miniſter waren ſo ſehr überzeugt, daß er ſich niemals auf die Seite der Oppoſition werfen würde, daß ſie auf ſeine Anforderungen gar nicht achteten: ſo ſehr, ſage ich, daß ich ihn einmal eine ziemlich beträchtliche Summe habe ausgeben ſehen, um ſeinem Sohne eine Weiterbeförderung in der Armee zu verſchaffen, die der Miniſter ihm abgeſchlagen hatte. Deſſen ungeachtet habe ich Perſonen gekannt, die beſſer unterrichtet hätten ſeyn ſollen, und die doch immer noch, ſelbſt zwanzig Jahre, nachdem er Allem entſagt hatte, be-

hauptete: Lord Bute lenke noch die Staatsangelegenheiten, und behalte immer noch den gröſsten Einfluß. Ich habe ihn Briefe bekommen ſehen, in denen man ihn um Verwendung und Empfehlung bat; auch wohl anonymiſche, in denen man ihm drohte; er ließ ſie mich leſen, und warf ſie dann ins Feuer, ohne weder auf die einen noch die andern weiter etwas zu geben. —

Zwey wenig bekannte Eigenſchaften des Lord Bute waren ſein Edelmuth und ſeine Wohlthätigkeit. Er war großmüthig ohne Oſtentation, und gab ſehr viele geheime Almoſen. Er bediente ſich meiner oft, fleißigen Künſtlern unter die Arme zu greifen, die bisweilen eine kleine zu rechter Zeit gegebene Summe von dem Untergange erretten konnte, und ich habe wohl zwanzig Mal für ihn Gefängniſſe beſucht, bezahlungsunfähige Schuldner, die er wohl zuweilen gar nicht einmal kannte, und die es nicht erfuhren, wer ihr Wohlthäter ſey, daraus zu erlöſen. Ich ließ mir darin von dem Prediger des Gefängniſſes beyſtehen, damit das mir anvertraute Geld mit gehöriger Unterſcheidung angewendet würde. Lord Bute band mir dabey eine Verſchwiegenheit ein, die ich auch bis an ſeinen Tod über alle ſolche Fälle beobachtet habe.

Fünf und dreyßigſtes Capitel.

Lord Walſingham.

Ich glaubte nun für alle Zukunft ruhig und frey von jeder zu übernehmenden Verbindlichkeit ſeyn zu können, als ich eines Morgens einen Beſuch von Lord Walſingham erhielt, den ich weiter nicht kannte, als daß ich ihn einmal bey einem unſerer gemeinſchaftlichen Freunde angetroffen hatte. Er war zur Geſandtſchaft nach Spanien ernannt worden, und kam mir vorzuſchlagen, als ſein Geſandtſchaftsſecretair mit ihm dahin zu gehen; Er ſagte mir, er habe ſich ſehr genau nach mir erkundigt; ich wäre der Mann, der ſich für ihn ſchickte, und unterließ nichts, mich zu bewegen, ſein Anerbieten anzunehmen. Ich hatte immer die allergrößte Luſt gehabt, Spanien zu ſehen. Ich hatte die ſpaniſche Sprache ſtudirt, und beſaß eine Art von Vorliebe für dieſe Nation. Die engliſchen Geſandtſchaftsſecretaire ſind an den Höfen, bey denen ſie reſidiren, öffentlich

accreditirt, und genießen einer Besoldung von tausend Louisd'ors. Lord Walsingham bot mir, außer diesen Vortheilen, noch verschiedne andre von ihm blos abhängige, an. Ich sollte mit ihm in seinem Hause leben, einen Wagen auf seine Unkosten haben, er wollte mir Alles anvertrauen. Unterdessen war doch meine erste Empfindung bey seinem Antrage die, ihn abzulehnen. Zwey Ursachen bewogen mich dazu; die eine, daß Herr von Mackenzie sich noch in Schottland befand, und ich überhaupt Abneigung in mir fühlte, eine Parthey zu ergreifen, ohne ihn um Rath gefragt zu haben; und die andre, daß ich vielleicht mir eine Arbeit aufläde, die, bey meinem Alter, über meine Kräfte wäre. Ich habe immer bey mir eine gewisse falsche Scham verspürt, die mich bey manchen Gelegenheiten in Verlegenheit gesetzt hat. Dieß begegnete mir auch hier. Ich glaubte ausweichen zu können, indem ich Schwierigkeiten ersönne; ich verlangte eine Vermehrung der Besoldung, eine Leibrente von Seiten des Gesandten, und ein Versprechen, auf noch eine Gnade der Regierung, die es unnütz ist, hier anzuzeigen. Lord Walsingham verließ mich sogleich, um deßhalb zu dem Minister zu gehen; er kam eine Stunde nachher wieder, mir zu sagen, er hätte die

beyden Puncte erhalten, die von der Regierung abhingen; und von dem, der ihn beträfe, der Leibrente, sollte ich den Contract den Tag darauf in Händen haben. Ich konnte nun nicht weiter zurück, und nahm also an. Von dem Augenblicke an schloß sich Lord Walsingham gegen mich auf, als hätten wir uns schon seit zwanzig Jahren gekannt. Er unterrichtete mich von allen seinen Absichten, und fragte mich über Alles um Rath. Er wollte, ich sollte seine ganze Equipage einrichten, sogar seine Bedienten wählen; kurz, sein ganzes Haus anordnen. Ich habe niemals ein unbedingteres Vertrauen eines Mannes in einen andern gesehen, als dasjenige, mit dem er mich beehrte.

Die erste Sache, die wir miteinander vornahmen, war: uns mit der Politik des Tages bekannt zu machen; wir lebten im Jahre 1786. Der Herzog von Leeds war damals Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten. Nicht allein verstattete man uns freyen Zugang zu den Archiven dieses Departements, sondern ließ uns sogar, zu noch größerer Bequemlichkeit, auf Einmal wohl zehn bis zwölf Bände der Correspondenz mit nach Hause nehmen; so daß ich die allerschönste Gelegenheit hatte, mich aufs Genauste über die geheimsten Negotiationen mit den

hauptſächlichſten Höfen von Europa zu unterrichten, und die Talente der von dem Könige auswärts gebrauchten Miniſter zu beurtheilen. Ohne das Verdienſt Derjenigen herabwürdigen zu wollen, die ich hier nicht nenne, will ich nur ſo viel ſagen, daß die Depechen des Lord Malmesbury, Lord Aukland, des Ritters Robert Keith, und Herrn Liſtons, mir allen andern vorzuziehen ſchienen.

Lord Walſingham war höchſt arbeitſam; er beſchäftigte ſich von ſechs Uhr Morgens bis eilf Uhr Abends damit, Auszüge aus Allem zu machen, was er in der Correſpondenz Intereſſantes fand. Ob es mir gleich auch nicht an Thätigkeit fehlte, ſo war ich doch vor der unermüdlichen Lebhaftigkeit, mit der er in dieſer Arbeit zu Werke ging, faſt erſchrocken; allein er munterte mich wieder auf, indem er mir ſagte: er ſey jünger als ich, ſeine Abſicht wäre nicht, ich ſollte mich über die Gebühr anſtrengen, es wäre genug, wenn ich mich mit den laufenden Geſchäften vertraut machte, um ihm mit meinem Rathe beyſtehen zu können. Demohngeachtet aber war ich doch, jemehr ich erwog, was uns in Spanien erwartete, immer weniger vergnügt damit, mich in dieſe Frohn eingelaſſen zu haben. Ich ergriff jede Gelegenheit, dem Lord Wal-

singham diese Sendung zu verleiden; allein er hatte nicht eben die Ursachen wie ich, und sich schon zu tief eingelassen, um wieder zurückziehen zu können.

Ich habe mir oft einen Vorwurf darüber gemacht, daß ich, bey der Gelegenheit, mehr mein, als sein Interesse zu Rathe zog. Ich suche mich hierüber nicht zu entschuldigen, ich erzähle nur die Thatsache, und gestehe mein Unrecht ein.

Wir schickten uns zu unserer Abreise an, als Lord Walsingham eines Tages zu mir kam, mir anzukündigen: Herr Pitt schlüge ihm die Stelle eines Oberaufsehers über die Posten vor, wenn er der Gesandtschaft nach Spanien entsagen wollte, wohin man die Absicht hatte, den Lord Aukland zu schicken; er war unentschlossen, ob er annehmen solle? Ich stellte ihm vor: daß wenn er einige Jahre in Madrid zugebracht haben würde, man ihm doch schwerlich eine angenehmere Vergeltung anbieten würde. Die Belohnung wurde ihm hier schon gesichert, noch ehe er Dienste geleistet hatte; er konnte nichts Besseres thun, als sich den Glücksfall zu Nutze zu machen. Er nahm also an, und mir war dieß äußerst lieb. Ich gab ihm seinen Contract auf eine Leibrente wieder zurück. Mit

Vergnügen verlohr ich die bedingliche Hoffnung auf die für mich zu erhaltende Gnade von der Regierung; es blieb mir weiter nichts übrig, als die Vermehrung meiner Penſion; ich war zufrieden, allein Lord Walſingham war es nicht eben ſo für mich. Er bedauerte gegen mich, daß ſein Einfluß bey den Miniſtern nicht hinreichend ſey, mir zu einem gehörigen Lohne für die Mühe zu verhelfen, die ich mir bereits für ihn gegeben; er ſagte oftmals, er ſchämte ſich, nichts gethan zu haben, mir ſeine Erkenntlichkeit zu beweiſen; und ich war auch von ihm verſichert, daß er es wirklich aufrichtig meinte. Ich verſicherte ihn: ich erwartete auch nichts; ich wünſchte mir weiter nichts, als die Fortdauer ſeiner guten Geſinnung für mich; kurz, ich beruhigte ihn ganz über dieſen Punkt.

Ich muß ſagen, daß keiner von den großen Herren, die ich zu verbinden mich in dem Falle befunden habe, ſich mit mehrer Rechtſchaffenheit gegen mich genommen, als Lord Walſingham. Wo ich nur nachher Gelegenheit fand, mich an ihn zu wenden, Dienſte von ihm zu erhalten, bewies er ſich immer aufrichtig und eifrig, mir Gefälligkeiten zu erzeigen; ſo wie auch ich jedesmal, wenn er zu kleinen Dienſten meiner nöthig hatte, nicht unterließ, ihm meine Ergebeñ-

heit zu bezeugen. Ohne daß wir es nothwendig fanden, uns regelmäßig zu ſehen, dieſes Zutrauen zu unterhalten, haben wir doch niemals dieſen gegenſeitigen Austauſch eines guten Betragens unterlaſſen, der mir mehr Vergnügen gemacht hat, als die weſentlichſten mir geleiſteten Dienſte hätten thun können.

Sechs und dreyßigſtes Capitel.

Die Krankheit des Königs.

Gegen das Ende 1788 ereignete ſich eine der unangenehmſten, und zugleich eine ſo wie die großbritanniſche verfaßte Regierung äußerſt intereſſiren müſſende Begebenheit. Der König wurde krank, die Aerzte ſchrieben ſein Uebel der Zurücktreibung eines Ausbruches ſchädlicher Feuchtigkeiten zu, auf die ein Fieber gefolgt ſey, das des Königs Gehirn angegriffen, und das bisweilen von einem ſo hohen Wahnſinn begleitet war, daß man am 10ten November ſogar fürchtete: er würde den Geiſt aufgeben. Verſchiedne geſchickte Aerzte, die den Monarchen nicht ſahen, aber ſehr

wohl von den Symptomen der Krankheit unterrichtet waren, versicherten mich, sie wäre weiter nichts, als ein sehr starkes Gehirnfieber, der König würde aber wieder zu seiner Vernunft gelangen, so wie das Fieber abnähme. Dieß konnte sich aber in die Länge ziehen.

Ich sah damals schon alle die Verwirrung vorher, welche dieser unglückliche Umstand hervorbringen müßte, und beschloß, sehr genau auf Alles um mich Acht zu haben, und mir jeden Abend die Vorfälle des Tages, sammt was darüber geredet würde, aufzuzeichnen.

Ich gehörte zu gar keiner Parthey, aber stand in Verbindung mit verschiedenen angesehnen Personen von jeder derselben. Ich befliß mich also, treulich Dasjenige aufzufassen, was ich von beyden Seiten hörte und sah, ohne jedoch darum mir die Meynungen der einen oder der andern zu eigen zu machen; dadurch war ich also in den Stand gesetzt, über die Begebenheit mit Genauigkeit und mit Sachkenntniß schreiben zu können. Ich that dieß mit einer Unpartheylichkeit, die denjenigen, welche eine bloße Auseinandersetzung des Vorgegangenen als schuldig darstellen konnte, so auffiel, daß verschiedene von den in ihrer Hoffnung Betrogenen es mir

Dank wußten, nicht mehr darüber gesagt zu haben. Ich machte dieses Werk mit aller möglichen Vorsicht bekannt, indem ich es vorher einer Person mitzutheilen Sorge getragen, die zu verehrlich ist, als daß ich sie hier anführen dürfte. Demungeachtet konnte ich nicht dem Unglücke entgehen, durch diese Schrift und ihre Bekanntmachung der Gnade des Prinzen von Wallis verlustig zu werden.

Ich hatte die Ehre, seit einigen Jahren Sr. königlichen Hoheit bekannt zu seyn. Ich bewunderte an dem Prinzen Alles dasjenige, wodurch er sich die Ehrerbietung und Liebe Derjenigen, die mit ihm lebten, zuwege brachte. Die Reize der Person desselben, sein edles herablassendes Wesen, die ganze Wendung seines Geistes, und die Wärme seines Herzens, erwarben ihm gleich auf den ersten Anblick Jedermanns Beyfall. Ich hatte das Glück ihm nicht zu misfallen; er erzeigte mir die Gnade, zu dulden, daß ich zu seinen Parthieen zugelassen würde; lud mich sogar zu seiner Tafel ein; und ich darf sagen, daß ich Ursache zu glauben hatte, gut bey ihm angeschrieben zu stehn, als, um die Zeit, von der ich rede, die Dinge eine andere Gestalt bekamen. Man stattete ohne Zweifel dem Prinzen einen ungetreuen Bericht

von meiner Schrift ab, denn er versicherte mich, er habe sie nicht gelesen. Von dem Augenblicke an war es mir nicht schwer, an Sr. königl. Hoheit eine Veränderung des Betragens gegen mich zu bemerken; und da ich sah, daß Sie in den Häusern, in denen ich die Ehre hatte, Ihnen zu begegnen, nicht mehr das Wort an mich richteten, so hatte ich die Aufmerksamkeit, mich nicht mehr in ihrer Gegenwart einzufinden, ohne mich über die Ursache meines Wegbleibens auszulassen; überzeugt, daß es besser ist, die Grossen zu gehöriger Zeit zu meiden, als sich über sie zu beklagen.

Sieben und dreyßigſtes Capitel.

Die franzöſiſche Revolution.

Zu eben der Zeit zeigte ſich der erſte Anfang jener ſchrecklichen Revolution, mit der ſich Nichts von Dem, was man in der ältern und neuern Geſchichte lieſt, vergleichen läßt. Die erſte Urſache davon und, unglücklicher Weiſe, die wirkſamſte, war ohne Zweifel die Vernichtung jedes Geiſtes von Religion. Voltaire war der große Wirker dieſes Umſturzes in den Begriffen geweſen, er hatte ſechszig Jahre lang ununterbrochen daran gearbeitet. Seine Verbündeten, d'Alembert, der Baron von Holbach, Condorcet, Diderot, Helvetius, u. ſ. w. hatten ihn mit einer unglaublichen Feurigkeit, von der ich oftmals Zeuge geweſen bin, darin unterſtützt. Sie hatten Secten-jünger unter dem Adel, in der Magiſtratur, in der Geiſtlichkeit, in und außerhalb Frankreich, und ſogar Freunde unter den gekrönten Häuptern. So durch eine falſche Phi-

losophie vorbereitete Menschen, konnten nicht umhin, anders zu handeln, als die Franzosen nachher gethan haben.

Auf die Geistesfreygeisterey folgte sehr bald auch eine Freygeisterey in den Sitten, sie war die verderbliche Frucht dieses teuflischen Keimes. Auch stellt uns die Geschichte keine Beyspiele einer so großen Zahl von Verbrechen, von einer so allgemeinen Verkehrtheit, von so entsetzlichen Gräueln auf, als dieses unglückliche Königreich ihrer, während des Laufes von funfzehn Jahren, erfahren hat.

Die dreyzehn letzten Jahre Ludwigs XV. waren eine lange Reihe schmachvoller Ausschweifungen gewesen, bey denen freylich die Gier der Hofleute gewonnenes Spiel fand, die Maitressen des Königs vollauf ihre Habsucht sättigten, und dem Volke eine tiefe Verachtung gegen den Hof eingeflößt ward.

Ludwig XVI. fand, bey seiner Thronbesteigung, die Finanzen in der äußersten Erschöpfung. Er war nicht im Stande, die Ordnung darin wieder herzustellen. Gegen seine Meynung und Neigung, verwickelten ihn seine Minister in den americanischen Krieg. Ich war dazumal in Paris; ich bemerkte die Wirkung, welche auf alle Geister das Wort Freyheit hervorbrachte.

Alle Wünsche waren für die Americaner; man freute sich über ihre Siege. Die Franzosen wünschten ihnen die Freyheit, mit einem Rückgedanken auf sich selbst, und glaubten bereits, sie würden sie mit ihnen sich verschaffen.

Dieser Krieg kostete Frankreich erstaunliche Summen, und vermehrte beträchtlich seine Schuldenlast. Ihr abzuhelfen, versammelte man die Notablen; von diesen kam es zu einer Zusammenberufung der Generalstände. Necker, dessen ganze Absicht darauf hinausging, sich Popularität zu verschaffen, verdoppelte den Tiers-Etat, und entschied, daß nach Köpfen gesteuert werden sollte. — Da dieser nun seine Kraft fühlte, so constituirte er sich zur Nationalversammlung, und lud den Adel und die Geistlichkeit ein, sich mit ihm zu vereinigen. Von diesem Augenblicke an muß man den Untergang der Monarchie rechnen.

Eine andere Ursache des Verderbens des Königreichs, war die Eifersucht des niedern Adels gegen den höheren, der diesem freylich mit eben so wenig Aufmerksamkeiten begegnete, als die Edelleute hinwiederum der Bürgerschaft. So bildete demnach das Verlangen des niedern Adels die Großen zu demüthigen, verbunden mit der-

Hoffnung; ſo die Bürgerlichen, die Kaufleute, die Advocaten, die Procuratoren hegten, den Adel überhaupt mit ſich auf gleichen Fuß zu ſetzen, einen Verein unwiderſtehlicher Meinungen, der ſich bald in Abſchaffung des Adels bewies; den unglücklichen Grundſatz der Gleichheit erzeugte, das Unglück des Königs herbeyführte, u. ſ. w.

Man ſetze noch hinzu: daß die Güte Ludwigs XVI., die Zuvorkommenheit der Königinn, die Leichtigkeit, mit der dieß hohe Paar Jedermann Zutritt zu ſich gewährte; daß endlich Alles, was darauf abzielte, die Geſellſchaft mit dem Throne auf einen vertrauten Fuß zu ſtellen, am Ende gänzlich die königliche Majeſtät herabwürdigte, für die es niemals nöthiger geweſen wär, ſtreben zu müſſen, ihr Anſehen emporzubringen, als in dem Augenblicke, wo alles zuſammenzuſtimmen ſchien, es zu erniedrigen.

Dieſes waren die Urſachen, welche die franzöſiſche Revolution hervorbrachten. Die Folgen davon gehören für den Gerichtsſtuhl der Geſchichte. Sie ſind mit blutigen Buchſtaben aufgezeichnet, und ſo ſtark dem Gedächtniſſe aller Zeitgenoſſen eingegraben, daß es unnöthig iſt, hier ſich weitläuftiger darüber auszubreiten.

Man ſieht durch dieſes Gemählde der Urſachen der Revolution, wie wichtig es iſt, die Religion in den Augen des Volks ehrwürdig zu machen; wie nothwendig das Beyſpiel des Fürſten zur Aufrechthaltung der guten Sitten ſey; und welch einen großen Einfluß eine weiſe Verwaltung der Finanzen auf das Glück eines Landes habe. Man ſieht auch daraus, wie verderblich der Grundſatz der Gleichheit, und folglich, wie nothwendig die Unterſcheidung verſchiedner Claſſen in der Geſellſchaft; wie unentbehrlich endlich für das Heil eines monarchiſchen Staats, die Würde des Thrones, und eine Demjenigen, der ihn einnimmt, geſicherte Ehrfurcht iſt.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Epe. — Herr Crauford. — Die Herzoginn von Devonſhire.

Alle die Zeit, die ich Herrn von Mackenzie nicht widmete, brachte ich mit Herrn von Crauford zu, von dem ich in dieſen Denkwürdigkeiten noch nicht geredet, ob ich gleich ſehr viel mit ihm gelebt habe. Ich thue es jetzt, um von ihm zu ſagen, daß er unſtreitig einer der piquanteſten Charaktere war, die ich jemals in der Geſellſchaft angetroffen. Ich glaube, es wird den Leſern nicht leid ſeyn, hier ein Gemählde deſſelben von mir zu finden; ich habe es ihm ſelber mitgetheilt, ehe ich es irgend einer andern Perſon zeigte. Folgende Beſchreibung, denke ich, wird ſo ziemlich ihn darſtellen.

„Aſtaque iſt eine der ſonderbarſten Zuſam„menſetzungen, die nur die Natur aufzuweiſen „vermag. Die Wandelbarkeit eines Geiſtes vol„ler originaler Ideen und Launen; die beſtän-

„die Beweglichkeit ſeines Herzens, die Glut ſei-
„nes Blutes, die Aufwallungen ſeiner Galle,
„die Lebhaftigkeit ſeiner Seele, die Schwächlich-
„keit ſeines Körpers. Alles dieſes bildet einen
„Mann in ihm, aus dem man wohl ein halbes
„Dutzend ſehr verſchieden bezeichneter Charaktere
„zuſammenſetzen könnte, und deren Ganzes einen
„der ſonderbarſten ausmacht, dem man in der
„Geſellſchaft begegnen mag. Glücklicherweiſe
„für Aſtaque's Freunde haben ſeine Ideen,
„ſeine Leidenſchaften, ſeine Grillen, nichts für
„ſie Beleidigendes; wenn er nicht ihrer Mei-
„nung iſt, ſo erlaubt er es ihnen, ihrer
„eigenen zu ſeyn, wofern ſie ihn nur nach
„Belieben ſtreiten laſſen, was er mit vielem
„Geiſte und einer ziemlich feinen Logik thut.
„Iſt er verliebt, ſo verlangt er nicht, es mit
„Ausſchluß aller Andern zu ſeyn, vielmehr ver-
„bindet er ſich ſelbſt mit ſeinen Nebenbuhlern,
„und ladet ſie mit derjenigen, die er liebt, zu
„Tiſche ein. Seine Launen werden Niemanden
„läſtig; will man ſich nach ihnen fügen, ſo weiß
„er es einem Dank, und ſo ſehr Dank, daß die-
„jenigen, die Geld nöthig haben, den Augen-
„blick ergreifen, ihm welches abzuborgen. Seine
„üble Geſundheit erleichtert ihm die Lebensweiſe,
„der er gern folgt, ſie dient ihm zur Entſchuldi-

„gung, ſich alles kleinlichen geſellſchaftlichen „Zwanges zu überheben; er hat darüber ein ge„wiſſes Vorrecht für ſich eingeführt, das man „ihm willig einräumt, wofür er aber die mit ihm „Umgehenden durch ſeinen Eifer, ſie zu verbin„den, ſchadlos hält; er gibt gern, und leiht de„nen, die ſeines Beyſtandes bedürfen, auf eine „edle Weiſe. Wollt Ihr Bekanntſchaft mit ei„nem angenehmen Frauenzimmer, mit einem „Miniſter, mit einem ſeltenen Manne machen? „Bittet ihn, Euch dazu zu verhelfen, er wird „es mit Vergnügen thun, und die Perſonen, die „Ihr zu ſehen wünſcht, bey ſich zum Mittags„eſſen einladen, Euch mit ihnen zuſammen„bringen. Man weiß, daß er einen ſehr guten „Tiſch hält, daß er gern zu eſſen gibt; auch ißt „man gern bey ihm, wohl verſtanden indeß, daß „Er ſelbſt daheim ſich nicht mehr Zwang als an„derwärts auferlege.

„Aſtaque hat ſehr viel geleſen, er iſt mit „den guten lateiniſchen, franzöſiſchen und engli„ſchen Schriftſtellern bekannt; er hat natürli„chen Geſchmack, ein feines Gefühl; ob es ihm „gleich ſelbſt an den Anfangsgründen in den ei„gentlichen Wiſſenſchaften gebricht, ſetzt ihn das „gleichwohl nicht in Verlegenheit, und er geſieht „ohne Umſtände ſeine Unbekanntſchaft mit ihnen

„ein, um das Recht zu haben, Fragen an Euch
„darüber zu thun, und sich durch Euch zu unter-
„richten.

„Asaque hatt viel Seelenadel; die Geburt
„und Reichthümer derjenigen, die sein Gesell-
„schaftszirkel begreift, verdunkeln ihm nicht den
„Blick, die Besitzer derselben richtig zu würdi-
„gen; er besitzt von jener und diesen genug, um
„sich ohne Umstände Jedermann gleich stellen zu
„können.

„Man setze noch hinzu, daß Asaque gut,
„mildthätig, menschlich, zwar jachen, leicht auf-
„flammenden Geistes, aber doch sanft ist, ein
„edelmüthiger Feind (wofern er überhaupt Feinde
„haben kann), seinem Temperamente nach ungedul-
„dig, aber nachsichtsvoll aus Ueberlegung; jetzt
„von einer naiven Treuherzigkeit, dann wieder
„von Einfällen überfließend; daß er leicht Lange-
„weile empfindet, sich immer zu seiner Lust viele
„liebliche Entwürfe schafft, keinen aber davon
„ausführt; . . . . er hat davon geredet, und
„das genügt ihm. Allein . . . . werdet Ihr
„mir sagen, Ihr macht mir da eine Schilderung
„mehrerer Personen in einer einzigen. Nun
„wohl! ich habe euch Asaque gezeichnet!“

Herr Cranford stand damals in genauer Verbindung mit der Herzogin von Devonshire,

es war im Jahre 1789. Sie hielt ſich mit ihrem Gemahle in Spa auf. Er wünſchte ſehr, ſie zu ſehen, und drang in mich, ihn dahin zu begleiten; er überredete mich leicht dazu, und wir reiſten ab. Anſtatt uns dort ein Quartier zu miethen, wie Herr Crauford dieſes Paar darum gebeten, nahm es, da ſowohl der Herzog als die Herzoginn eine groſſe Wohnung hatten, ihn in ihrer eigenen auf; wir brachten zwey Monate mit vielem Vergnügen bey ihnen zu. Ganz kürzlich erſt war die Baſtille erobert worden, und der gröſſte Theil des franzöſiſchen Adels hatte auszuwandern angefangen. In Spa befanden ſich die Lavals, die Luxembourgs, die Montmorency's u. ſ. w., die nach Herzensluſt dort tanzten, derweil man in Frankreich ihre Schlöſſer plünderte und verbrannte. Madame de Boufflers und ihre Schwiegertochter waren auch in Spa, von wo ſie nach England herüber kamen. Die Herzoginn von Devonſhire ging dagegen nach Paris, dort Wochen zu halten; ſie kam daſelbſt mit einem Sohne nieder. Ich könnte mich hier weiter über die liebenswürdigen Eigenſchaften dieſer berühmten Dame auslaſſen, allein ich will mich damit begnügen, auch von ihr ein Gemählde zu geben,

wie ich es ungefähr um eben die Zeit, als das von Herrn Crauford, aufsetzte.

„Als Artenice im sechszehnten Jahre ihres Alters zuerst in der großen Welt auftrat, erweckte sie in London die allergrößte Sensation. Sie war groß und wohl gebildet, von glänzender Schönheit und ausgezeichnet edelm Wesen; Aufrichtigkeit strahlte auf ihrem Gesichte, sie zog Jedermanns Auge auf sich; war sie nicht in der Gesellschaft gegenwärtig, so ward man nicht müde, von ihr zu reden, die Bewunderung für sie war allgemein. Selbst von der vornehmsten Geburt heirathete sie einen der Ersten des Königreichs, und befand sich an ihrem Platze. Sie war von großer natürlicher Gutmüthigkeit; alle ihre Handlungen von einer vorzüglichen Güte, Edelmuthe und Wohlwollen geleitet, konnten nicht fehlen, zu gefallen; auch hat es niemals eine Frau in der Welt mehr gethan, ohne daß sie die geringste Anmaßung sich gestattet, und indem sie blos ihrer Laune und ihrem Charakter folgte. Da Ihr Gemahl ein reicher, gefälliger und freygebiger Mann war, wußte sie nicht immer ihren Aufwand in gehörige Gränzen einzuschränken; sie spielte gern, anfänglich hatte sie es nur aus Gefälligkeit gethan, fand aber nachher Ge-

„ſchmack daran. Andre im Mangel zu ſehen,
„war für ſie ein wahres Leiden, und wenn ſie
„nicht genug Geld hatte, lieh ſie lieber welches,
„um davon wegſchenken zu können. Ohne es
„zu wollen, entſchied ſie den Ton in der Geſell-
„ſchaft, gab den Tageszeiten und Stunden an-
„dre Beſtimmungen, leitete ardieteriſch die Mo-
„de; nicht allein in Engelland, ſondern auch in
„Paris ſogar ſuchte man ihr nachzuahmen, er-
„kundigte ſich, wie Artenice es in Dieſem
„oder Jenem hielte, wie ſie ſich kleide, kurz,
„nahm ſie in Allem zum Muſter. Ich bin ſelbſt
„davon Zeuge geweſen. Sie hatte, mehr in ih-
„rem Weſen, als in ihrer Stellung, eine bezau-
„bernde Grazie, und überließ ſich darin lediglich
„dem Eindrucke des Augenblicks. Ihr natürlicher
„Leichtſinn machte, daß ſie Alles unternahm,
„was man ihr vorſchlug; ihren Freunden, oder
„ſogar auch Andern, die ſie nicht kannte, wenn
„ſie ihr nur als unglücklich und hülfsbedürftig
„vorgeſtellt wurden, zu dienen. Sie betrieb
„alsdann die Angelegenheiten derſelben mit ſo
„viel Wärme und fortgeſetztem Eifer, daß es
„gewöhnlich ihr damit gelang, bisweilen indeß
„doch verwickelte ſie ſich durch dieſe ihre Dienſt-
„fertigkeit in Verlegenheiten, die ihr viel unan-
„nehmlichkeiten zugezogen haben. Das, was

„man bey jeder Andern Intrigue genannt haben „würde, ſah man bey Artenicen für nichts „als Dienſteifer gegen ihre Freunde, oder diejenigen an, die ihr ihre Sachen intereſſant zu „machen verſtanden hatten. Intriganten kann „man auch wirklich nur ſolche Perſonen nennen, „die für ihren eigenen Vortheil ſich in Schliche „einlaſſen, Artenice ſorgte aber immer nur „für Andere. In der Geſellſchaft war ſie natürlich, gut, leichten Umgangs. Mitten aus „der Zerſtreuung begab ſie ſich ohne Mühe in „den Schooß ihrer Familie zurück, überließ ſich „in ihr ihrem Geſchmacke, beſchäftigte ſich mit „ihrem Gatten, mit ihrer Mutter, mit ihren Kindern, mit ihrer Schweſter, die damals krank war, „und das mit eben dem Vergnügen, das ſie ſonſt „an den Freuden der groſſen Welt gefunden „hatte. Das Leſen guter Bücher, die ſchönen „Künſte, ſelbſt das Studiren einiger Wiſſenſchaften eröffneten ihrem Geiſte reiche Hülfsquellen, denn ſie war von einer lebhaften und „ſchnellen Faſſungskraft, und wußte ſich ſehr „bald jeden Gegenſtand zu eigen zu machen, „über den es ihr nachzudenken gefiel. In dem „Alter, wo man noch am meiſten an der Welt „hängt, und ehe ſie noch irgend etwas von ihren, Reizen oder ihrer Schönheit verloren,

„hatte ſie ſich gänzlich zurückgezogen, ihrer Fa-
„milie und einer kleinen Anzahl von Freunden zu
„leben.“

Dieſes wurde 1791 geſchrieben. Seitdem habe ich Artenicen ſehr wenig geſehen; aber viel von ihr reden gehört. Da ihre Töchter herangewachſen genug waren, in der Welt vorgeſtellt werden zu können, erſchien ſie mehr als jemals wieder darin, ſie zu produciren. Dieſer Umſtand erneuerte ihren natürlichen Hang für Aufwand und ein wenig Verthun, und dieſer unglückliche Geſchmack hat bisweilen ſehr unangenehme Folgen für ſie gehabt.

Wir kehrten nach London wieder zurück. Herr von Mackenzie, ſeine Gemahlinn und Lady Betty befanden ſich auf ihrem Luſtſchloſſe zu Petersham, zwey Meilen von London. Ich beſuchte ſie dort. Ich fand die Damen Boufflers, die Herzoginn von Biron, die Gräfinn von Grammont, Herrn und Madame de Chalais, den Baron von Breteuil und verſchiedene andre franzöſiſche Große dort, die ſich Häuſer in Richmond gemiethet hatten, wo ſie, durch die Gaſtfreyheit Herrn von Mackenzie's, der ſie aufs Beſte aufnahm, und offene Tafel für ſie hielt, ihre Zeit auf die angenehmſte Weiſe zubrachten.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Die Geſellſchaft zu Petersham. — Die Ausgewanderten. — Der Graf von Woronzow. — Der Prinz von Caſtelcicala. — Der Marquis del Campo.

Herr von Mackenzie bewog mich, den Sommer bey ihm in Petersham zuzubringen, ihm zu helfen, den eben von mir benannten Perſonen die Honneurs zu machen. Ich verſchweige die Nahmen und die Charactere verſchiedner unter ihnen, die ſehr viel zu dem Intereſſe desjenigen, was ich hier anführen werde, hinzufugen würden: Ich will nur im Allgemeinen ſagen, daß man nicht genug den Muth bewundern konnte, mit dem dieſe edeln Unglücklichen den plötzlichen Umſturz ihres Glücks ertrugen, ſo wie die emſige Thätigkeit, mit der ſie ſich Hülfsquellen zu verſchaffen wußten. Sie ſchämten ſich ihrer dürftigen Umſtände nicht, aber ſie wurden erröthet haben, nicht Alles zu thun, ſich aus dieſem Zuſtande herauszureißen. Ich habe Frauenzimmer, aus

den höchſten Ständen und von den angeſehenſten Nahmen, von ihrer Hände Arbeit leben, und verſchiedene Edelleute ſogar Profeſſionen treiben ſehen, ohne irgend dadurch etwas von der Hochherzigkeit ihrer Geſinnungen abzulegen.

Zu dieſer Geſellſchaft vereinigte ſich bey Herrn von Mackenzie noch die einiger auswärtigen Miniſter von dem gröſſten Verdienſte, die er alle Tage bey ſich ſah. Einer von dieſen war der Graf von Woronzow, der erſt Geſandter, und nachher außerordentlicher Ambaſſadeur von Rußland am Londoner Hofe geweſen war. Herr von Mackenzie und er hatten ſich in Neapel gekannt, und ſahen ſich mit Vergnügen in London und Petersham wieder. Der Graf von Woronzow bewunderte Herrn von Mackenzie's Charakter und ſeine tiefen Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften; er kam faſt alle Tage hin, die Abende bey ihm zuzubringen, und pflegte ihn ſeinen lieben Lehrer zu nennen. Herr von Mackenzie liebte den Grafen von Woronzow, als wäre er ſein Sohn geweſen; nie war er glücklicher, als wenn er ihn ſah. Wirklich habe ich auch nie einen Mann gekannt, der mehr angenehme und glänzende Eigenſchaften, als dieſer Graf, in ſich vereinigt hätte. Bey einer edeln und anziehenden Figur, war er zugleich von dem

zuvorkommendſten Weſen, und verband mit einer äußerſten Zartheit in den Geſinnungen eine ſehr ſeltene Beſcheidenheit. Ich will einen Zug von dieſer ſeiner Tugend hier anführen, der mich ſehr lebhaft frappirte. Er war frühzeitig in die Armee getreten, und hatte ſchon im achtzehnten Jahre eine Grenadiercompagnie in der Leibwache des Kaiſers Peter III. kommandirt. Am Morgen des Tages der Revolution, die Catharina II. auf den ruſſiſchen Thron brachte, eilte er, ſo wie er hörte, was vorginge, ſich an die Spitze ſeines Haufens zu ſtellen; er ermunterte ihn, der dem Souveraine ſchuldigen Treue nicht zu vergeſſen, marſchirte mit ihm auf, ſah ſich aber bald von ſeinen Soldaten verlaſſen. In dem Augenblicke fühlt er ſich von Jemand von hinten zu ergriffen, verwundet die Hand an ihn Legenden mit ſeinem Degen, wird aber bald durch die Zahl übermannt und in Verhaft genommen. Dieß iſt die einzige an dieſem Tage vorgefallene Gegenwehr geweſen. Acht Tage nachher ward ihm wieder die Freyheit geſchenkt, er brachte hierauf einige Jahre lang auf Reiſen zu, und als 1770 der Krieg gegen die Türken erklärt ward, wurde er wieder zur Armee berufen, bey der er ſich durch eine glänzende Tapferkeit auszeichnete. Ich aß eines Mittags mit ihm bey

dem Herzoge von Northumberland; der General Clinton, der als Freywilliger bey der ruſſiſchen Armee gedient hatte, war auch dabey gegenwärtig. Nach Tiſche ſprach man von dem berühmten Feldzuge dieſes Kriegs, und beſonders von der am 1ſten Auguſt 1770 vorgefallenen Schlacht bey Cabul. Ich fragte den Grafen von Woronzow, ob er bey dieſem Treffen gegenwärtig geweſen? Er antwortete mir ganz einfach: ja. Als wir vom Tiſche aufſtanden, nahm mich der General Clinton bey Seite, und ſagte zu mir: „Wiſſen Sie wohl, wie er „dabey zugegen war? Er iſts geweſen, der den „Gewinn der Schlacht entſchieden hat; die ruſſiſche Armee beſtand nur aus achtzehntauſend „Mann, und die Türken hatten ihrer hundert „und funfzigtauſend. Der Graf von Woron„zow greift an der Spitze von zwey Bataillons „die Feinde mit unerſchrockenem Muthe an, „durchbricht ihre Reihen, bringt Alles in Unord„nung, und da die übrige ruſſiſche Armee dem „Beyſpiele nachfolgt, wird ein vollſtändiger „Sieg erfochten. So war er dabey.“

Da der Graf von Woronzow Wittwer mit zwey Kindern geblieben war, ſo beſchäftigte ihn ihre Erziehung, und er ſorgte für ſie mit ſo viel Aufmerkſamkeit und Beharrlichkeit, daß ihm

auch die Freude ward, frühzeitig die wohlverdienten Früchte seiner Bestrebungen einzuernten. Diese beyden jungen Personen erfüllten durch ihre glücklichen Anlagen und Talente vollkommen seine Hoffnungen. Kaum war sein Sohn zwanzig Jahr alt, als der Vater ihn an den russischen Hof sandte. Er war schon zum Kammerherrn des Kaisers ernannt worden, da er aber wünschte, lieber in der Armee zu dienen, so erhielt er eine Stelle in der Leibwache, bemühte sich fleißigst, sich die zu seinem Stande erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, und führte sich darin so wohl auf, daß er im zwey und zwanzigsten Jahre schon den Krieg gegen Persien mit machte, in dem er Generalmajor-Adjutant des Prinzen Tzitzianof war, der ihn seinen rechten Arm nannte. Die Gräfinn von Woronzow, des alten Grafen Tochter, eine junge Person von einer höchst angenehmen Gestalt und trefflichem Gemüthe, machte das Glück seines Lebens aus.

Der Prinz von Castelcicala, außerordentlicher Gesandter des Königs von Neapel, war auch einer von denen, die am meisten Herrn von Mackenzie's Gesellschaft besuchten; dieser liebte ihn, und ließ seinem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren. Er war mit großen Vor-

theilen in der Welt aufzutreten, allein seine Geburt und großen Güter wurden noch durch die hervorstechenden Eigenschaften, mit denen er begabt war, verdunkelt. Er hatte einen richtigen Geist, sehr mannigfaltige Kenntnisse, einen sichern Geschmack und eine nicht gemeine Hoheit der Empfindungen. In der Unterhaltung faßte er schnell den Punkt einer Frage, und unterrichtete sich durch das Gespräch. In schweren Umständen war sein Betragen immer durch Grundsätze geleitet, stets edel und standhaft gewesen; er hat oft Beweise davon abgelegt. Er liebte die Wissenschaften, war treu in der Freundschaft, ein guter Sohn, ein guter Ehegatte, ein guter Vater. Seine Tugenden waren bisweilen seinem Vermögen nachtheilig gewesen; er hatte den ersten Bedienungen in seinem Vaterlande entsagt, um einer in Engelland vorzustehen, die sich besser mit seinem Verlangen, frey zu seyn, vertrug, und es ihm verstattete, seinem Wunsche, mit seiner Familie und seinen Freunden zu leben, und sich mit seinen Studien zu beschäftigen, ein Genüge zu thun.

Auch noch einen andern auswärtigen Minister, den Marquis del Campo, sahen wir hier oft, jedoch auf einem weniger vertrauten Fuß. Ich will von ihm nur sagen, daß er als einer

der geschicktesten Hofmänner betrachtet werden konnte, so ich jemals gesehen habe. Er war sehr jung mit dem General Woll nach Engelland gekommen, der bey ihm für eine sehr gute Erziehung gesorgt, und ihn zu seinem Privatsecretair gemacht hatte. Er hatte es so weit gebracht, spanischer Plenipotentiairminister im Jahre 1788 zu werden, und machte in dieser Eigenschaft der königlichen Familie seine Aufwartung nicht allein zu St. James, sondern auch in Windsor, so oft nur der Hof sich dort aufhielt. Eines Tages beym Lever, als der König aus dem Wagen stieg, um sich nach St. James zu begeben, überreichte ihm eine alte Frau eine Bittschrift, und benutzte diesen Augenblick, dem Könige einen Stich mit einem Messer beybringen zu wollen; der Mordstreich ward indessen abgewandt, und der Monarch hatte dabey so sehr gute Fassung behalten, daß er einen Augenblick darauf bey dem Lever mit höchst ruhigem Wesen von dieser Unthat sprach. Es war den Tag nach dem Lever Staatsrath, was denn die Rückkehr des Königs nach Windsor bis sechs Uhr Nachmittags verspäten mußte. Was thut Herr del Campo bey dieser Gelegenheit? Er bedenkt, es wäre möglich, die Königinn könnte in der Zwischenzeit es erfahren,

ren, daß der König mörderisch angefallen worden, und wenn sie ihn nicht um die gewöhnliche Stunde ankommen sähe, seinetwegen in Angst gerathen. Er nimmt also, so wie das Lever vorbey ist, Postpferde, und steigt, wie gewöhnlich, im Palasie von Windsor bey einer Hofdame der Königinn, die er kannte, ab. Da die Königinn sieht, daß ihr Gemahl nicht wieder kommt, und erfährt, der Marquis del Campo sey im Vorzimmer, so läßt sie ihn fragen, ob er beym Lever zugegen gewesen? Er antwortet: ja, er habe den König verlassen, wie er in den Staatsrath habe gehen wollen, Seine Majestät befänden sich vortrefflich. Der König kam wieder, und die erste Sache, von der er die Königinn unterhielt, war die Begebenheit des Anfalls auf ihn in London vor dem Lever. Erstaunt, wie man es sich vorstellen kann, sagt die Königinn, del Campo sey schon drey Stunden im Nebenzimmer, und sie könne nicht begreifen, warum er über diesen Gegenstand kein Wörtchen sich verlauten lassen? Er ward gerufen, und sagte: Da er bey seiner Ankunft erfahren habe, daß von dem Vorfalle noch nichts der Königinn zu Ohren gelangt sey, so habe er es für unnöthig gehalten, sie davon zu unterrichten, sey aber doch nach Windsor

geeilt, weil er geglaubt, es würde gut seyn, sich dort zu befinden, falls etwa ein unvorsichtiger Bericht Ihro Majestät in Schrecken gesetzt hätte, um Höchstdieselbe alsdann beruhigen zu können. Der König und die Königinn wurden von diesem Beweise einer auf eine so neue und feine Art ausgedrückten Aufmerksamkeit bezaubert. Der Marquis fuhr fort, fleißig seinen Hof zu machen, und als bey der Thronbesteigung des Königs von Spanien der dortige Hof einen Ambassadeur schicken mußte, um sie anzuzeigen, ließ der König Ihro katholische Majestät bitten, den Marquis del Campo dazu zu ernennen, was denn auch geschah.

Vierzigſtes Capitel.

Tod der Mylady Betty Mackenzie, und Herrn von Mackenzie's. — Lord Macartney.

Ich brachte ohngefähr zehn Jahre in dieſer angenehmen, obgleich ziemlich einförmigen Laae, beſtändig mit Herrn von Mackenzie und deſſen Gemahlinn in Petersham, den andern Theil des Jahres aber in der Stadt zu; und widmete ihnen den gröſsten Theil meiner Zeit. Aber in den Jahren 1799 und 1800 mußte ich Begebenheiten erleben, die meinem Daſeyn eine ganz neue Geſtalt gaben. Lady Betty Mackenzie ſtarb. Während der ſechs Wochen, daß ſie krank war, verließ ich ſie nicht, und bezeigte ihr alle Sorgfalt, die ich nur für eine geliebte Mutter hätte haben können. Herr von Mackenzie war über dieſen Verluſt in Verzweiflung. Beyde Ehegatten hatten ſich von zarteſter Kindheit an gekannt; ſie waren Geſchwiſterkinder, und hatten mehr als funfzig Jahre lang mit einander verheirathet in

der größten Eintracht gelebt. Man beſchuldigt gewöhnlicherweiſe das Alter, daß es nicht mehr lebhaft empfinde; allein ich habe niemals eine Herrn von Mackenzie's gleichende Fühlbarkeit geſehen. Er wiederholte ohne Unterlaß Youngs Wort: es ſey der Ueberlebende, der ſtürbe! kurz, trotz ſeiner vortrefflichen Geſundheit, war ſein Schmerz doch noch ſtärker als ſie; er unterlag ſeinem Verluſte und ſtarb acht Monate nach ſeiner Gattinn; im ein und achtzigſten Jahre. Dieß iſt die traurigſte Zeit, die ich in meinem Leben zugebracht; denn ich wollte ihn nie auch nur einen einzigen Tag verlaſſen. Er hatte mich ſo ſehr, ſein ganzes Leben lang, mit Wohlthaten überhäuft, daß ich auch nicht den entfernteſten Gedanken daran haben konnte, er würde meiner in ſeinem Teſtamente gedenken; ich ward aber ſehr angenehm überraſcht zu erfahren, daß er mich ſowohl zum Ausrichter ſeines Teſtaments, als zum allgemeinen Legataire zugleich mit ſeinem Neffen, dem Lord Bute, und dem Primas von Irrland, eingeſetzt. Seine Verwandten und ſeine Freunde, ſelbſt diejenigen darunter, mit denen ich die Erbſchaft theilte, gaben dieſem Zeugniſſe ſeiner Liebe für mich, das mich freylich ſowohl bereicherte, als ehrenvoll für mich war, aber das den über die in mein Leben geriſſe-

ne ſchmerzliche Lücke empfundenen Schmerz nicht lindern kann, einen mir ſehr erfreulichen Beyfall.

Das Achtungszeugniß, das meinem Character und meiner Aufführung das Teſtament eines ſo ehrwürdigen Mannes, als Herr von Mackenzie, gab, mit dem ich zwey und vierzig Jahre lang in ſo enger Verbindung gelebt hatte, ſetzte mich noch mehr in der Hochachtung und dem Wohlwollen ſeiner ganzen Familie und ſeiner Freunde feſt. Ich benutzte Dieß, mir eine Geſellſchaft zu verſchaffen, die mir um ſo viel nothwendiger in meinem Alter wurde, weil ich mich weniger im Stande fand, dem Studiren mit eben dem Eifer, wie ehemals, obzuliegen. Derjenige, den ich am meiſten beſuchte, und von dem ich die meiſten Freundſchaftsbeweiſe empfing, war Lord Macartney; ich hatte ſeine Bekanntſchaft vierzig Jahre vorher ſchon gemacht, und ihn oft bey Herrn von Mackenzie geſehn, deſſen Nichte, die Tochter des Lord Bute, er geheirathet hatte. Sein ſeltenes Verdienſt und ſeine Talente, die ihn von Stufe zu Stufe, zu den ausgezeichnetſten Ehrenſtellen erhuben, erfodern, daß ich mich über ihn ein wenig ausbreite.

Lord Macartney war von einem angenehmen Aeußern; er hatte viel geſehen und gut

gesehen; viel gelesen und viel darüber nachgedacht. Von einem starken Gedächtnisse unterstützt, gab es keine Unterhaltung, die er nicht belebt und aufgeklärt hätte. Er war mit dem Geist alles und jedes Gesprächs vertraut; er ernst oder fröhlich, wie es die Gelegenheit mit sich brachte; und von einer sich immer gleichbleibenden Laune.

Ein gebohrner Irrländer, stammte er aus einer Familie, die zwar alt war, aber sich nicht sonderlich illustrirt hatte. Geschmückt mit allen Vorzügen einer vortrefflichen Erziehung, mit hervorstechenden Talenten, natürlichen sowohl als erworbenen begabt, jedoch ohne großes Vermögen, hatte er es frühzeitig darauf angelegt, sich hervorzuthun. Mit diesem Vorsatze trat er in die Welt ein, besuchte fremde Länder, und traf in denselben Verbindungen mit Landesleuten von ihm, deren Rang und Einfluß in England ihm zu Erreichung seiner Absichten dienlich zu seyn schien.

Als er von seinen Reisen zurückkam, benutzte er diese Verbindungen, sich zum Minister und nachmals Ambassadeur an den russischen Hof ernennen zu lassen. Er unterschied sich dort, kam nach London wieder zurück; heirathete die Tochter des Lord Bute, wurde zum

Staatssecretair von Irrland ernannt, erhielt einen königlichen Orden; wurde späterhin als Gouverneur nach der Insel Granada; von da in derselben Würde nach Madras geschickt, woher er, wider den gewöhnlichen Gebrauch, zurückkam, ohne sich bereichert zu haben.

Man suchte nach einem Manne, der durch seine Talente und Kenntnisse geschickt wäre, einer Gesandtschaft wohl vorzustehen, die man nach China zu schicken vorhatte. Die Regierung warf die Augen auf Lord Macartney, zu dieser kitzlichen und mühevollen Gesandtschaft; er führte den ihm gewordenen Auftrag glänzend aus, und Alles in seinem Geschäfte gelang ihm.

Nicht lange darauf mußte bey einer gewissen schwierigen Gelegenheit ein Ambassadeur an den König von Frankreich, Ludwig XVIII., der damals in Verona sich aufhielt, geschickt werden. Die Wahl fiel wieder auf Lord Macartney, als auf den einzigen zu Ausrichtung dieses Auftrags fähigen. Auch richtete er ihn so aus, wie er Alles auszurichten pflegte, was er unternahm.

Damals wurde er zum Pair des Reiches ernannt, und glaubte nun ausruhen zu können. Unterdessen war man wiederum in Verlegenheit

um einen Mann, auf deſſen Einſichten man ſich verlaſſen könne, einer neuen Einrichtung wohl vorzuſtehn, die man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu machen geſonnen war. Niemand war dazu (fand man abermals) ſo gut als Lord Macartney geſchickt; die Regierung drang in ihn, dieß Geſchäft zu übernehmen; er weigerte ſich anfangs, allein den Bitten und ſeiner Erkenntlichkeit nachgebend, reiſte er ab, und entſprach der von ihm gefaßten Meynung.

Endlich ward er denn ſich ſelbſt und ſeinen Freunden wieder geſchenkt. Weiſe ſchlug er es ab, ſich weiter mit den öffentlichen Angelegenheiten abzugeben. Es blieb ihm nur noch eine Arbeit zu vollenden übrig; er hatte koſtbare Materialien über die wichtigſten in die politiſche Haushaltungskunſt, den Handel, die Regierung u. ſ. w. einſchlagende Gegenſtände geſammlet. Niemand iſt beſſer als Er im Stande, ſie gehörig zu bearbeiten; und man ſchmeichelt ſich damit, daß ihm noch jetzt nicht der Gedanke gleichgültig ſeyn wird, ſeinem Vaterlande ſelbſt über die Gränzen ſeines irdiſchen Daſeyns hinaus, damit nützlich zu werden.

Sein Gemählde noch vollſtändiger und gleichender zu machen, muß ich hinzuſetzen, daß

Lord Macartney immer ein groſſer Liebhaber des weiblichen Geſchlechtes geweſen; und man glaubt, daß ihm dieſe Zuneigung nicht unvergolten geblieben iſt. Man wirft ihm vor, er überlaſſe ſich bisweilen zu ſehr einem gewiſſen Hange zu der Art von Spötteley, die man Perſiflage nennt, und vor der man ſich bey ihm um ſo viel mehr fürchtet, weil er dieſe Waffe mit ſehr viel Geiſte handhabt.

Ein und vierzigſtes Capitel.

Lord und Lady S**.

Unter allen denen, die ich in der Geſellſchaft angetroffen habe, wünſchte ich mir keine liebere Bekanntſchaft zu machen, als die des Lord und der Lady S**. Eines Tages, da ich mit ihnen bey Herrn Crauford zu Mittag aß, äuſſerte Lady S** nach Tiſche Neugierde gegen mich, meine Denkwürdigkeiten zu ſehen, von denen ſie, wie ſie mir ſagte, mit Lob reden gehört. Ich brachte ſie ihr, und erlaubte ihr ſogar, ſie mit nach Bath zu nehmen, wohin ſie ſich ſo eben mit Lord S** zu begeben gedachte. Sie und Er ſchienen ſehr damit zufrieden zu ſeyn; und da ich verſprochen hatte, den Sommer mit ihnen auf ihrem Landgute zu Althorpe zuzubringen, ſchrieb Lady S** an den Lord Macartney, ihn zu bitten, mit mir dahin zu kommen, und einige Zeit bey ihnen zu bleiben. Ich folgte mit Vergnügen dieſer Einladung; die

ſo ganz mit meinen Wünſchen übereinſtimmte; und ſtudirte bey meiner Anweſenheit dort, meine gütigen Wirthe genug dazu, daß ich, nach London wieder zurückgekehrt, mich im Stande fand, folgendes Gemählde von der Lady S** aufzuſetzen, welches ich ihr nach Bath, wo ſie ſich damals befand, zuſchickte.

„La Bruyere hat geſagt, im Umgange „mit der Welt ließe ſich nichts Liebli-heres den„ken, als ein reizendes Frauenzimmer, das alle „Eigenſchaften eines rechtſchaffenen Mannes be„ſitzt. Man findet in ihr alsdann das Verdienſt „der beyden Geſchlechte vereinigt.“

„Dieſe zu allen Zeiten ziemlich ſeltene Er„ſcheinung iſt in Lady S** verwirklicht. Sie „iſt von höchſt offenem, natürlichen, Jedermann „ſogleich gefallendem Aeußern, ihre Phyſiogno„mie nimmt im Geſpräche ſogleich genau das We„ſen an, das ſich für den Gegenſtand ſchickt; ſie iſt „im Beſitz einer Grazie, deren Ungezwungenheit „ſie endlich intereſſant macht; vermöge einer ſehr „behändigen Faſſungskraft unterſcheidet ſie ſicher „und rein; verſteht auch aufs halbe Wort. Ein „ſehr gebildeter Geiſt ertheilt ihrem Umgange „eine beynah unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit, „ohne daß ſie gleichwohl glänzen zu wollen „ſcheint, und beynahe nur thut, als ob ſie zu-

„höre. Iſt ſie gleichwohl über Etwas anderer „Meynung als wir, ſo ſagt ſie dieß aufrichtig „heraus; behauptet ihre Weiſe die Sache anzu„ſehen, und Das wohl mit Wärme ſogar, allein „immer mit einem nicht von dem Streitpunkte „abſpringenden Raiſonnement; weis aber auch, „wenn man ihr gute Gründe entgegenſtellt, nach„zugeben; in Fällen, wo ſie es nicht kann, „nimmt ſie ſich immer ſo, daß man ſie dennoch „ſehr mit ihr zufrieden verläßt. Lady S** „iſt eine gute Tochter, eine gute Schweſter, eine „gute Gattinn, eine gute Mutter, und hat ein „vortreffliches Herz. Es iſt beſſer für Diejeni„gen, die mit ihr umgehen, Unrecht gegen ſie, „als gegen Diejenigen zu haben, die ſie „liebt, beſonders aber gegen ihren Gatten. „Er giebt eine Art von Prüfſtein bey ihr für die „Meynung ab, die ſie ſich von Euch machen „ſoll. Man iſt in Abſicht dieſes Punkts auch „gar nicht mißvergnügt über ſie, weil in allen „drey Königreichen kein allgemein geliebterer, ge„achteter und verehrter Charakter lebt, als der „des Lord S** iſt. Dieß iſt ſo wahr, daß ſein „Umgang ſchon für Die von ihm zur Vertrau„lichkeit Zugelaſſenen als ein Lobſpruch gilt.“

„Ich kenne Niemand, weder unter Män„nern oder Weibern, deren Meynung ich lieber

„folgte, als der Meynung der Lady S**.
„Sie hat ein gerades und richtiges Urtheil, viel
„Kenntniß der Welt, und ein nicht gemeines
„Maaß von Scharfſinn. Von Laune iſt ſie
„allerliebſt, nichts ſtört dieſe in ihr, ſogar kör-
„perliches Uebelbefinden nicht.“

„Lady S** hat Religion; nach ihren un-
„trüglichen Grundſätzen hat ſie jederzeit ſich in
„ihrem Betragen leiten laſſen. Ihre Frömmig-
„keit offenbart ſich bey ihr, jedoch mehr in ih-
„ren Wirkungen, als in dem täglichen Geſpräche.
„Sie verabſcheut das Laſter; ſie führt unermü-
„det Streit dagegen, faßt es mit Geiſt, und
„enthüllt es unbarmherzig. Dieſem Abſcheue
„dafür, ihrer Antipathie gegen das, was ſo-
„wohl ſtrafbar als lächerlich iſt, muß man es
„vielleicht zuſchreiben, wenn man ſie beſchuldi-
„get, zu ſtreng in ihren Urtheilen zu ſeyn; und
„ihre Verachtung gegen die Thoren, ihren Ekel
„vor langweiligen Leuten, bisweilen mit zu vie-
„ler Stärke auszudrücken.“

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Von der Geſellſchaft in Engelland.

Es iſt für Fremde in Engelland ſchwerer, als in irgend einem andern Lande, zu einem vertrauten Zutritte zur Geſellſchaft zu gelangen. Was ich hier darüber auseinander ſetzen will, und aus einem kleinen Werke entlehne, welches ich einſt zum Unterrichte für die Ausländer bekannt gemacht habe, wird dieſe meine Behauptung ausführlich und überzeugend unterſtützen.

Die Geſellſchaft iſt in Engelland nicht auf eben den Fuß wie die in Paris, in Wien, in Rom, in Neapel eingerichtet; die Engelländer haben dafür einen ihnen eigenthümlichen Maaßſtab; ſie genießen auf ihre Weiſe; aber wenn er ſich in dieſe nur fügt, kann auch der Fremde gleichwohl daran Theil nehmen.

In der erſten Claſſe der Geſellſchaft, iſt die größte Anzahl der Männer im Parlamente beſchäftigt; die Einen ſind pairs des Königreiches

nd Mitglieder des Oberhauſes; ihre Söhne, hre Anverwandten, die mit ihnen Verſchwäger- en, befinden ſich im Unterhauſe; ſo wie auch iele Edelleute aus der Provinz, ſo während der Sitzung des Parlamentes nach London kommen, ich dort aufzuhalten. Die Stunden, wo das Parlament ſeine Sitzungen hält, ſind ſehr unge- wiß; man bleibt oftmals bis Mitternacht, bis Ein, Zwey Uhr Morgens, und noch länger darin beyſammen. Daraus entſteht die Schwie- rigkeit, (ſo lange das Parlament ſitzt,) feſtge- ſetzte Stunden für die Mittagsmahlzeiten, aus- genommen am Sonnabende und Sonntage, und an einigen Tagen der Parlamentsferien. Gleich- wohl halten die Damen Abends große Aſſem- bleen; allein eben obiger Grund bringt es mit ſich, daß verhältnißmäßig gegen Frauenzimmer man ſehr wenig Männer darin antrifft; entwe- der, weil, nach dem Weggehen aus dem Parla- mente, die Männer ſich nach ihren Häuſern be- geben, oder auch in die Clubbs gehen, zu Nacht zu eſſen; oder weil ſie, da es alsdenn ſchon ſpät iſt, ſich nicht darum anziehen mögen, u. ſ. w. — Dieß ... was die erſte Claſſe be- trifft!

Unter der guten oder angeſehenen Bürger- ſchaft ſind auch verſchiedene Mitglieder des Par-

laments, oder beschäftigen sich, ohne es zu seyn, dennoch mit den öffentlichen Angelegenheiten, und mögen gern davon reden; auch sie haben ihre Clubbs, und die meisten finden mehr Vergnügen in diesem Zusammenkommen, als mit den Freundinnen ihrer Frauen Karten zu spielen. Man setzt noch hinzu, daß man in dieser Klasse sehr wenig von der in Frankreich so genannten Galanterie weiß; Jeder hält sich blos an seine Frau, die er gewiß ist, den Abend mit den Uebrigen seiner Familie daheim beym Nachtessen anzutreffen. Außerdem haben noch fast alle Engländer Geschäfte, Lieblingsbelustigungen, liegen wissenschaftlichen Studien ob, oder suchen sonstige Vergnügungen, denen sie sich ergeben, als ob es Geschäfte wären. Sie ziehen das, was sie von Zeit übrig haben, in ihrem Hauswesen zuzubringen, dem traurigen Vergnügen vor, in Assembleen zu laufen; gleichwohl gehen diese dessen ungeachtet ihren Gang fort, und sind sehr zahlreich. Es gibt vielleicht nicht weniger als zweyhundert Häuser in London, in denen den ganzen Winter lang zwey bis drey Assembleen gegeben werden, wo denn bisweilen wohl ihrer drey bis vier an Einem Abende vorfallen. Die Gesellschaft fängt an um neun oder zehn Uhr zusammen zu kommen. Die Personen, die nach

der

der Mode leben, Mannsperſonen und Frauenzimmer, und von denen manche in alle drey eingeladen ſind, gehen in jede, bleiben kürzer oder länger darin; die Einen gehen heraus, die Andern kommen, drey- bis vierhundert Leute begegnen einander, ohne ſich zu kennen; reden ſich an, ohne die Antwort abzuwarten; Spieltiſche ſtehen in den verſchiedenen Zimmern, und das dauert ſo bis ein oder zwey Uhr an den Morgen hin. In einigen Häuſern wird zu Abend zu eſſen gegeben; allein doch nur ſelten. Kommen Franzöſen oder Franzöſinnen hin, ſo macht man ihnen Komplimente, man glaubt, daß ſie das am meiſten lieben; allein man ſtelle ſich nicht vor, dieß ſey herrſchendet Ton. Es iſt einige Jahre her, daß ich in Paris beym Prinzen von Conti den Vicomte von Noailles ſah, der von London zurückkam, wo er ſich ſechs Wochen lang aufgehalten hatte. Er wollte der Geſellſchaft von der Art dort zu leben einen Begriff machen, und ſagte unter andern Dingen, man eſſe in Engelland wohl zu Abend, allein nicht zu Mittage. Ich verwunderte mich ein wenig über dieſe Behauptung, und nahm mir die Freyheit, ihm zu bemerken: ich wäre nur erſt ſeit einem halben Jahre aus Engelland abweſend, und es ſey mir vorgekommen, als wäre dieß nicht dort Sitte.

Er verſicherte mich ſehr ernſtlich, ich würde Alles ganz verändert finden, wenn ich wieder hin käme; — als ob eine Nation innerhalb eines Jahres ſo ganz ihre Gebräuche umwandelte! So täuſcht man ſich aber, wenn man aus wenigen einzelnen Erfahrungen immer Folgerungen aufs Ganze machen will.

Außer dieſer Art, ſich zu begegnen, gibt es noch im Winter und Frühlinge Familiengaſtmahle und andere, zu denen Freunde zuſammenkommen, die ſich einander reihum bewirthen, und eine Art von beſtimmten Kränzchen haben. In dieſe darf man aber nicht kommen, wenn man nicht ganz beſonders dazu eingeladen wird. Auch gibt es keine Stadt in Europa, wo es weniger Sitte als in London wäre, ungebeten ſich bey einem Freunde zum Mittagseſſen einzufinden. Man würde Gefahr laufen, ſich ſagen laſſen zu müſſen: der Herr des Hauſes ſey ausgegangen, eſſe wo in der Stadt, oder er habe eine beſondere Geſellſchaft bey ſich; der Tiſch ſey voll, und man ſehe es nicht gern, ſo unvorbereitet überfallen zu werden. Vielleicht gibt es von dieſer Regel einige Ausnahmen, ich kenne ſie aber nicht, und am Ende machen Ausnahmen nicht die Regel.

Was die Clubbs oder die Cotterieen betrifft,

ſo weiß Jedermann, daß es Zuſammenkünfte von Männern ſind, die ſich für einander beſonders ſchicken, und die ſelbſt die Mitglieder ihrer Geſellſchaft unter ſich ausleſen. Es giebt Häuſer, welche dazu auf gemeinſchaftliche Koſten eingerichtet ſind, in die man zu allen Stunden gehen kann. Man lieſt die Zeitungen darin, man ſpielt, man ißt zu Abend. Es giebt ſolcher Clubbs für Perſonen jedes Ranges, für alle Klaſſen, ſogar für Handwerker. Dieſe begnügen ſich mit einem beſondern Zimmer in einem Wirths- oder in einem Kaffeehauſe.

In den Provinzſtädten iſt man ein wenig geſellſchaftsliebender. Die Hinderniſſe, die das Parlament in London veranlaßt, finden daſelbſt nicht Statt; man verſammelt ſich leichter, übrigens aber läuft es beynahe auf das Nämliche hinaus. Was die Art betrifft, wie man auf dem Lande lebt, ſo iſt es damit ein wenig anders. Auf dem Lande prunken die Engelländer mit ihrem Luxus, und machen ihren hauptſächlichſten Aufwand, auch üben ſie darauf eine gewiſſe Gaſtfreyheit aus. Es giebt wenige groſſe Herren, wenige Edelleute, wenige Reiche, die nicht ein Gut oder ein Haus auf dem Lande, ihrem Stande angemeſſen, hätten; die Einen prächtige und glänzende, alle aber wenigſtens

bequeme und reinliche. Sie nehmen ſehr gern ihre Freunde und Fremde dort auf; unterdeſſen ſehen ſie es doch gern, daß man ihnen vorher anzeige, wenn man zu ihnen kommen will, weil es ſich leicht zutragen könnte, daß ſie ſich auf einige Tage bey ihren Freunden in der Provinz abweſend befänden, oder daß ihr Haus voll wäre, oder daß ſie auch ſonſt einen Sommerplan auszuführen hätten, den ſie nicht gern abändern möchten.

Die Art, auf dem Lande zu leben, iſt mehr oder weniger ungezwungen, je nach der Laune des Herren des Hauſes. Gewöhnlich frühſtückt die Geſellſchaft und ißt zu Mittage und Abend beyſammen. Diejenigen, die es anders damit halten, ſind eine Ausnahme von der Regel. Nach dem Frühſtück geht, reitet oder fährt man ſpazieren, und iſt darüber ziemlich frey; man kommt wieder zum Mittagseſſen nach Hauſe; nach Tiſche ſchwatzt oder ſpielt man bis zum Abendeſſen. Die Stunden ſind genauer beſtimmt und vertheilt, als in der Stadt, und da dort keine Geſchäfte vorfallen, ſo lernt man die Engelländer nirgends beſſer in ihrer natürlichen Laune, als auf dem Lande, kennen. Dieſe Laune iſt nicht ſo düſter, als man ſichs gewöhnlicherweiſe vorzuſtellen pflegt, vielmehr herrſcht auf dem Lande

unter ihnen ein gewiſſes ununterbrochenes Luſtigkeitsweſen, darüber Diejenigen ſich ſehr wundern würden, die dieſe Nation nur aus Romanen fremder Schriftſteller kennen, welche vielleicht nie einen Fuß in ihr Land geſetzt.

Die Gelehrten machen in London keinen Körper, wie in Paris, aus; man kann auch nicht ſagen, daß ſie einen eigentlichen Stand bildeten. Es giebt kein Haus, das Gelehrte vorzugsweiſe vor einem andern beſuchten; man kennt die franzöſiſchen Bureaux d'Esprit in London nicht. Eine Dame von Stande verſuchte einmal vor einigen Jahren eins zu ſtiften, und einen Tag in der Woche eine Aſſemblee dieſer Art bey ſich zu haben; allein Dieß wurde zuletzt allgemein lächerlich. Wenn ſolche Engelländer, die wahrhaftig gelehrt ſind, gern prahlten, ſo würden ſie ſich eher rühmen in eine ſolche Geſellſchaft nicht zu gehen, als Mitglieder davon zu ſeyn. Die Gelehrten unter allen Ständen leben vielmehr ganz jeder für ſich allein; vom Pair des Reichs an, bis auf den Handwerker, der ſich etwa auf eine Wiſſenſchaft gelegt hat; jener für ſein Vergnügen; dieſer für ſeinen Nutzen. Diejenigen, welche einerley Gegenſtände der Studien mit einander gemein haben, ſehen ſich gegenſeitig, und theilen ſich einander mit; allein

man ſieht nicht, wie anderwärts, den Naturkundiger, den Dichter, den Mathematiker ſich einander aufſuchen, um darüber übereinzukommen, daß ſie einander loben wollen, ob ſie gleich einander nicht zu würdigen verſtehn.

Für Kranke giebt es keine Geſellſchaft in Engelland; ich meine nämlich: für zu Bette liegende Kranke. In Frankreich, in Italien, reiſt man wohl manchmal zwanzig Meilen weit, ſich am Kopfkiſſen ſeines kranken Freundes einzufinden; hier verläßt man ihn, wenn man mit ihm in einem Hauſe iſt. Hat er Halsweh, ſo könnte man welches abbekommen; ein Fieber? es könnte anſteckend ſeyn; ein Faulfieber? das iſt nun vollends die Peſt! den Kranken ſelbſt verlangt nach Ruhe; vielleicht hat er Recht darin. Ich will hier weder loben noch tadeln; ſondern erzähle nur die Sache, wie ſie iſt.

Ich habe mich vielleicht ein wenig lange bey dieſem Gegenſtande aufgehalten, allein gedacht, daß wenn dieſe Denkwürdigkeiten einſt öffentlich erſcheinen ſollten, ſie zum wenigſten eben ſo viel außer, als in Engelland werden geleſen werden; da nun der Zuſtand der Geſellſchaft in dieſem Lande ſo verſchieden von demjenigen in andern iſt, wird man es mir hoffentlich Dank wiſſen, eine genaue und beſtimmte Idee davon gegeben

zu haben. Ich habe mich dazu um ſo viel mehr aufgefodert gefunden, weil ich noch niemals einen Reiſenden getroffen, der ſich nicht über die Schwierigkeiten beklagt hätte, die es koſtete, in Londoner Geſellſchaften einzudringen. Ich habe geſagt, worin der Knoten liegt: in den öffentlichen Geſchäften; und will nur noch hinzuſetzen, daß der Partheygeiſt, der gewöhnlicher Weiſe mehr oder weniger heftig in Zirkeln herrſcht, und ſich ſogar oft in die Familien einſchleicht, häufig ein ſehr unangenehmes Hinderniß der für die Geſellſchaft ſo nothwendigen Eintracht wird, und ihren beſten Reiz zerſtört. —

Glücklicherweiſe für mich überhoben mein Stand und meine Lage mich der Nothwendigkeit, eine politiſche Meynung zu haben; und wenn ich auch eine hatte, ſo fühlte ich, es gezieme ſich mir nicht, ſie öffentlich an den Tag zu legen. Vermittelſt dieſer Zurückhaltung bin ich immer ſo glücklich geweſen, Freunde in allen Partheyen zu haben, und wie ſchwer es auch bisweilen war, eine ſolche Vorſicht immer zu beobachten, glaube ich doch nie mich darin ſo weit verſehen zu haben, daß ich mir das Wohlwollen irgend Jemandes entfremdet hätte; ausgenommen in dem Falle, den ich angeführt, und in dem ich doch, ich darf es ſagen, keine Gelegenheit dazu gegeben hatte.

Drey und vierzigſtes Capitel.

Beſchluß dieſer Denkwürdigkeiten. — Schutzſchrift des Verfaſſers, ſie geſchrieben zu haben.

Ich glaube dieſe Denkwürdigkeiten hier endigen zu müſſen. Da ich den feſten Entſchluß gefaßt, wo ich mich auch aufhalten werde, von nun an ein einſames Leben zu führen, ſo habe ich nicht die Eitelkeit zu glauben, daß ich noch ferner meinen Leſern etwas darbieten könnte, was ſie zu intereſſiren vermöchte. Man hat ſogar bemerken können, daß ich, ſo viel als es möglich geweſen, vermieden habe, mich als einen Gegenſtand aufzuführen, der es würdig wäre, die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich zu ziehen; ich habe mich vielmehr nur ſo viel eingemiſcht, als nöthig war, die Perſonen, von denen ich reden wollte, darzuſtellen; und mich gleichſam als einen Faden betrachtet, an den ich die von mir geſammelten Anecdoten, und die Be-

Gemählde derjenigen, ſo ich gekannt, anreihen könnte. Wenige Menſchen, glaube ich, haben ſo viele Gelegenheit gehabt, wie ich, eine ſo große Anzahl berühmter Perſonen kennen zu lernen, ſich ihnen zu nähern, und in genauere Berührungspunkte mit ihnen zu gelangen, als die iſt, deren Charaktere ſich hier aufgezeichnet finden, und die vielleicht niemals durch die Geſchichte ſo getreu werden dargeſtellt werden. In den Vorfällen meines Lebens, die mich einzig betreffen, habe ich geſucht von mir ſelbſt ſo zu reden, wie ich es gethan haben würde, hätte ich als ein Dritter von mir zu ſprechen gehabt. Da die mannigfaltigen Lagen, in denen ich mich befunden, es mir zugelaſſen, mit Aufmerkſamkeit die verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft zu betrachten, ſo hat es mir geſchienen, dieſer einzige Umſtand reiche zu, mein Unternehmen, ſie muſtern zu wollen, zu rechtfertigen, und ich wage, mir zu ſchmeicheln: man werde mich nicht beſchuldigen, eine Hauptrolle darin zu ſpielen vermeint geweſen zu ſeyn.

Ich hätte dieſe Denkwürdigkeiten vielleicht noch mehr würzen können, wenn ich der dem menſchlichen Geiſte natürlichen Bösartigkeit freyer den Zügel ſchieſſen laſſen wollen. Weit

aber hiervon entfernt, habe ich, nachdem ich ſie geſchrieben, lieber mehrere Stücke daraus ausgemerzt, die ohne Zweifel dem gröſsten Haufen meiner Leſer als ſehr beluſtigend vorgekommen ſeyn würden. Allein ich habe bemerkt, daſs ſolche Züge mehr Ehre dem Geiſte eines Erzählers, als ſeinem Herzen bringen, und deſswegen jenem nicht verſtattet, auf Unkoſten dieſes zu ſchimmern. Ich wäre vielleicht noch unterhaltender geweſen, hätte ich Alles bekannt gemacht, was zu meiner Kunde gekommen; verſchiedene Urſachen indeſs haben mich bewogen, dieſer Befriedigung meiner Eigenliebe zu entſagen. Was ich dem Zutrauen meiner Freunde ſchuldig war, die Furcht, ſchätzenswerthe Perſonen in irgend Etwas zu kränken; die Verpflichtung, von Allem ſtill zu ſchweigen, was noch Lebenden nachtheilig werden könnte, oder dem Gedächtniſſe derjenigen Unrecht zu thun vermöchte, die nicht mehr vorhanden ſind; der Widerwille endlich, den ich ſtets hatte, geheime Schwächen aufzudekken: alle dieſe Urſachen, ſage ich, haben mich vorſichtig in der Art ſeyn laſſen, mich über beſchriebene Perſonen auszudrücken, ohne daſs ich jedoch mich verbunden zu ſeyn geglaubt, die-

ſelbe Rückſicht in Abſicht auf die Fehler oder Vergehungen zu beobachten, die von ihnen ſchon ſelber noch mehr, als ich es gethan, dem Publico enthüllet worden ſind.

Wenn, ungeachtet dieſer Betrachtungen, man mich noch tadeln wollte, dieſe Denkwürdigkeiten aufgezeichnet zu haben: was könnte man mir dann wohl in dieſem Betreff verwerfen, was nicht alle Diejenigen mit mehr Grund noch träfe, die vor mir ähnliche Schriften bekannt gemacht; und die, außer dem Egoism, der in ihren Arbeiten herrſcht, gegen Andre darin weit weniger Schonung bewieſen haben, als ich es gegen Alle, von denen ich geredet, zu thun mich bemüht. Wie viele Charactere ſind nicht in den Memoiren des ſiebzehnten Jahrhunderts in einem ſchmählichen Lichte auf die Nachkommenſchaft gekommen; und Das oft durch Perſonen, welche ſich für Freunde ihrer Gezeichneten ausgaben.

Baſſompierre's, la Rochefoucault's, des Cardinal Retz, Joli's, Madame de Motteville's, Gourville's Memoiren u. ſ. w. wimmeln von Beweiſen desjenigen, was ich behaupte. Hätte ich ſo wie ſie verfahren, ſo würde ich der Erſte

ſeyn, mich zu tadeln; anſtatt mich durch ihre Beyſpiele entſchuldigen zu wollen; allein man kann mir nicht mit Gerechtigkeit einen ſolchen Vorwurf machen. Ich habe vielmehr die Characters verſchiedener Perſonen, über die ich ſtarke Urſache hatte mich zu beſchweren, und deren Verfahren gegen mich bisweilen empörend erſchienen wäre, falls ich ſie mit allen ihren Umſtänden dargeſtellt, mit Nachſicht behandelt. Wenn, indem man die hingeſtellten einfachen Thatſachen lieſt, einige der bey mir vorkommenden von meinen Leſern der Ungerechtigkeit oder Undankbarkeit ſchuldig geachtet werden dürften, ſo mögen ſie ſich ſelbſt es verdanken; ſie ſind von mir nur mit den Farben geſchildert worden, die ſie ſelber ſich wählten. Alles, was man mir mit einigem Schein von Grunde vorwerfen könnte, möchte vielleicht ſeyn: daß ich mich zu oft durch eine Claſſe von Menſchen hinter das Licht führen laſſen, die ich früher hätte ſollen kennen lernen, als ich es gethan habe, und deren Geſellſchaft ich, trotz aller der damit verbundenen Nachtheile, die ich ſelber ſah, und auf die meine Freunde mich aufmerkſam machten, mit zu vielem Eifer zu ſehen die Schwäche gehabt.

Ungeachtet so vieler Gründe, die ich anführen könnte, die Verfertigung dieser Denkwürdigkeiten zu rechtfertigen, habe ich doch bisher, (denn es sind wohl schon dreyßig Jahre, daß ich den größten Theil davon schrieb,) mich nicht zu entschließen vermocht, sie, ehe als in diesem Augenblicke, bekannt zu machen, wo ich es endlich thue; allein da meine Freunde in mich drangen, eine Menge denkwürdiger Anecdoten nicht zu vergraben, konnte ich nicht umhin, endlich die Parthey zu ergreifen, sie zu sammlen, und ihnen diese Gestalt zu geben. Ich habe darüber einige Personen von anerkannt gutem Geschmacke zu Rathe gezogen, die ein vortheilhaftes Urtheil darüber gefällt. Mit diesen Vorsichten noch nicht zufrieden, habe ich, als ich sie dem Drucke zuerst übergab, nur erst eine kleine Anzahl davon abziehen lassen; sowohl, um noch bequemer den Rath meiner Freunde darüber einzuholen; als auch um wohl sogar Gelegenheit zu finden, gleichgültiger Personen Urtheil darüber zu hören, indem ich das Buch in ihre Hände kommen ließe, ohne daß sie erführen, welche Absicht ich eigentlich dabey hätte. Durch dieß Mittel konnte ich hoffen die Wahrheit zu erfahren; und zu einem freyen

und unpartheyiſchen Richterſpruche über mein Geſchriebenes zu gelangen. Dieß iſt mir auch, ſo wie ich Urſache hatte es zu erwarten, nicht mißlungen. Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, den darüber eingeſammelten Meynungen mit aller Gelehrigkeit eines Mannes zu folgen, der nicht nur wünſcht, die Zufriedenheit des Publicums mit ſich zu erhalten; ſondern auch Denjenigen nützlich zu werden, denen ſeine Erfahrung zur Lehre gereichen kann.

Ein anderer aus der Leſung dieſes Buches zu ſchöpfender Vortheil, iſt vielleicht die Betrachtung: daß, bey den Schwierigkeiten der von uns durchlaufenen Lebensbahn, wir keinen ſicherern Wegweiſer als die Religion haben können. Man ſpricht viel von der Ehre und von der Philoſophie; allein es ſind unbeſtimmte Worte, denen ein Jeder, je nachdem ihn ſeine Laune oder ſein Eigenvortheil treibt, eine verſchiedene Auslegung giebt.

Die chriſtliche Religion hingegen ertheilt uns allein ſichere und feſtſtehende Regeln für unſer Betragen. In ihrer Einfachheit und Reinheit iſt ſie die unfehlbare Leiterin für eines

Jeden Thun und Laſſen; zweckmäßig für wen es auch ſey, unterrichtet ſie gleicherweiſe den König und den Bauer in ſeinen Pflichten; und man arbeitet, — folgt man nur genau ihren Vorſchriften, — für ſein Wohl in dieſem Leben, und ſichert ſich das Glück eines künftigen.